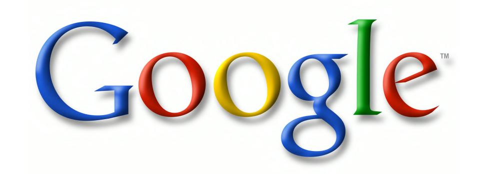
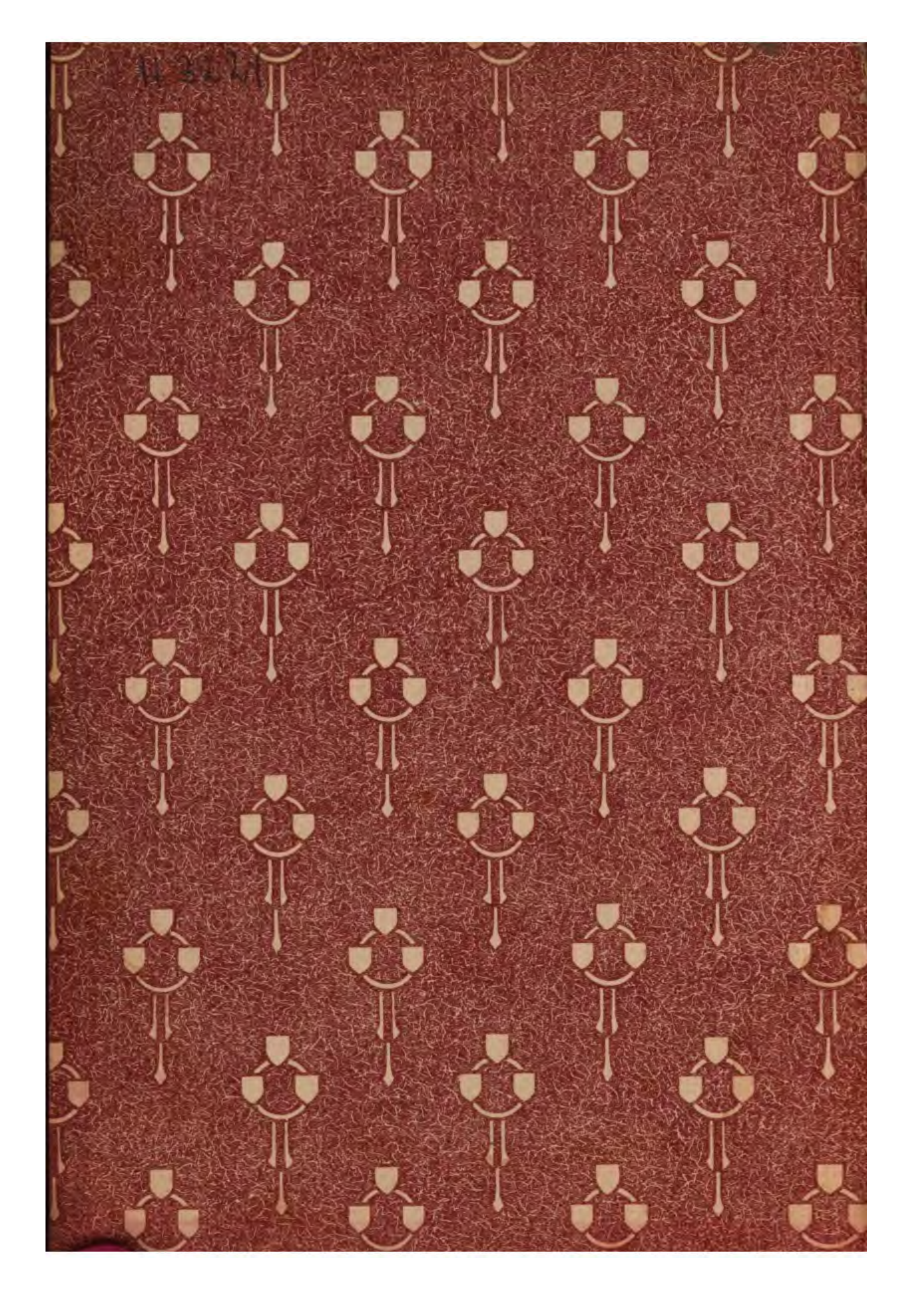


Joh. Martin Usteri

von

A. Nägeli






STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Johann Martin Usteri.

(1763—1827)

Von

Dr. Albert Nägeli.

Zürich.
Verlag von Fäsi & Beer.
1907.

Meinen lieben Eltern
gewidmet.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit will das Leben Johann Martin Usteris auf Grund der erreichbaren Quellen schildern und die Stellung untersuchen, die er im literarischen und künstlerischen Leben seiner Heimat einnahm. Sie soll zugleich ein bescheidener Baustein sein zu einer vielleicht künftig zu erwartenden Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz seit Bodmer. Usteri hat bis jetzt keine umfassende Bearbeitung gefunden; ich gebe deshalb in der Einleitung eine möglichst genaue Uebersicht der Quellen nebst einer Bibliographie. Gerne hätte ich ein Verzeichnis der Kunstdrucke nach Usteris Zeichnungen beigefügt, wenn dadurch das Buch nicht zu umfangreich geworden wäre. Ein solches Verzeichnis liegt bereits fast ganz ausgearbeitet vor und wird in der Sammlung der Zürcherischen Kunstgesellschaft, wo Usteris künstlerischer Nachlaß liegt, allen Interessenten zur Verfügung stehen.

Es erübrigt mir noch, allen denen, die meiner Arbeit helfend und fördernd zur Seite standen, meinen herzlichen Dank auszusprechen, vor allem Herrn Prof. Dr. Adolf Frey, unter dessen Augen die Arbeit entstanden ist, dann besonders meiner lieben Mutter. Die Stadtbibliothek und die Kunstgesellschaft in Zürich stellten mir den ganzen Usterischen Nachlaß in zuvorkommendster Weise zur Verfügung; von Herrn Friedrich von

Fischer in Bern und Freiin Hildegard von Laßberg auf Schloß Mersburg erhielt ich wertvolle Quellenstücke. Gelegentlichen Rat und Auskunft erteilten mir bereitwillig die Herren Dr. H. Barth, Winterthur, Prof. Dr. C. Brun, Zürich, Dr. A. Häfliger, Basel, Dr. F. Heinemann, Luzern, Prof. Dr. Otto Hunziker, Zürich, Dr. R. Kraus, Stuttgart, Dr. Th. von Liebenau, Luzern, Dr. A. Ludin, Prof. Dr. G. Meyer von Knonau, Zürich, Dr. F. von Mülinen, Bern, Prof. Dr. J. R. Rahn, Zürich, Dr. P. Suter, Küsnacht; ferner die Verlagshandlungen Philipp Reclam jun., Leipzig und Herder, Freiburg im Breisgau.

Zürich, im Mai 1906.

Dr. **Albert Nägeli.**

Inhaltsverzeichnis.

Seite:

Quellen zu Usteris Biographie.

Zu den wesentlichsten Erfordernissen einer Biographie gehört, daß sie ihren Helden soviel wie möglich selbst reden läßt. Nur so wird sie das Bild einer Persönlichkeit lebendig und plastisch auf dem Hintergrunde ihrer Zeit vor unsern Augen erstehen lassen, wenn sie an Hand persönlicher Dokumente die feinen und feinsten Fäden seelischer Entwicklung bloßlegen, unter einander verknüpfen und in ein Ganzes ordnen kann.

Das achtzehnte und das beginnende neunzehnte Jahrhundert haben uns eine Fülle solcher Dokumente hinterlassen, und wer sich mit einem Dichter oder Künstler der Schweiz jener Zeit näher beschäftigt, wird im allgemeinen nicht über den Mangel an Quellenmaterial zu klagen haben. Die Aufzeichnungen Ulrich Hegners geben ein Bild der ganzen geistigen Kultur der Schweiz während eines halben Jahrhunderts, wie sie sich in einer starken, klar beobachtenden Persönlichkeit spiegelt; ebenso bietet der Nachlaß des Zürchers David Heß eine Menge biographischen wie wertvollen kulturhistorischen Materials.

Um so überraschender ist, daß gerade bei Usteri, der mit den beiden Genannten die engsten Beziehungen unterhielt, diese Quellen äußerst spärlich fließen. Aus zwei Ursachen läßt sich diese — auf den ersten Blick auffallende — Tatsache erklären:

1. hat Usteri nie das Bedürfnis gehabt, über sein Leben Aufzeichnungen zu machen oder seine innern Erlebnisse mit der Feder festzuhalten. Was sich an Tagebuchblättern erhalten hat, sind kurze, geschäftsmäßige und meist ganz unpersönliche Notizen. Ebenso hat er seine Freunde in den Briefen, die sich von ihm

erhalten haben, fast nie in sein Inneres blicken lassen und nur ganz selten sich über seine eigenen Arbeiten ausgesprochen. Äußerst liebenswürdig, oft witzig, oft geschäftlich nüchtern, geben diese Briefe dem Biographen eine geringe Ausbeute.

2. Usteri starb ohne Nachkommen und hinterließ eine geisteskranke Frau. Der literarische und artistische Nachlaß ging, nachdem ihn David Heß — wie unten gezeigt wird[1]) — geordnet hatte, in den Besitz öffentlicher Institute über; alle Privatkorrespondenz und Aufzeichnungen mehr persönlichen Inhalts blieben in den Händen der Erben und wurden hier im Laufe der Jahre zerstreut. Manches mag schon gleich nach Usteris Tode abhanden gekommen sein. In einem Briefe an Hegner vom 7. August 1828[2]) erzählt Heß von der „immer halb wahnsinnigen Frau" Usteris, die „nach ihrer Art" in dessen Papieren gewühlt und sie zu allen möglichen Zwecken verwendet habe. Heß hat soviel als möglich in seine Hände zu bekommen gesucht und so Manches vor dem Untergange gerettet. Noch in den letzten Jahren sollen — wie mir erzählt wurde — Usterische Papiere nach dem Tode ihrer letzten Besitzerin vernichtet worden sein.

Ich gebe im folgenden eine Übersicht über die ungedruckten und gedruckten Quellen zu Usteris Lebensbeschreibung.

A. Ungedruckte.

1. Tagebuch Usteris aus dem Revolutionsjahr 1798, ein kleines mit winziger Schrift bedecktes Notizbuch, in das ein Bogen loser Blättchen eingelegt ist. Im Nachlaß (Mskr. Usteri 91) Stadtbibl. Zürich.

---

[1]) S. u. Kap. VI u. XVII; über Heß S. 55ff u. ö.

[2]) Z-T-B. 1889 S. 50.

2. Die Gebrüder Usteri, Martin und Paulus, von Zürich. 2 Bll. 4°. Mskr. eng beschrieben, im Nachlasse Sigmund von Wagners (im Besitze des Herrn von Fischer in Bern). Verfasser unbekannt. Ein Konzept mit Korrekturen fand sich in Heß' Nachlaß (F. A. David Heß, No. 31). Stadtbibl. Zürich.
3. Eine besonders wertvolle Quelle sind die von David Heß gesammelten „Materialien zu der Lebensbeschreibung und Herausgabe der Dichtungen Johann Martin Usteris" (F. A. David Heß, No. 31 u. 32), wo auch zahlreiche der unten angeführten Briefe liegen.
4. Biographie und Charakterschilderung Johann Martin Usteris von Oberrichter Hs. Conrad Nüscheler, vorgelesen auf der Zunft zur Waage am Sechseläuten, 24. März 1828. 20 S. Das Original in Privatbesitz. Eine Kopie, die Heß anfertigen ließ, in F. A. Dav. Heß, 31,2.
5. Für Usteris Tätigkeit in der Künstlergesellschaft diente mir als Quelle die im Archiv der Kunstgesellschaft aufbewahrte handschriftliche „Geschichte der Gesellschaft der Künstler und Kunstfreunde in Zürich. Im Auftrag der engern Kommission der Gesellschaft zusammengeschrieben von Joh. Heinr. Meyer 1806 bis 1809".
6. Briefe von Usteri:

   1 aus Usteris Knabenjahren an seinen Vater (o. D.)
   11 an Eltern und Geschwister, 1778—1783
   25 an die Schwestern von der Reise 2. Sept. 1783 bis 12. Juli 1784
   7 an seine Schwestern, 1785—1788; 1812
   } in einem Umschl. Kunstgesellsch. 3.

   1 an J. H. Meyer, 3. VIII. 1801. Mskr. Usteri 45.
   7 an J. J. Horner, 1803—1819. Nachlaß J. J. Horners. Stadtbibl. Zürich.
   1 Einladungsschreiben zur Künstlerversammlung in Zofingen 13. IV. 1806. Kunstgesellschaft 3.
   33 an David Heß, 1809—1827. F. A. David Heß, 32,5.
   30 an Ulrich Hegner, 1809—1827. Hegners Nachlaß, No. 210. Stadtbibl. Winterthur.
   3 an Sigm. v. Wagner, 1810—1820. F. A. D. Heß, 39,10.
   1 an Hans Georg Nägeli, 10. X. 1814. Nachl. H. G. Nägelis. Kantonsbibl. Zürich.

14 an Frau Marie v. Escher-Vischer, 1824—1827. F. A. D. Heß, 31, 4.
7 an Oberst May de Büren in Bern, 1825. Bürgerbibl. Luzern.

7. Briefe an Usteri:
1 von H. Pestalozzi, 29. X. 1789. Kunstgesellschaft Z.
1 von Lindinner in Bubigheim, 1788. Kunstgesellschaft Z.
2 von Fritz Meiß, 26. IV. 1794 und 9. X. 1815. Mskr. Usteri, 45.
2 von Marquard Wocher-Fatio in Basel, 1809. Kunstgesellschaft Z.
2 von Sigm. v. Wagner, 1815. Mskr. Usteri, 31.
1 von J. R. Wyß d. j., 14. IX. 1815. Mskr. Usteri, 45.
1 von David Heß, 8. XII. 1815. F. A. D. Heß, 31.
1 von H. C. Hirzel, 1821. Mskr. Usteri, 45.
1 von Ulrich Hegner, 1825. Kunstges. Z.
5 von Marie v. Escher-Vischer, 1827. F. A. D. Heß, 31, 5.

Da und dort verstreut dürfte sich noch verschiedenes, nicht unwichtiges in Privatbesitz befinden. Leider blieb mir mehreres, das in Zürcherfamilien aufbewahrt liegt, unzugänglich.

B. Gedruckte.

Die erste biographische Nachricht über Usteri bringt

1. Fueßli, Allgemeines Künstlerlexikon. Zweyter Theil. Zürich bey Orell Füeßli und Compagnie. MDCCCXVI. Sp. 4054.

Nekrologe über Usteri brachten:

2. Neue Zürcher-Zeitung, 1827, S. 241. Mittwoch d. 1. August.
3. Schweizerische Monaths-Chronik, 1827. No. 8. S. 177.
4. Neuer Nekrolog der Deutschen. Fünfter Jahrgang, 1827. Zweyter Theil. Ilmenau, 1829. S. 731/32. No. 251. Martin Usteri.
5. Kunstblatt. Achter Jahrgang, 1827. Herausgeg. v. Dr. Ludwig Schorn. Cotta, Tübingen u. Stuttgart. No. 70. S. 280.

Die beste, zuverlässigste und reichste Quelle ist die Charakteristik, die Heß von dem Freunde zeichnete. Sie erschien zuerst im

6. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft 1830,
 sodann weiter ausgeführt in
7. Dichtungen in Versen und Prosa von Johann Martin Usteri. Nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers, herausgeg. v. David Heß (vgl. Bibl. No. 37). [1] Bd. I. S. I—XCVIII. [2 u. 3] Bd. III. S. 217—265.

 Scharf beobachtete Einzelzüge bietet die Charakteristik Usteris von der Hand seines Freundes Meyer von Knonau in den
8. Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau 1769 bis 1841. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau. Frauenfeld 1883. S. 246—253.

 Daselbst ist auch eine Stelle aus einem Brief Meyers an Ulrich Hegner v. 6. Nov. 1804 abgedruckt, der einen wichtigen Beitrag zu Usteris Kenntnis bietet.

 Briefe von und an Usteri, die bis jetzt ganz oder auszugsweise veröffentlicht wurden.

Von Usteri:

9. Auszüge: An seinen Vater, Luzern 1780. D. III. 229.
 An s. Schwester Dorothea, Hamburg 1783. D. III. 235.
 Bericht an den großen Convent der Stadtbibl. 1804. N.-Bl. der Stadtbibl. 1848. S. 117.
 An S. v. Wagner in Bern. 30. III. 1810. N.-Bl. der Künstlerges. 1889. S. 3.
10. ganz: Briefe denkwürdiger Schweizer. Der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft auf die Jahresversammlung in Luzern den 13. und 14. September 1875 gewidmet vom historischen Verein der V Orte. Luzern, Buchdruckerei v. G. Räber. S. 4/5. Brief Usteris vom 4. Dez. 1824 an Oberst Karl Pfyffer von Altishofen in Luzern.

An Usteri:

11. Auszüge: Der schweizerische Almanach „Alpenrosen" und seine Vorgänger (1780—1830) v. Alfred Ludin. Diss. Zürich 1902. S. 33/43. Briefe von J. R. Wyß d. J. und J. J. Burgdorfer an Usteri, 1810—1825.
 Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten v. P. Suter (Abhandl. der Gesellsch. f. Deutsche Sprache in Zürich, Heft VII). S. 14. Brief v. Ulrich Hegner an Usteri, 18. April 1825.

Was sich an biographischem Material in Briefwechseln, Memoiren, Biographien von Zeitgenossen sonst noch zerstreut findet, wird jeweils am betreffenden Ort angeführt werden. Am wertvollsten in dieser Hinsicht sind namentlich zwei Briefwechsel:

a) David Heß und Ulrich Hegner. Mittheilungen aus ihrem Briefwechsel in den Jahren 1812 bis 1839, herausgeg. v. F. O. Pestalozzi im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1889. S. 1—96

und vom gleichen Herausgeber:

b) Aus dem Briefwechsel des Berner Kunstfreundes Sigmund von Wagner mit David Heß. Neujahrsbl. der Künstlergesellschaft in Zürich, 1889 und 1890.

Übersicht über den literarischen Nachlaß Usteris.

Er liegt auf der Stadtbibliothek Zürich. David Heß und der Kirchenrat Salomon Vögelin haben ihn geordnet, in Gruppen geteilt und bezeichnet; doch ist die Bezeichnung später insofern geändert worden, als man fortlaufende Nummerierung einführte. Einen ersten Hauptteil bilden die historischen und literarischen Kollektaneen, einen zweiten der dichterische Nachlaß. Ein trefflicher Katalog — der für den ersten Teil wurde von Sal. Vögelin, der für den zweiten von David Heß verfaßt — erleichtert die Benützung und Übersicht.

Die erste Abteilung (histor.-lit. Kollektaneen) umfaßt die Nummern 1—88 und zerfällt in folgende Gruppen:

A.	Genealogica	No.	1— 7 (fehlt No. 6).
B.	Heraldica	„	8
C.	Historica	„	9—34
D.	Numismatica	„	35
E.	Militaria	„	36
F.	Diplomatica	„	37 u. 38
G.	Literaria	„	39 u. 40
H.	Politica	„	41
I.	Miscellanea	„	42—45
K.	Artistica	„	—

(wurde dem künstler. Nachlaß beigefügt)

Die hinterlassenen Dichtungen Usteris umfassen die Nummern 91—100 des Nachlasses.

No. 91 ist ein Sammelsurium von ersten flüchtigen Entwürfen zu Gedichten, Aufsätzen und allerlei Fragmenten. Darunter befindet sich der erste Entwurf zum „Vikari", das Tagebuch von 1798 u. a.

No. 92. a) Vermischte Gedichte I in einem Umschlag. 1. Freut euch des Lebens. 2. Am Begräbnistag meines Bruders Paulus (Originalvorschrift, nach welcher dieses Gedicht zum Andenken für Freunde in Kupfer gestochen wurde). 3. Das alte Schloß Wädensweil. 4. Das goldene A. B. C. 5. Das Schäppelein. 6. Fort aus der Stadt! 7. Freundschaft (gedruckt, die Hs. fehlt). 8. In Erwägung, daß das Beste rc. 9. Kutschenfahren. 10. Meiner Wünsche hier auf Erden rc. 11. Die Freiheit mit den Krallen rc. 12. Der Maskenball am Bächtelitag, 1802. 13. Der Frühlingsbothe. 14. Der 29te März 1825. An Albertine Mousson. 15. Andere Zeiten, andere Sitten. 16. Der Kaiser und die beiden Blinden (nebst Abschrift der Quelle).

b) Vermischte Gedichte II. 1. Der Maler. Erzählung in Versen (Skizzen in L 15). 2. Das Hundstagsmandat. 3. Legende von St. Oswald. 4. Der deutsche Maler in Zürich (Hexameter in Zürcher-Mundart, unvollendet). 5. Die Neujahrssänger (Hexameter in Zürcher-Mundart, unvollendet).

No. 93. Gedichte, ältere und neuere, von Usteris Neffen, J. Heß, abgeschrieben. In einem Bändchen mit Futteral: 1. Rundgesang (Freut Euch des Lebens). 2. Der Mantel der Liebe. 3. Rundgesang („Wo hört sich Weisheit besser?"). 4. Der Künstler („Sorgsam wartet ihrer Kinder"). 5. Am Begräbnistage Paulus Usteris 1795. 6. Einst und jetzt. 7. Auf den Tod der Katharina Usteri im

Neuenhof. 8. Littleton, Ballade. 9. In das Stammbuch seines Neffen J. Heß. 10. Der Künstlergesellschaft in Salomon Geßners Wohnung im Sihlwald, 9. März 1802. 11. Das Spinnermädchen. 12. Die Waisenkinder auf der Redoute. 13. Masquerade. 14. Am Hochzeitstage von Felix Stockar und Susanna Schinz. 15. Reise ins Deinach 1802. 16. Auf der Mühlehalden, 30. September 1801. 17. Auf der zweyten Reise ins Deinach 1802. 18. Bey der Taufe von Anna Catharina Usteri im Neuenhof 1802. 19. Die Gesellschaft im Deinach an Charlotte von Gemmingen. 20. An Frau Bischof-Merian von Basel in Deinach. 21. C^r. Escher von Zürich, an Frau von Behr von Stuttgart bey ihrer Abreise aus dem Bade Deinach., 22. An Frau .... bey ihrer Abreise von Deinach. 23. Bey Einweihung der neuen Wohnung des Herrn Ott im Berg. 24. In ein Stammbuch. 25. Bey der Geburt von Joh. Conrad Stocker, 1802. 26. Ballade. Graf von Falkenstein. 27. Trinklied an der Gedächtnisfeyer von Zürichs Befreyung 1803. 28. Die Kunstausstellung 1804. 29. Bey der Geburt von Anna Barbara Stocker 1804. 30. Der Mahler. Erzählung. 31. Die Kunstausstellung 1805. 32. Reise nach Interlaken 1805. 33. Bey der Taufe von Carl Gustav Stocker.

No. 94. a) Kleine Reise in einige Schweizer-Cantone im September 1816.

b) Gedichte in Schweizer-Mundart:

1. S' ist halt äso. 2. I weiß nüd wyt es Kämmerli. 3. Denk i as Vreneli. 4. Hinders Pfarrers sym Hus ist e Matte. 5. 's Müetti thut mi chybe. 6. Klage (Es cha nüd höre regne). 7. Chönnt i 's vergesse, ach, chönnt i 's vergesse! 8. Die Nätherin. 9. Himmelbla, Himmelbla! 10. Daß de Sämi mit mer chybet! 11. Versuche in gereimten Volkssprüchen (nur zum kleinen Teil von Usteri selbst).

c) Balladen:

1. Legende von der Gräfin Idda von Toggenburg. 2. Die Halskette. 3. Ballade (Nein ich schwör's, sie

sollen's ehren). 4. Ballade. Graf von Falkenstein. 5. Struth Winkelried. Ao. 1250. 6. Die Sühne im Schwabenkrieg, 1499. 7. In Baden am rinnenden Wasser (Fragm.). 8. Die arme Gräfin von Rappers=wyl. (Mit getuschter Zeichnung). 9. Graf Walraff von Tierstein. 10. Withington.

No. 94. d) Balladen und andere Gedichte. Zierlich geschrieben in einem Umschlag.
1. Das Frauenbrünnelein bey Zürich, um das Jahr 1518. (Mit ausgemalter Vignette). 2. S'arm Elseli uf der Yseflueh. 3. Die Versöhnung, oder Ulrich zur Kinden von Zürich und Arnold von Winkelried von Unterwalden. Ao. 1499. 4. Struth Winkelried. 5. Herrlich ist das Kutschenfahren. 6. Hinder der Chille isch's Pfarers sy Matte. 7. Dert im Ärgau da weiß i e Chile. 8. Des Gärtchens Klage.

No. 95. Balladen und andere Gedichte. Zierlich geschrieben, mit Vignetten, in rotem Saffianumschlag mit Futteral.
1. Der Graf von Falkenstein. 2. Das Bergmännlein auf dem Pilatus. 3. Die arme Gräfin von Rapperswyl. 4. Das Fräulein von Österreich. 5. Der Storch von Luzern. 6. Marc Anton Studiger von Schwyz. 7. Der treue Hund. 8. Der Maler. (Es zog ein Maler wohl über Feld.) 9. Schwester Marie. 10. Badkram 1825.

No. 96. a) Künstlerlieder. (Unvollständig.)
1. Künstlerlied. (Sorgsam wartet ihrer Kinder.) 2. Auf der Großen Tafeln glänzen. 3. Beym Abschiedsmahl unsers l. Freundes Conrad Geßner, 18. August 1796. 4. Bey der Rückkehr Konrad Geßners aus England in der Künstlergesellschaft gesungen. 5. Wer sich Blumen streuen will ꝛc. 6. Freudenbergli. 7. Der Malerspiegel. Der Künstler Wallfahrt. Die Erscheinung. Epigramm auf Kunst=ausstellungen und Künstler. 8. Der Mahler. Epi=gramm.

b) Gelegenheitsgedichte.
1. Seufzer des Bürger Regierungsstatthalter Caspar Pfenninger von Zürich. Entschuldigung an Bürger

No. 96. b) seine Gattin. 35. Einweihung des Panners und Bechers auf der Zunft zur Waag am Sechseläuten 1823. 36. Aufnahmformel für die Böcke. Beym Tod der Leopoldine von Benzel-Sternau, die im Springbrunnen zu Maria-Halden ertrank.

No. 97. a) De Herr Heiri. Städtische Idylle in Zürcher Mundart. Mit 9 ausgemalten Zeichnungen.

b) De Vikari. Ländliche Idylle in Zürcher Mundart. Mit 4 flüchtigen Entwürfen zu Zeichnungen.

No. 98. Der Erggel im Steinhus. Erster Entwurf.

No. 99. Der Erggel im Steinhus. Altertümliche Handschr. in altes Pergament gebunden.

No. 100. a) Fragmente. Unvollendete Erzählungen in alter Sprache: 1. Von dem Kloster Berenberg. 2. Frau Gutta von Rhynach. 3. Die drey Basler Schwestern, Sta Chrischona, Sta Odilia und Sta Margaretha. 4. Von der Biberlinsburg bey Zürich. 5. Erklärungen zu Bonifazius Schmalzherzel. 6. Erklärungen zur Kindesliebe. 7. Erklärungen zur Rückkehr zur Spindel. 8. Erklärungen zur goldenen Halskette.

b) Allerley. 1—3. Über die Bereitung des Käses, Gotische Zahlen und „Merkwürdige Begebenheiten in Zürich" gehören nicht hieher. Aus welchen Gründen sie Heß gerade zum poetischen Nachlaß gelegt hat, ist nicht ersichtlich. 4. enthält eine Sammlung Schneiderlieder, unter denen sich einige von Usteri befinden dürften.

Im Besitze der Familie Stockar in Zürich befinden sich neben kleinen Albumblättchen und Gelegenheitsgedichten, die sich in Abschrift oder Entwurf im poetischen Nachlaß befinden, auch:

Die Originalhandschr. v. Freut euch des Lebens.

Der Maler (Entwurf s. 92 b) 1.) mit ausgemalten Zeichnungen.

Kleine Reise in einige Schweizerkantone im September 1816. Zierliche Abschrift, mit niedlichen Zeichnungen ausgeschmückt.

Übersicht über den künstlerischen Nachlaß Usteris.

Er befindet sich im Besitze der Kunstgesellschaft in Zürich und ist in 41 Bände gebunden, die mit L (livre) bezeichnet sind.

David Heß hat davon einen ausführlichen Katalog verfaßt, der eine Fülle wertvoller Bemerkungen enthält. (Die Nummerierung ist später geändert worden. Im folgenden wird die alte Nummerierung in Klammern angeführt):

L 1 (1) Landschaften und historische Compositionen aus früherer Zeit.
L 2 (7) Flüchtige Skizzen, Ideen und Entwürfe zu Zeichnungen aus verschiedenen Zeiten.
L 3 (8) do.
L 4 (14) Zeichnungen zu Shakespeares Schauspielen, zu Rothes Chronicon Thuringae &c.
L 5 (2, 3, 4) Landschaftsskizzen aus ganz früher Zeit. Skizzen zu den „historischen Erzählungen".
L 6 (5) Flüchtige Zeichnungen zu den altenglischen Balladen.
L 7 (9—13) Reiseskizzen, Landschaften, Bauerntrachten, historische Gegenstände.
L 8 (15) Idda v. Toggenburg. Der Eifersüchtige. Ehrlich währt am längsten. Aus den Memoires de Sully. Szenen aus der Revolutionsepoche.
L 9 (16—19) Reiseskizzen, Zeichnungen zu Märchen, Sagen und Sprichwörtern.
L 10 (20) Ideen zu Zeichnungen.
L 11 u 12 (21 u. 22) Vermischte Zeichnungen, von Heß, so gut es ging, chronologisch geordnet.
L 13 (23 u. 25, 2) Skizzen von Landschaften, Kleidertrachten &c.
L 14 (25, 1 u. 3) Zeichnungen: Rettung des Panners von Zürich in der Schlacht bei Kappel. La coquette ou les deux sœurs.
L 15 (26 u. 29) Ludwig der Springer. Verschiedene Zeichnungen (darunter der „Maler"): Rückkehr zur Spindel. Die güldene Halskette. Der Dankpsalm eines Unterwaldners. Flüchtige Karikaturen &c.
L 16 (35) Zeichnungen aus der besten Epoche. Mehr oder weniger ausgeführt.

*
* *

L 17 (44) Grabdenkmäler, Stein-, Erz- und andere Bilder, von Anfang bis zur zweiten Hälfte des Mittelalters.

L 18 (45, 1, 3, 4) Waffen, Gerätschaften, architektonische Verzierungen, Wappen und Siegel aus dem Mittelalter.
L 19 (45, 2) Fahnenbücher.
L 20 (46, 1–5) Studien aus dem 15. Jahrhundert.
L 21 (46, 6–12) do.
L 22 (47, 1–5) Studien aus dem 16. Jahrhundert. Erste Hälfte 1500—1550.
L 23 (47, 6–8) do.
L 24 (48) Studien aus dem 16. Jahrhundert. Zweite Hälfte 1550—1600.
L 25 (49 u. 50) Studien aus dem 17.—18. Jahrhundert.
L 26 (51) Mancherley Trachten europäischer und außereuropäischer Länder aus verschiedenen Jahrhunderten. Aus verschiedenen Kupferwerken gesammelt und gezeichnet.
L 27 (52) Schweizerische, Französische, Oesterreichische und Russische Militär-Kostüme.

* * *

L 28 (24) Vermischte Zeichnungen in kleinem Format. (Fortsetzung von L 11 u. 12.)
L 29 (31, 32, 34) Das Unser-Vater. Das Unser-Vater eines Unterwaldners. Muttertreu, Kindesliebe. Kosakenlager, Maskenball 1802. Bildnisse auf der Wasserkirche. Der armen Frow Zwingli Klag.
L 30 (33) Neujahrsstücke für verschiedene Gesellschaften.
L 31 (36) Reisebuch aus Olten, Schinznach, Baden, Basel, Arlesheim, Ragatz, Pfäffers u. s. w. 1791/92.
L 32 (38) Lebensgeschichte des Herrn Bonifacius Schmalzherzel.
L 33 (39 u. 40) Zeichnungen zu Epigrammen verschiedener Dichter und gezeichnete Epigramme aus der Revolutionszeit.
L 34 (42, 43) Zeichnungen aus den Jahren 1819 u. 1822. Andenken an Richterswil 2c.
L 35 (30) Aus dem Leben der Königin Agnes von Ungarn.
L 36 (37) Reise nach Dainach. 1802.
L 37 (41) Der Goldschmied oder der Schatz durch den Schatz.
L 38 (6) 12 Zeichnungen in großem Format; die 11 ersten aus früherer Zeit, die letzte von 1796.

L 39 (zu 47 u. 49) Zeichnungen nach Glasgemälden und Scheibenrisse älterer Meister. Bildnisse aus dem 16. u. 17. Jahrhundert.

L 40 (53) Topographische und geographische Zeichnungen. Verzierungen, Arabesken, kalligraphische Blätter.

L 41 (54) Versuche im Radieren. Kupferstiche nach Usteris Zeichnungen.

L 42—47 (No. 1—21) Kunsthistorische Collectaneen.

31 Zeichnungen Usteris finden sich in den Malerbüchern der Kunstgesellschaft. Bd. I—XII (O 1—12).

Die Sammlung des Malers Bülmann (im eidgenössischen Kupferstichkabinett) enthält 12 Usterische Zeichnungen: 1. Ausrückende Landmiliz (v. 20. Dez. 1803). 2. Aufzug zum Maskenfest (11. Merz 1803). 3. Dame in Landschaft. 4. Städter in einer Bauernwirtschaft. 5. Betender Knabe. 6. Schulszene im 16. Jahrhundert (flüchtige Skizze). 7. Leute aus allen Ständen tanzen um die Standbilder der Freiheit und Gerechtigkeit (Federzeichnung in Folio). 8. Zierlich vollendete Federzeichnung zum Winsbecke (u. r.: „zum Andenken an Ihren ergebenen Usterj im Thaleck"). 9. Zeichnung zum N.-Bl. der Stadtbibl. 1795. 10. Erster Entwurf zum N.-Bl. der Stadtbibl. 1812. 11. u. 12. Zwei Zeichnungen zu Lienhard und Gertrud. — (Mappe 101, 330 u. 332.)

Einzelne Handzeichnungen Usteris finden sich zerstreut im Besitze vieler Zürcher Familien.

Bibliographie.

Die erste Bibliographie bringt 1881 Goedecke in der ersten Auflage seines Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. III, § 297, S. 163 u. § 335, S. 976, freilich noch ganz ungenügend. Ausführlicher und genauer erscheint sie in der zweiten Auflage Bd. VI, § 297, S. 485—487 u. Bd. VII, § 308, S. 531.

A. Arbeiten über Usteri.

Außer den unter den Quellen angeführten Schriften handeln über Usteri:

a) Der Kanton Zürich historisch-geographisch-statistisch geschildert ꝛc. von Gerold Meyer von Knonau. 2. Bd., 2. Aufl. St. Gallen und Bern 1846. S. 44, 71, 76, 85, 111, 112, 298.
b) Mörikofer, J. C. Die schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, S. Hirzel 1861. S. 526—532.
c) Weber, Rob. Poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz. 1. Bd. Glarus 1866. S. 202—287.
d) Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit. In Bildern von Fr. u. H. Hasler. Mit biographischem Text von Alfred Hartmann. Erster Band. Herausgegeben von Friedrich Hasler, Lithograph. Baden i. Aarg. 1868. Fol. No. 22.
e) Eugène Rambert. Martin Usteri, Zurich 1879. In den „Mélanges" Lausanne Rouge 1890. 12⁰ S. 229—247.
f) Allgemeine deutsche Biographie. 1895. Bd. 39, S. 390 bis 396 (Daniel Jacoby). Bietet einen knappen, aber sorgfältig abgefaßten Lebensabriß.
g) Paul Suter, Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten. Diss. Zürich, Zürcher und Furrer 1901. (Erschien als Heft VII der Abhandlungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich.)

B. Usteris Schriften.

1. „Freut euch des Lebens."
   a) Einzeldruck mit Musik: Gesellschaftslied: „Freut euch des Lebens". Zürich, bey Hans Georg Nägeli. [O. J. 7 Textstrofen mit Komposition.] [1793] [1]). Abgedruckt bei Friedlaender, das deutsche Lied S. 373.
   b) Neues Schweitzerisches Museum 1793, Heft X. S. 797 bis 799, mit dem Titel: „Aufmunterung zur Freude" [unterzeichnet Martin Usteri].
   c) Freymaurerlieder mit Melodien, herausgegeben von Böheim. Dritter Theil. Berlin 1795.

---

[1]) Gerbers Neues histor.-biogr. Lexikon der Tonkünstler III, 537, führt noch einen Einzeldruck: „Freut euch des Lebens", mit Klavier oder Harfe, mit dem Datum **1794** an.

d) Auswahl guter Trinklieder (v. Rüdiger). 2. Auflage. Halle 1795. [m. Melodie, ohne Autorname].
e) Musen=Almanach 1796. Göttingen, bey J. C. Dietrich. 16° S. 27/29: Gesellschaftslied. „Mit der Melodie des Herrn Nägeli." [ohne Angabe des Dichters]. Abdruck dieses Textes in den „Volksthümlichen Liedern der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert", herausgegeben von Franz Magnus Böhme. Leipzig 1895.
f) Neue schweizerische Blumenlese, von J. Bürkli. Erster Theil. St. Gallen, bey Huber & Comp. 1798. S. 49 bis 51. [unterz. M. Usteri.]

2.—5. Neue schweizerische Blumenlese, von J. Bürkli I. Theil 1798:
2. S. 6—8. Zuviel ist ungesund. 8 Str., unterz. Usteri von Zürich.
3. S. 134—137. Das Fäßchen Wein, als es statt eines Surtout in die Mitte der Tafel gesetzt wurde. Unterz. M. Usteri. 8 Str.
4. S. 244—246. Der Mantel der Liebe. Unterz. M. Usteri. 4 Str.
5. S. 265—269. Romanze („Es heult der Sturm so fürchterlich"). 14 Str. Unterz. M. Usteri.

Neujahrsgeschenk . . . . . von der Musik=Gesellschaft auf der teütschen Schule in Zürich, gedruckt bey David Bürklj 1784—1800:

6. Nationalkinderlieder für die Zürcherische Jugend I.—XVII. Stück (je 8 S. Titelvignette und Melodie): I, 1784 Bechteltaglied. II, 1785 Lied der Metzgerknaben beym Umzug an der Aschermittwochen. III, 1786 Hirsmontagslied. IV, 1787 Sechseläutenlied. V, 1788 Frühlingslied der Zürcher Knaben. VI, 1789 Der Osterhase, oder am Oster=Dienstag zu singen. VII, 1790 Die Wallfahrt auf den Ütliberg. VIII, 1701 Der Jahrmarkt. IX, 1792 Sommerlied der Zürcherknaben. X, 1793 Lied für die Zürcherknaben bey ihren Waffenübungen in der Hundstagen. XI, 1794 Der Knabenschießet oder am Zielschießen nach den Hundstagen zu singen. XII, 1795 Die Censur, oder Bücherausteilung an die studierende Jugend. XIII, 1796 Herbstlied der Zürcherknaben. XIV, 1797 Das Schülerexamen. XV, 1798 Der Winter. XVI,

1799 Die Christnacht oder der St. Nikolaus. XVII. und letztes Stück 1800 Der Abschied von den Kinderfreuden. — Es läßt sich nicht genau bestimmen, welche Lieder von Usteri herrühren. Wahrscheinlichkeit auf seine Autorschaft haben allerhöchstens No. I, IV, VI, VII, VIII, IX, XI, XVI.

Helvetisches Journal für Litteratur und Kunst. Erstes Heft. Zürich, in der Kunsthandlung von Fueßli und Compagnie 1802, 8°:

7. S. 71—74. „Sorgsam wartet ihrer Kinder rc.". 9 Str.
8. S. 74—77. „Auf der großen Tafeln glänzen rc." [Beide Lieder als Anhang zu dem Aufsatz: Die Künstlergesellschaft in Zürich.]

Helvet. Journal rc. Zweites Heft 1802:

9. S. 194—196. „Nur an deinem Mutterherzen, Lebt man kummerfrey, Natur!" 8 Str. [In dem Aufsatz: Das Künstlerfest zu Ehren Salomon Geßners. Aus einem Briefe von S. W. (Sigm. v. Wagner) in Zürich an den Maler N. König in Interlaken.]

Helvet. Journal rc. Drittes Heft 1804:

10. S. 324—341. Über die jetzige weibliche Kleidung, oder nichts Neues unter der Sonne. Mit einem Kupfer.

Iris. Ein Taschenbuch für 1805. Herausgegeben v. J. G. Jacobi. Zürich, bey Orell Fueßli & Compagnie:

11. S. 173—199 Heinrich der Schwarze. Aus Gotfr.: Viterbiensis pantheon. [In Anmerkung S. 173 unten]: „Die Poesie und die Zeichnungen der Kupfer sind von Herrn Usteri in Zürich; die Prosa von Hrn. Rath Schnetzler in Freyburg.

Journal für Litteratur und Kunst. Erster Band. Zürich 1805. In der Kunsthandlung von Fueßli und Compagnie. 8°:

12. S. 159—169. Der Maler. 274 Zeilen. In dem Aufsatz: Über die Kunstausstellung zu Zürich im May 1805.
13. I (–XXII) Neujahrsblatt, herausgegeben von der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1806 (–1827). 4°. 8 S. [mit Karte und Vignette, ohne besondern Titel. (Krieg der Helvetier gegen Caesar).]

    1807 8 S. [Krieg der Helvetier gegen Caesar. Fortsetzung.]
    1808 8 S. [do. Schluß.]

1809 10 S. [Die Schweiz, vom Einbruch der Allemannen bis ins 12. Jahrh.]
1810 10 S. [Geschichte der Zähringer.]
1811 8 S. [Fehden Zürichs mit Lüthold von Regensberg.]
1812 8 S. [Kriegerische Unternehmungen Graf Rudolf von Habsburgs.]
1813 10 S. [Rudolf von Habsburgs Fehde mit Bern.]
1814 8 S. [Abt Wilhelm von St. Gallen nach Rudolf von Habsburgs Tode.]
1815 8 S. [Abt Wilhelm von St. Gallen.]
1816 8 S. [Gefecht am Donnerbühl.]
1817 10 S. [Östreich gegen die Waldstätte. Schlacht am Morgarten.]
1818 12 S. [Östreichs Unternehmungen gegen die drei Waldstätte im Jahre 1315.]
1819 8 S. [Östreich gegen die Waldstätte. Belagerung von Solothurn 1318.]
1820 16 S. [Schlacht von Laupen] S. 13: „Ein hüpsch alt Lied von dem herten Streyt, beschechen vor Laupen nach wahrem Inhalt der Cronik. In der Weiß, wie des Ecken Ausfahrt.
1821 8 S. [Weitere Folgen des Sieges bei Laupen.]
1822 10 S. [Mordnacht von Luzern.]
1823 10 S. [Gefecht bei Grynau.]
1824 12 S. [Mordnacht in Zürich.]
1825 12 S. [Unternehmungen Östreichs gegen Zürich 1351/52.]
1826 22 S. [Schlacht bei Tättwil und Belagerung Zürichs 1354.] S. 18—22 ein Lied auf die „Tättwyler Schlacht Ao. 1351". 37 Str.

(1828 bringt einen Nachruf an Usteri aus der Feder J. J Hottingers, der die Fortsetzung des Werkes übernimmt, es aber schon 1829 an David Nüscheler abgibt. Mit dem Neujahrsblatt 1849 erreicht das Werk, das eine vollständige Kriegsgeschichte der Schweiz gibt, seinen Abschluß. Jedes Heft enthält eine Vignette und einen historischen Plan oder Karte.)

14. Gesellschaft schweizerischer Künstler und Kunstfreunde in Zofingen im Jahre 1808. (Vignette.) Basel, gedruckt bey Wilhelm Haas. 12 S. 8⁰ [v. J. M. Usteri]. S. 3—8 Gesellschaftliche Einrichtung. S. 9—12 Verzeichnis der Mitglieder.

15. a) Künstler-Lieder. (Vignette.) Basel, gedruckt bey Wilhelm Haas. 1809. 3 Bll. + 113 S. + 36 S. Musikbeilagen. [Mit Vignetten verschiedener Schweizerkünstler. Herausgegeben von Usteri.]

Darin von Usteri:

S. 1 Reiselied für Fußgänger zur Künstlergesellschaft in Zofingen.
S. 10 Einladung.
S. 70 Ballade.
S. 100 Sehnsucht des Mahlers nach dem Esel mit Geldsäcken.
S. 104 Künstlerschicksal.

b) Dass. zweite [vermehrte] Auflage 1826. 5 Bll. + 152 S. 12⁰.

Von Usteri neu:

S. 113 Künstler-Frohsinn.
S. 116 Frizens Berufs-Wahl.
S. 120 Frizens Anmeldung.
S. 123 Frizens Farbenreiber-Klage.
S. 126 Frizens Freuden und Leiden.

Alpenrosen, ein Schweizer Almanach auf das Jahr 1811. Herausgegeben von Kuhn, Meisner, Wyß u. a.:

16. S. 161. Zeit bringt Rosen. [Mit Kupferst. nach Usteris Zeichn. v. Hegi.]

Alruna. Ein Taschenbuch für Freunde der deutschen Vorzeit von Ernst Müller. Sechster Jahrgang 1812. Zürich und Leipzig bey J. H. Füßli, Sohn & in Comission bey J. B. Schiegg. (Mit acht Bildern: Der Schatz durch den Schatz nach J. M. Usteri von Lips.):

17. a) S. 1—44. Der Schatz durch den Schatz. Biographie Hans Breitbachs des Goldschmidts von Fryburg, aus dem 16. Jahrhundert. Nach einer gleichzeitigen Handschrift von J. M. U. [Gedruckt mit Schwabacher.]

b) S.-A. davon (Stadtbibl. PA 1609).

18. Rechnung und Subskribentenverzeichnis für das Voldmarsche Gemälde: Der Abschied des sel. Bruder Niclaus von der Flüe von seiner Familie. 1 Bl. + 14 S. 4°.
    Unterzeichnet: Zürich, den 14. September 1812
    Namens der Zürcherischen Künstlergesellschaft.
    J. Martin Usteri, im Thalegg.
19. I (–X.) Neujahrsgeschenk an die Zürcherische Jugend von der Musik-Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1813 (–1822) Die Schweizerreise. [v. J. M. Usteri.] 4°. 1813 u. 1822 16 S. 1814—22 12 S.

    Darin eingestreut folgende Lieder von Usteri:

    1813 S. 4 Sehnsucht nach den Bergen (6 Str.), S. 8 Tagwacht (3 Str.).

    1814 S. 1 Wanderers Morgenlied (7 Str.), S. 7 Hoffnung (6 Str.).

    1815 S. 2 Der treue Hund (12 Str.), S. 9 Älplerlied (9 Str.).

    1816 S. 6 Romanze [Marc Anton Studiger] (18 Str.).

    1817 S. 3 „Uf Bergen, uf Bergen, Da isch's eim so wohl (10 Str.), S. 8 „Arm Weiblein irrte zagend" (5 Str.)

    1818 S. 6 Der Storch von Luzern (Anno 1613 (9 Str.).

    1819 S. 6 Ballade („Was eilst du so, schön Mägdelein?") (14 Str.).

    1820 S. 9 Struth Winkelried (22 Str.).

    1821 S. 6 Die Sühne (Scene aus dem Schwabenkrieg Ao. 1499) (12 Str.), S. 8 „Vor Bruder Klausens Zelle 2c." (6 Str.).

    1822 S. 14 Wiedersehen (5 Str.).

    Zu sämmtlichen Liedern (ausgen. 1821: „Vor Bruder Klausens Zelle 2c.") Melodien mit Klavierbegleitung, z. großen Teil v. H. G. Nägeli komponiert.
20. Zuruf an die Gesellschaft der Böcke am 11. Februar 1813, von Martin Usteri. Nach der Melodie des Schillerschen Reuterliedes. 1 Bl. 8°. [„Auf Brüder, die Becher bis oben gefüllt".]

    Es existieren zwei Ausgaben, die mit verschiedenen Typen gedruckt sind, sonst aber übereinstimmen.

Alpenrosen 1814:

21. S. 311. Gott beschert über Nacht. [m. Kupferst. n. Usteris Zeichn. v. Hegi.]

Alpenrosen 1817:

22. a) S. 49. Der Frühlingsbote. [m. Kupferst. n. U's Zeichn. v. Hegi.]
Wochenblatt der vier löbl. Kantone, Ury, Schwyz, Unterwalden und Zug. Samstag den 4ten April 1818. No. 14 S. 63/64, No. 15 S. 67/68, No. 16 S. 71/72.
b) Das Storchenfest oder der Frühlingsbote.
c) Das Storchenfest oder der Frühlingsbote. — Auf Verlangen aus dem Wochenblatt der IV Cantone besonders abgedruckt. [Vignette in Holzschnitt.] Zug, im Verlag von Beat Joseph Blunschi, Sohn. 8° 14 S.

Alpenrosen 1819:

23. S. 257—299. Thomann zur Lindens Abentheuer. [M. e. Kupferst. u. U's Zeichn. v. Hegi.]

Alpenrosen 1820:

24. a) S. 273—281. Der armen Frow Zwinglin Klag. Ao. 1531. [S. 281 Spracherläuterungen. M. e. Kpfst. u. U's Zeichn. v. Girardet.]
b) S.-A. Stadtbibl. K K 439, 3.

25. 1) Abfahrt der Züricher zum Musik-Verein in Basel. (Melodie: Freut euch des Lebens.) [Titelvign.: Schiff mit Breitopf und Sängern v. Fr. Hegi.] 13. Junj 1820.
2) Der Straßburger-Becher. (Melodie: Bekränzt mit Laub den liebevollen [!] Becher.] 21. Junj 1576. [Titelvignette v. F. Hegi: Das Glückhafte Schiff.] 2 Bll. 8°. Stadtbibl. XVIII, 2042, 22.
Das 2. Gedicht abgedr. in den Mitteil'gen der antiquar. Gesellschaft in Zürich Bd. XLIV, S. 129.

Alpenrosen 1821:

26. S. 288—294. Der Kaiser und die beiden Blinden.

27. Lied für Schützen, auf das Freyschießen in Zürich im July 1821. Melodie: Hier sitz' ich auf Rasen u. s. w. 1 Bl. 8°. (Stadtbibl. XVIII, 1347, 29.)

28. a) [Einladung an die Schützen auf das große Freischießen in Bern im Juli 1823] „Kommt ihr Schützen ab den

Bergen, kommt ihr Schützen us dem Thal ꝛc." (10 Str.). Lithograph. Blatt kl. 8°. Kopf- und Schlußvignette.

Dass. Alpenrosen 1824:

b) S. 354. Schützenlied zum großen Freyschießen in Bern July 1823.

29. Eintracht das Wägste. Becherweihe [9 Str.] 1 Bl. 8° [1823].

Alpenrosen 1825:

30. S. 79. Die arme Mutter (in der Weineck). [M. Kpfst. nach U's Zeichn. v. Fr. Hegi.]

Alpenrosen 1826:

31. S. 134. Ostersonntag-Spaziergang: 1. Die Landleute. 2. Die Stadtleute. [Mit 2 Rad. n. U's Zeichn. v. Fr. Hegi.]

Publikationen Usteris, die sich chronologisch nicht einreihen ließen.

32. Freundschaft. — Melodie: Beglückt durch dich. (6 Str.) 1 Bl. 8°.

33. a) Der Friede mit den Böcken in Zürich. Ao. 1444. Melodie: Wo Kraft und Mut u. s. w. 8° 4 S. (14 Str.).

b) Dass. Der Friede mit den Böcken in Zürich. Ao. 1444. von Martin Usteri. [sonst wie oben, wahrscheinlich 1844 gedruckt.]

34. Vier schöne neue Mahler-Lieder.

Das erste: Frizens Berufswahl. Melodie: Wer klopft so spät am Fenster.

Das zweyte: Frizens Anmeldung. Melodie: Bey der stillen Mondeshelle.

Das dritte: Farbenreiberklage. Mel.: Wo hört sich Weisheit besser.

Das vierte: Freuden und Leiden. Mel.: Es giebt so manche Splitterrichter.

[Vignette: König David Harfe spielend.] Zum ersten Male gedruckt, kl. 8° 8 S. (unpaginiert). Verszeilen nicht abgesetzt.

35. Priamel vom Schuldenbot. — Priamel vom Wyn. Lith. Bl. fol. [o. O. u. J.]. [Zierliche Umrahmung m. Rankenwerk, in dem Illustrat zu d. Gedichten zu sehen sind, im Kostüm des 19. (!) Jahrh. Sie sind kaum von Usteri.]

36. Usteri lieferte außerdem noch zahlreiche, mit der Chiffre U–i unterzeichnete biographische Artikel über namhafte Schweizer in die Biographie universelle ancienne et moderne. Ouvrage rédigé par une Société de Gens de Lettres et de Savants. Tomes 1—52 Paris, Michaud frères 1811—1828. 8°.

Arbeiten Usteris, die nach seinem Tode erschienen sind.

37. a) Dichtungen in Versen und Prosa von Johann Martin Usteri. Nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers herausgegeben von David Heß. 3 Bde. kl. 8°. Berlin bei G. Reimer 1831.

Erster Band: Mit dem Bildnis des Verfassers [H. Meyer del. J. Brodtmann lith.] XCVIII + 288 S. Inhalt: Vorwort. Lebensbeschreibung Johann Martin Usteris. I. Vermischte Gedichte. II. Gelegenheitsgedichte. III. Balladen. IV. Zeit bringt Rosen. V. Der Schatz durch den Schatz. VI. Thomann Zur Lindens Abentheuer auf dem großen Schießen zu Straßburg.

Zweiter Band: IV + 414 S. + 1 Bl. Druckfehlerverzeichniß zu Bd. I und II. Inhalt: I. Künstlerlieder. II. Volks- Kinder- und andere Lieder in Schweizer-Mundart. III. De Vikari, ländliche Idylle in Zürcher-Mundart. IV. Gott beschert über Nacht.

Dritter Band: IV + 424 S. + 1 Bl. Druckfehlerverzeichnis zu Bd. III. Inhalt: I. De Herr Heiri. Städtische Idylle in Zürcher-Mundart. II. Der Erggel im Steinhuus. [Titelbl. lith. m. roten Initialen]. Die Wappen zu jeder Erzählung in Holzschnitt und koloriert. [Durchweg erklärende Anmerkungen von Heß. Dem Herr Heiri und dem Erggel im Steinhuus schickt Heß je ein erläuterndes Vorwort voraus.]

b) Dichtungen von Johann Martin Usteri herausgegeben von David Heß. Zweite Auflage. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1853. 8°. 3 Bde.

Erster Theil: XII + 286 S. Vorwort zur ersten Auflage. De Herr Heiri. De Vikari. Lieder in Schweizer-

Mundart. [Die Kinderlieder wurden in dieser Ausgabe um 6 Stück vermehrt. (No. 7—12.)]

Zweiter Theil: IV + 304 S. I. Der Erggel im Steinhuus. II. Zeit bringt Rosen. III. Der Schatz durch den Schatz. IV. Gott beschert über Nacht. V. Thomann Zur Lindens Abentheuer auf dem großen Schießen zu Straßburg.

Dritter Theil: IV + 265 S. Vermischte Gedichte. Gelegenheitsgedichte. Balladen. Künstlerlieder. Lebensbeschreibung Johann Martin Usteris.

c) Dass. Der zweiten Auflage zweiter Abdruck. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schultheß. 1859 kl. 8° 3 Bde.

Erster Band 294 S. + Inhaltsverz.
Zweiter Band 299 S. + Inhaltsverz.
Dritter Band 275 S + Inhaltsverz.

d) Dass. 3. Auflage. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1877. [unveränderter Abdruck der 2. Aufl.].

38. Der Schneider auf der Jagd. Zürich Verlag von Hermann Trachsler. 1842. 9 Str. unterz. Martin Usteri. 4 S. kl. 8°.

39. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Vierter Band. Zürich. In Commission bei Meyer und Zeller. 1846. 4°. VIII S. (Mitgliederverzeichniß) + XVI + 279 S. Mit 4 lithogr. Tafeln.

Gerold Edlibachs Chronik, mit Sorgfalt nach dem Originale copiert und mit einer gleichzeitigen Abschrift genau verglichen und aus derselben vermehrt und ergänzt von Joh. Martin Usterj. Nebst einem Anhange. Auf Veranstaltung der Antiquarischen und unter Mitwirkung der Vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich dem Drucke übergeben.

40. Gedichte des Herrn Rathsherrn Joh. Martin Usteri für seine Zunft zur Waag [Vignette] 1854. (Druck der Schultheß'schen Offizin.) 8°. 32 S.

41. Zeit bringt Rosen. Eine romantische Liebesgeschichte aus den Bädern zu Baden vom Sommer 1582. Von Joh. Martin Usteri. Herausgegeben von B. Fricker. Baden, Druck und Verlag von J. Zehnder's Buchdruckerei. [1874] 8° 26 S.

42. De Vikari. Ländliche Idylle in Zürcher Mundart von Johann Martin Usteri. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun. [Januar 1875] Min.-8° 180 S. (Reclams Universalbibliothek No. 609/10.)
43. Briefe denkwürdiger Schweizer (s. Quellenverzeichnis).
Katalog des Zofinger Künstlerbuches Juni 1876. Zofingen Ringiersche Buchdruckerei 8°. 40 S:
44. S. 7/8 No. 11. Joh. Martin Usteri: Die belohnte Frömmigkeit. Aquarell.
„Darunter auf besonderem Blatte von Usteris Hand": [Folgt die Legende der frommen Zofingerin in altdeutscher Sprache.]
45. a) Liebesidylle eines Zürichers vom glückhaften Schiff auf dem Freischießen zu Strasszburg im Jahr 1576. Aus einem gleichzeitigen Msc. herausgegeben von Camillus Wendeler. [Bald darauf wurden Vorrede und Titelblatt geändert, nachdem der Herausgeber Usteris Autorschaft erfahren hatte.]
b) Liebesabentheuer eines Zürichers vom glückhaften Schiff auf dem Freischießen zu Straßburg im Jahre 1576. Novelle von Johann Martin Usteri. Aus dem Originalmsc. des Dichters herausgegeben von D^r. Camillus Wendeler. Halle a/S. Max Niemeyer. 1877.
46. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1882. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge: Fünfter Jahrgang. Zürich S. Höhr. 1882. 8°.
S. 217/218. In das Stammbuch einer jungen Freundin. Von Martin Usteri („Lieb Töchterlein, vernimm mein Wort.").
47. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1891. N. F. 14. Jahrg. Zürich. S. Höhr. 1891. 8°.
S. 17—69. Kleine Schweizerreise im September 1816. Meinen lieben Reisegefährten Hs. Conrad und Gustav Stocker widmet dieses Andenken an die mit ihnen und ihrem lieben Papa gemachte Wanderung ihr getreuer Oheim J. Martin Ustery. [Mit 2 Facsimiles.]
48. Neujahrsblatt herausgegeben von der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1896. Joh. Martin Usteri's dichterischer und künstlerischer Nachlaß. Von D^r. Conrad Escher. Zürich. Druck

des Art. Institut Orell Füßli. Kommissionsverlag Fäsi & Beer in Zürich. [Mit 4 photolithogr. Tafeln.]

S. 1—3 Einleitung. S. 3—26. I. Dichtungen. [Ungedrucktes aus dem Nachlaß ganz oder auszugsweise abgedruckt.] S. 27—47. II. Bildliche Darstellungen. S. 47—48. Sammelwerke.

Übersetzungen und Bearbeitungen Usterischer Werke.

49. „Freut euch des Lebens.“ Übersetzungen[1]).

a) The german Songster, or a collection of favourite airs, with their original music. London 1798.

„Snatch fleeting pleasures
hence moping irksome care!
Gather life's roses,
while fresh and fair.“

b) Die gleiche Übersetzung soll in einer ähnlich betitelten Sammlung von 1819 stehen.

c) The songsters favourite Companion; or a collection of new and much esteemed songs for the Flute, Voice and Violon, Glasgow 1804.

„Taste life's glad moments,
Whilst the wasting taper glows,
Pluck, e'er it withers,
The quickly fading rose.“

d) Eine dritte Übersetzung ins Englische hat sich Heß aufgeschrieben, ohne die Quelle anzuführen; unter dem Titel: „Life let us cherish.“

Life let us cherish,
While yet the taper glows
And the fresh flowret
Pluck iv it clov.? [Orthographie von Heß.]

[1]) Die hier folgenden Übersetzungen werden wohl nur einen Bruchteil der Gesamtzahl darstellen. Von den italienischen, schwedischen, russischen, griechischen ꝛc. Übertragungen, von denen Heß u. A. berichten, konnte ich leider nichts in Erfahrung bringen.

e) Ebenso befindet sich in Heß' Nachlaß eine holländ. Übersetzung, ebenfalls ohne Angabe der Quelle, unter dem Titel: „Gezelschap Lied“.

„Schep Vreugd in't Leewen
zoo lang nog't Lampje schynd.
Pluckt nu het Roosje
eer het verkwynd.“

f) Eine französische Übersetzung im Stuttgarter Morgenblatt 1807 No. 129 vom 30. Mai S. 514 unter dem Titel: „Goûtez la vie“.

„Goûtez la vie,
Tant que le teint fleurit.
Cueillez la rose,
Qui tôt flétrit!“

g) Lateinisches Gesangbuch für Studierende Halle 1825:

„Vitam dum floret
Armis labentibus,
rosae carpantur
juvenibus.

50. Gott beschert über Nacht. Vaterländisches Lustspiel in 4 Akten nach der gleich betitelten Erzählung in dem Taschenbuche: Die Alpenrosen, für das Jahr 1814 von C. Spindler. Zürich, bey Orell Füßli und Compagnie 1825. 8°.
(Zum 1. Mal aufgeführt in Basel am 18., zum 2. Male am 21. März 1825.)

51. Der Hirsbrei oder Thomann zur Lindens Abenteuer auf dem großen Schießen zu Straßburg 1576. Volksschauspiel mit Gesängen nach einer Erzählung von J. M. Usteri. (von Heinrich Kramer, zunächst zur Aufführung am Sechseläuten zu Zürich 1840.) 8°.

52. De Vikari. Idylle in fünf Akten nach J. M. Usteri. Für die Bühne bearbeitet von Heinrich Cramer. Zürich Im Selbstverlage des Verfassers. Druck von David Bürkli 1869. 8°. 82 S.

53. Erzählungen von Johann Martin Usteri. Der Schatz durch den Schatz. Thomann Zur Lindens Abenteuer. Gott beschert über Nacht. Zeit bringt Rosen. Leipzig. Verlag von E. Kämpe

[1878] 8°. 93 S. (Erzählungen des Deutschen Hausfreunds. Heft 12.)
(Hochdeutsche Bearbeitung.)

Die Herausgabe von Usteris Dichtungen durch David Heß.

Nachdem Usteri die Augen geschlossen hatte (27. Juli 1827), galt es im engern und weitern Kreise der Freunde des Verstorbenen für ausgemacht, daß kein anderer die Biographie des Dichters schreiben könne und dürfe als David Heß, Usteris vertrauter Freund und Ratgeber, und man durfte mit Recht von dem Biographen Salomon Landolts das Beste erwarten. „Jedermann wünscht", schreibt Sigmund von Wagner in Bern an Heß am 5. August 1827[1]), eine Woche nach Usteris Tod, „daß der treffliche Biograph Salomon Landolts nun auch die Biographie Martin Usteris schreiben möge und der lesenden Welt damit ein Gegenstück zum ersten Meisterwerke schenken wolle. Daß ich nicht der letzte bin, der diesem Wunsche beistimmt, können Sie denken. Ihnen sollte die Familie des Seligen alles aushändigen, was der Treffliche sowohl in Scriptis als in Pictis hinterlassen hat und Sie damit schalten und walten lassen, ganz nach Ihrem Gutdünken, das würde uns hoffentlich von Zeit zu Zeit eine vortreffliche Frucht verschaffen, die uns ein verwirklichtes „Freut Euch des Lebens" sein müßte. Jedem andern sollte man von Obrigkeit aus verbieten, Hand an dieses Heiligtum zu legen. Ich hoffe, man werde so gescheid sein, dieses Beides in Zürich veranstaltet zu haben. Einen Herausgeber von Usteris Schriften wirds in Zürich im Wetteifer geben; denn einen bessern Spekulationsartikel giebt's für jetzt wohl kaum." Ähnlich äußert sich Ulrich Hegner Heß gegenüber am 13. August[2]): „Mich nimmt Wunder, wie es

[1]) N.-Bl. der Künstlerges. 1890, S. 25.
[2]) Z.-T.-B. 1889, S. 36.

mit unseres Freundes Kunstnachlaß gehe; er besaß eine unendliche Menge seltener alter Sachen. Über seinen poetischen Nachlaß wirst, will's Gott, du walten; du bist der einzige Mann dazu, damit deinem Freunde und dir selbst ein bleibendes Ehrendenkmal zu stiften."

Es war eine schwere und mühselige Arbeit, die Heß erwartete, schwerer, als er zuerst dachte. Zudem war seine Gesundheit seit dem Tode seines Sohnes Adolf (Sommer 1826) bedenklich angegriffen, und gerade da diese Anforderungen an ihn traten, weilte er mit seiner Frau in der Pflege des Oberamtsphysikers Uhland[1]) in Tübingen. Von dort aus schreibt er Hegner (24. August)[2]): „Usteris artistischer und künstlerischer Nachlaß wird von seinen Verwandten als Heiligtum in Ehren gehalten; Alles, was von der Art vorhanden war, wurde von ökonomischen und andern Gegenständen sorgfältig gesondert, in ein eigenes Zimmer unter Schlüssel gebracht und der Zutritt in diesen kleinen Tempel der Musen und Grazien ist mir bei meiner Rückkehr versprochen. Was ich dann, von gutem Rate treuer Freunde unterstützt, wobei ich auch auf den deinigen zähle, werde tun können, hängt von meinen körperlichen Umständen ab. An gutem Willen fehlt es mir nicht, wohl aber an Kraft."

Den ganzen Winter verbringt Heß mit dem Ordnen der Sammlungen in entsagungsvollem Fleiße. Nachdem er die Bibliothek, die 2765 Nummern umfaßte, katalogisiert hatte, wurde er gebeten, das gleiche mit der Kupferstichsammlung zu tun. Zu spät sah er ein, was er sich damit auf den Hals geladen hatte. Usteri hatte nie Zeit gefunden, seine Kupferstiche, Holzschnitte ꝛc., deren Zahl gegen 10 000 betrug, zu

---

[1]) Joh. Caspar Schweizer von David Heß, herausgeg. v. Bächtold, S. XCVII.

[2]) Z.-T.-B. 1889, S. 37.

ordnen. „Und so werden mir“, klagt Heß[1]), „eine Menge Portefeuilles zugeschleppt, welche wie Felleisen ganz vollgestopft sind und ohne alle Ordnung die heterogensten Sachen, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes enthalten.“ An der Hand von Monogrammenlexika und ähnlichen Hülfsmitteln mußte Heß die Blätter erst bestimmen, nach Schulen 2c. ordnen und katalogisieren. Daß es ihm „unsäglich viel Mühe gekostet“, glauben wir gerne. Hegner unterstützt den Freund kräftig und weiß in schwierigen Fällen Bescheid. Für alle entstandene Mühe hofft Heß bei der Beschäftigung mit Usteris eigenen Erzeugnissen Entschädigung zu finden. „Ich freue mich wie ein Kind auf die Zeit, wo ich das Produkt seines ganzen Lebens vor Augen haben werde, wenn ich endlich per aspera ad astra komme. Die Mühe scheue ich eigentlich nicht und habe von jeher gerne das schwarze Brot früher als das weiße verzehren mögen, weil dieses dann doppelt gut schmeckt. Alles, was Usteri geschrieben und an Zeichnungen hinterlassen, soll aufgezeichnet werden; es wird ein erstaunenswürdiges Verzeichnis geben; denn er hat unsäglich viel gearbeitet[2]).“ Erneute Krankheitsanfälle unterbrechen die Arbeit und erst Mitte April 1828 gelingt es ihm, sich „aus dem ins Reine gebrachten Chaos der Usterischen Kupferstichsammlung“ zu retten. — Merkwürdigerweise erwähnt er die Sammlung von Glasgemälden mit keinem Wort; er hat sie wohl kaum durchgesehen.

Im Sommer 1829 kamen die Sammlungen auf die Auktion. „Mit dem Verschachern mag ich nichts zu tun haben und werde das Andern überlassen,“ hatte Heß an Hegner geschrieben (11. Februar 1828)[3]); er zog sich ganz davon zurück. — Die Bibliothek wanderte zum größten Teil ins Ausland; mehrere

---

[1]) ebda. S. 39.

[2]) Z.-T.-B. 1889, S. 40.

[3]) Ebda. S. 47.

wertvolle Bände erwarb der Bibliophile Freiherr von Meusebach. — Auf die Kunstsammlung hatte anfänglich Birmann in Basel spekuliert, ihr großer Umfang schreckte ihn jedoch ab, und so wurde sie von der Kunsthandlung Buffa in Amsterdam in Bausch und Bogen erstanden. Mit Gleichmut sah man damals in Zürich diese Schätze ziehen, ohne nur die Hand zu rühren. „Als nach dem Tode Martin Usteris seine Bibliothek und noch andere Sammlungen verkäuflich wurden," so erzählt Meyer von Knonau[1]), „machte ich Finsler[2]) darauf aufmerksam, daß dies eine erwünschte Erwerbung für die Stadtbibliothek sein würde, und daß man wenigstens prüfen sollte, ob nicht sehr viele Seltenheiten und kostbare, altertümliche Gegenstände dort vorhanden seien. „Es ist größtenteils Basel[3]). Ich kenne die Sammlung" — war Finslers Antwort." Ein eigentümliches Schicksal hatten die Glasmalereien[4]). Sie wurden — nach der Tradition — in zwei Kisten verpackt und um 100 fl. an einen Elsässer Juden verkauft, von dem sie der geadelte Berliner Banquier Beneke „von Gröditzberg" um 1500 Taler erwarb. Nach einem damals angefertigten Katalog waren es 156 Scheiben. Beneke stattete damit sein Schloß aus, wobei manche Scheibe, um sie den Fensterrahmen anzupassen, roh verstümmelt wurde. Der Saal, in dem sie sich befanden, diente später als Wirtschafts- und Tanzlokal, und schließlich waren die Scheiben in solchem Zustande, daß ihr Besitzer, Graf Henckel von Donnersmarck, 1894 sich genötigt sah, um einer schwierigen Restaurierung der Gemälde, die in Norddeutschland kaum möglich gewesen wäre, zu entgehen, sie zu verkaufen. Auf einer Auktion bei Grünefeld in Berlin im Frühjahr 1894 erwarb das schweizerische

[1]) Lebenserinnerungen S. 295.
[2]) Den damals allmächtigen Staatsrat.
[3]) Wertloses Zeug.
[4]) Vgl. die oben Kap. VIII, 3. angeführte Lit.

Landesmuseum 10 Stück und bald darauf, nach einer Abmachung mit Graf Henckel, auf Gröditzberg weitere 108 Stück; 7 Scheiben blieben in der dortigen Kirche, 23 waren schon früher verkauft oder zerstört worden, 8 gingen auf der Grünefeldschen Auktion in andere Hände über. — —

Während die Auktion vor sich gegangen war, hatte Heß begonnen, Notizen über Usteri zu sammeln, die er in Tübingen zu verarbeiten hoffte. Wieder verhinderten ihn gesundheitliche Störungen bis zu Ende des Sommers 1829, den dichterischen und künstlerischen Nachlaß in Arbeit zu nehmen. Gleich zu Anfang muß er entdecken, daß die letzte Erzählung des „Erggel im Steinhuus" herausgerissen und verloren gegangen war[1]); das nimmt ihm fast allen Mut, das Unternehmen zu beginnen, „weil der Schlußstein gebrochen". Wie dieses mag noch vieles andere von der unglücklichen Witwe Usteris zerstört worden sein. Der folgende Winter ist nun ganz Usteris Werken gewidmet. Am 19. Dezember 1828 sendet er Hegner die beiden Idyllen und bittet ihn, Verbesserungen und Bemerkungen beizufügen:[2]) „Hier sende ich dir die beiden Usterischen Dichtungen. Wenn nur die kleine Schrift deine Augen nicht ermüdet. Sage mir doch, wenn du sie gelesen und im Detail beurteilt, an welchen Stellen das Versmaß etwa einiger Nachhülfe bedürfte .... Auch getauft sollen die zwei namenlosen Kinder noch werden. Was ratest du dazu, wenn du Pathenstelle vertreten willst?

1. Heiri.
2. Vikari.

Endlich bin ich auch noch um einen Titel für sämtliche Usterische Schriften in Versen und Prosa verlegen. Ich meinte zuerst, es könnte so gegeben werden:

---

[1]) S. u. Kap. VIII, 1.
[2]) Z.-T.-B. 1889, S. 51.

Geistesblüthen und Früchte von J. M. U.
Gesammelt nach seinem Tode.

Das klingt mir aber etwas geziert und paßt nicht zu seiner persönlichen und in allen seinen Produkten unverkennbaren Anspruchslosigkeit.

Eine Menge anderer Titelformen wollen mir auch nicht zusagen; auch nicht das „gesammelt nach seinem Tode“. Unter Tod denken wir uns weniger das bloße Erstarren des Körpers, sondern — behüt' uns Gott davor! — Vernichtung im Allgemeinen. Ein solcher Geist aber stirbt nicht, er lebt in höhern Regionen und erfreut uns noch in seinen Schriften fort.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger finde ich das Wahre, die Sache kurz und bündig Bezeichnende. Vielleicht triffst du auf den ersten Wurf mit einem einzigen Wort den Nagel auf den Kopf.“

Schließlich fand Heß den einfachsten und zweckentsprechendsten Titel: Dichtungen von Johann Martin Usteri. —

Die Arbeit schritt rüstig fort. Bald war der künstlerische Nachlaß geordnet, mit Titeln und Erläuterungen versehen. Der Katalog enthält höchst geistreiche Charakteristiken der einzelnen Mappen, sowie wertvolle Aufschlüsse über Entstehung und Chronologie der einzelnen Werke. Die Zeichnungen blieben zunächst im Besitze der Erben, gingen aber 1859 durch testamentarische Verordnung der letzten Erbin, Frau M. Magdalena Oeri geb. Heß (gest. 28. Juni 1859) in den Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft über[1]). Der literarische Nachlaß, ebenso sorgfältig und fleißig von Heß im Verein mit dem Kirchenrat Salomon Vögelin geordnet und katalogisiert, wurde 1829 der Stadtbibliothek übergeben.

---

[1]) N.-Bl. der Künstlerges. 1860, S. 17—19: J. M. Usteris artistischer Nachlaß.

Bittere Erfahrungen trübten Heß auch jetzt noch die Freude an der Arbeit. Der Sturz des Staatsrates Finsler und dessen Bankhauses, der von weittragenden politischen Folgen begleitet war, erschütterte ihn tief, da sein Schwiegersohn der Familie des sonderbaren Mannes angehörte. „Ich habe überhaupt viel Kummer und Sorgen," schreibt er am 27. Februar Hegner[1]), „die einen jüngern, starken und gesunden Mann erschüttern könnten, mich aber, vor der Zeit alt gewordenen, allzureizbaren Menschen auf eine Weise in Anspruch nehmen, daß mich wundert, wie ich noch da sein kann. Bei so bewandten Umständen bleiben die Usterischen Sachen wieder von Neuem liegen und bald besorge ich, es möchte nicht mehr dazu kommen, sie herauszugeben."

Während der Sommerfrische in Bex 1829 arbeitet Heß das Neujahrsblatt über Usteri aus, zugleich trifft er alle Vorbereitungen zur Herausgabe der Dichtungen. Am 26. September sendet er die Biographie an Hegner[2]) mit der Bitte um sein Urteil über den Aufsatz, den er „kalt, trocken und hölzern und für ein Neujahrsblatt übermäßig lang" findet. „Ausgefeilt ist der Aufsatz noch gar nicht, sondern überall noch roh und erster Guß. Eigentlich ist er ein Auszug aus einer mehr ins Detail gehenden Biographie und Charakterschilderung Usteris, wovon ein Teil schon geschrieben ist, der andere mir aber noch wie ein Knäuel im Kopfe steckt und die ich vor den ersten Band seiner herauszugebenden Schriften stellen möchte." Hegner ist entzückt über das Charaktergemälde des „kunstreichen, liebenswürdigen und gemeinnützigen" Mannes, wie ihn Heß bezeichnet[3]). „Alles ist recht, durchaus passend und für Zürich wohlthätig. Gar nicht trocken, wie du meinst; du wirst

[1]) A. a. O., S. 55.
[2]) Ebda. S. 56.
[3]) Ebda. S. 57.

schwerlich je etwas trockenes schreiben; diese Täuschung macht sich gewöhnlich jeder bescheidene Autor gleich nach Vollendung eines Werkes, er darf es aber nur für ein paar Wochen liegen lassen, so schaut er schon wieder mit frischerem, objektiverem Blicke." — Des langen und breiten wird nun über die zu treffende Auswahl der Gedichte verhandelt. Heß ist dabei manchmal zu ängstlich, Usteri nicht etwa durch Aufnahme minderwertiger Sachen „dem Gesindel der Recensenten und den Kothwürfen hinter der Hecke hervor preiszugeben". „Sei nicht zu ängstlich besorgt über dies und jenes", ruft ihm daher Hegner zu[1]), „in einer Sammlung von Gedichten kann nicht alles von der größten Vollendung und der höchsten Vortrefflichkeit sein, sondern auch schwächeres muß zuweilen mit unterlaufen. Wo ist irgend eine solche Sammlung von den größten Dichtern aller Nationen, die nicht manches enthielte, worüber der verständige Leser hinweggeht, um sich an dem gelungenen zu erholen." — Auch der Historiker J. J. Hottinger wurde um seine Ansicht gebeten, die er in einem Brief vom 16. Oktober 1829 auseinanderlegt. Seit 1830 wurde mit Ludwig Uhland[2]) über die Herausgabe verhandelt, der, nachdem er den „Erggel im Steinhuus" gelesen, gerne bereit war, unter seinen Bekannten Freunde für die Usterischen Dichtungen zu werben. Im gleichen Jahre machte Follen wiederholte Anstrengungen, um Gedichte Usteris für seine „Alpenrosen" zu erhalten, unter dem Vorwand, wie Heß sagt[3]), „er gedenke eine große Abhandlung über Usteris literarische Verdienste zu geben, wozu er von dem Besten als Beleg seiner kritischen Anerkennung bedürfe". Heß schlug ihm das rundweg ab, obwohl Hegner schon früher gemeint hatte[4]), man solle ihm einiges

[1]) A. a. O. S. 58.
[2]) S. die Briefe im Anhang.
[3]) A. a. O. S. 65.
[4]) Ebda. S. 61.

überlassen; „denn er weiß Lärm zu machen und hat viele Connexionen unter den Tonangebern Deutschlands. Nur hüte dich sehr, daß dir nicht durch zuviel mitteilen das Ganze aus der Hand gewunden werde. Der Mann ist in solchen Dingen sehr frei und umsichgreifend". Einige Zeit später hat ihm Heß jedoch Usterische Zeichnungen für die „Neuen Alpenrosen" überlassen.

Viel Verdruß bereitete die Drucklegung der Werke, zunächst die Verlegerfrage. Mit Orell Füßli in Zürich kam es zu keinem rechten Abschluß[1]). Auf Hegners Rat wandte sich Heß alssodann an Reimer in Berlin, und als dieser anfangs Bedenken trug, durch Uhlands Vermittlung an Cotta. Gustav Schwab hätte dann die Korrektur besorgt. Endlich entschloß sich G. Reimer zur Übernahme des Verlags, obwohl er nicht verhehlte, daß bei den ungünstigen Zeitverhältnissen ein großer Erfolg kaum sich einstellen werde; brachte doch der Verlag von Ulrich Hegners Schriften dem Hause ansehnlichen Verlust. Die Subskription erreichte denn auch nur mit Mühe und Not die von Reimer geforderte Zahl von 350 Abnehmern. Durch eine Ankündigung wurde das Publikum auf Usteri aufmerksam gemacht. Eine Zeitlang dachte Heß daran, durch Heinrich Meyer in Weimar, Goethe für die Sache zu interessieren[2]), „und da er (Meyer) alle Abende mit dem alten Goethe zubringt, so werde ich ihn ersuchen, dem Magister, auf dessen Wort ganz Deutschland hört, vorzulesen und alles zu kommentieren und ihn dazu aufzufordern, diesen Sachen durch seinen Einfluß die nämliche gute Aufnahme zu verschaffen, wie er es mit Arnolds Pfingstmontag im Straßburgerdialekt getan. Es kränkt mich in der Seele, solche Maßregeln ergreifen zu müssen, da Usteris Sachen bloß durch sich selbst empfehlen sollten; aber das jetzige Publikum ist ein vielköpfiges Ungeheuer, dem eine Richtung ge-

---

[1]) Bächtold a. a. O. S. CI.
[2]) Z.-T.-B. 1889, S. 71.

geben werden muß, wenn es in seiner Verwirrung das Gute nicht verwerfen und dafür nichts empfangen soll". Die Nachricht von Goethes Krankheit im Winter 1830 verhinderte Heß an der Ausführung dieses Planes, und im Sommer des folgenden Jahres riet ihm Salomon Hirzel sogar davon ab, weil „eingeführt von Goethe" und „eingeleitet von Goethe" seine Wirkung verloren habe. „Auch ist der alte, ehrwürdige Herr seit dem Tode seines Sohnes noch viel schwieriger und noch viel weniger mitteilsam geworden."

Der Druck wurde in Leipzig Heß' Neffen, Salomon Hirzel[1]), dem „Saly", der damals noch bei Reimer tätig war, überlassen. Bis Johannis 1831 sollte der Druck beendet sein. Die Verpflichtung der Honorarentrichtung sollte erst nach dem Absatz von 350 Exemplaren erfolgen. Der Druck brachte indessen immer neue Ungelegenheiten, ein eigener Unstern schien darüber zu walten. Verschiedener Umstände halber mußte die ursprüngliche Anordnung und Verteilung der Schriften auf die drei Bände gestört werden und es kam darüber im Juli 1831 — denn der Druck zog sich bis Michaelis hin — zu gelegentlichen Verstimmungen zwischen Heß und Hirzel, der seine mühevolle Arbeit nicht anerkannt sah. Hirzel fand trotz alledem hohen Genuß an der Arbeit. „Die Kinderlieder finde ich unnachahmlich schön", schreibt er einmal an Heß, „in der Art der ersteren kenne ich nichts in der deutschen Poesie, was damit nur entfernt zu vergleichen wäre. Ich werde sie lesen müssen, bis ich sie auswendig kann. Die Geschichte von dem armen Elseli liegt wie gemalt vor einem: und man glaubt die Klagen zu hören. In dem Berglied liegt ein Zauber, der den armen Corrector fast lieber anderswohin, als nach Berlin locken wollte." Und in einem andern Briefe heißt es: „Für die Leiden und Plagen,

---

[1]) Über Hirzel vgl. A. D. B. 12, 500. Die Briefe von Reimer und Hirzel an Heß in F. A. David Heß 32.

die ich bei der Korrektur ausstehe, bietet mir die Sache selbst die schönste Entschädigung; nicht daß ich den Genuß ohne jene Leiden nicht doppelt genösse! Der Vikari scheint mir ein poetisches Meisterstück, die Wahrheit der Charakterzeichnung hat mich oft in Erstaunen gesetzt und besonders bewunderte ich auch immer die Leichtigkeit, mit der der Dichter von einem Teil zum andern übergeht, sodaß man wieder in andere Szenen versetzt ist, gleichsam ohne es bemerkt zu haben. Auch nimmt der Dichter dem Dialekt das Plumpe, Rauhe, das ihm so eigen ist, und verleiht ihm sozusagen Anmut, eben durch die Anmut der Dichtung."

Die größten Schwierigkeiten bereiteten die Dialektgedichte durch die Unzulänglichkeiten der Orthographie. David Heß und Hegner hatten aus pietätvoller Scheu manche Inkonsequenzen stehen lassen, „daß dem heiligen Text ja nicht zu nahe getreten werde!" wie Hegner sich ausdrückt und sie haben sich auch trotz der aufmerksamen Korrektur Hirzels in die Ausgabe eingeschlichen. Hirzel war zudem durch langjährige Abwesenheit von der Heimat dem Zürcher Dialekt etwas entfremdet worden und verstand viele Dialektwörter nicht mehr[1]).

Endlich, am 5. Oktober konnte ein Ballen mit den ersten fertig gedruckten Exemplaren an Heß abgehen. 1000 Exemplare umfaßte die Auflage statt der ursprünglich geplanten 1500; 500 waren auf gewöhnlichem Papier gedruckt, 400 auf feinem und 100 auf ganz feinem Velin.

Ein Lieblingswunsch war Heß unerfüllt geblieben: er hätte gerne Usteris Zeichnungen mit den Schriften in Kupfer gestochen herausgegeben, mußte aber nach näherer Überlegung den Plan aufgeben, da über 90 Druckplatten dazu erforderlich gewesen wären, was das Ganze bedeutend verteuert hätte; zudem hätten die Zeichnungen auf 8° Format verkleinert werden müssen[2]).

---

[1]) Z. B. „gingge"; auch wußte er nicht, was aus dem Worte „fröschle" zu machen sei, das im Mskr. für „förschle" verschrieben ist.

[2]) S. Z.-T.-B. 1889 S. 67 und D³ I, X.

Gerne hätte er sie heftweise in Originalgröße nachgeliefert, aber die ungünstigen Zeitumstände brachten es mit sich, daß er schon am 12. September 1832 in einem Brief an Reimer ganz darauf verzichtete.

Für die ausgestandene Mühe wurde Heß durch den bedeutenden Absatz der „Dichtungen" reichlich entschädigt. In der Schweiz und in Deutschland fanden die Bändchen eine warme Aufnahme, wie sie der bescheidene Dichter bei seinen Lebzeiten kaum geträumt hätte. 1853 folgte eine zweite Auflage und noch 1877 eine dritte. Gustav Schwab brachte in den Brockhausischen Unterhaltungsblättern[1]) eine eingehende, feinsinnige Würdigung. In den „Schweizerblättern"[2]) stellte A. Henne-am Rhyn Usteris „Vikari" über Goethes „Hermann und Dorothea". Dagegen wurde doch Protest eingelegt, so, bei voller Anerkennung Usteris, in den „Schweizerischen Litteraturblättern"[3]).

Usteri hat an David Heß gefunden, was nur wenigen Dichtern beschieden ist: einen meisterhaften Herausgeber seiner Werke und einen meisterhaften Biographen. Heß weiß in seiner Auswahl das Beste und Charakteristischste zu geben, was Usteri geschaffen; wer den dichterischen Nachlaß durchgesehen, weiß, welche Mühe es gekostet hat, das Gute vom Unbedeutenden zu scheiden. Wohl findet sich noch unter dem, was Heß nicht aufgenommen, manches Gute, das wegen seines Umfangs oder allzu stark lokaler Anspielungen nicht aufgenommen werden konnte, auch manches, das für die Kenntnis von Usteris Entwicklungsgang und Charakter von Wert ist; doch vermag uns das, was Heß bietet, ein fast vollkommenes Bild von Usteris dichterischem Schaffen zu geben. Als würdige Ergänzung zu den Werken Usteris

---

[1]) 1833 N. 196—197.

[2]) Schweizerbll. oder Schweiz. Merkur. Eine Monatsschrift 1. Jahrg. 4. Heft. St. Gallen 1832.

[3]) Beylage zur neuen Züricher-Zeitung 1832 S. 172.

hat Heß die Lebensbeschreibung des Freundes beigefügt. Sie besitzt zwar nicht die Lebensfülle der Biographien Salomon Landolts und J. C. Schweizers, aber wie sie in wenigen frischen Zügen das Wesen des liebenswürdigen Dichters zum charakteristischen Bilde gestaltet, wie sie mit Liebe sich in seine Seele versenkt und ihn lebendig vor unsere Augen zaubert, steht sie einzig da. Wohl verleitet den Biographen manchmal die Bewunderung für den Freund zur Überhebung seiner Leistungen, dennoch entstellt kein unwahrer Zug das schöne Bild.

I.

Familie und Jugendjahre.

Es ist kein Zufall, daß bei dem glänzenden Aufschwung, den das deutsche Geistesleben, voran die Literatur, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm, gerade Zürich an hervorragender Stelle stand, daß hier Bodmer und Breitinger zuerst ein tieferes Verständnis zur Poesie anbahnten, von den Franzosen weg auf die Engländer, auf Milton und Thomson wiesen und Salomon Geßner mit seinen Idyllen der Stimmung der Zeit so glücklich entgegenkam, die sich aus Unnatur und trockener Verstandesmäßigkeit heraus nach Gefühl und Poesie sehnte. Während der dreißigjährige Krieg Deutschland verwüstet und jede Kulturbestrebung auf Jahrzehnte hinaus gelähmt hatte, war die Schweiz verschont geblieben. Ungestört hatten sich Handel und Gewerbe entwickeln können, die Pflege geistiger Interessen war geblieben seit den Tagen der Reformation. Wohl hatte die aufstrebende junge Generation im Anfange des 18. Jahrhunderts schwer zu kämpfen mit trockener, unfruchtbarer Schulgelehrsamkeit und verknöcherter Orthodoxie, mit finsterem Aberglauben, Vorurteilen und veralteten Staatsformen; aber die Bedingungen zu einem geistigen Aufschwung lagen hier doch wesentlich günstiger als anderswo, gerade dank des materiellen Wohlstandes, der zum großen Teile in den Händen eines gebildeten Kaufmannstandes ruhte. Auf Reisen hatten sich diese Handelsherren Bildung geholt und ihren Horizont erweitert. An der Förderung von Wissenschaft und Kunst nahmen sie tätigen Anteil. Schon um die Mitte des Jahrhunderts begegnen

wir in den stattlichen Handelshäusern der Stadt ausgewählten, sogar reichen Bibliotheken und Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen, die der Hausherr mit Umsicht vermehrte und seinen Söhnen als kostbares Erbe überließ. Viele standen in lebhaftem Verkehr mit Künstlern und Gelehrten, durch sie drangen im Laufe des Jahrhunderts neue Anschauungen und Aufklärung allmählich in Staat und Gesellschaft, und wie sie selbst mit Gelehrten in steter gemeinsamer Arbeit standen und der Wissenschaft, wenn auch nur als Dilettanten, schätzbare Dienste leisteten, so gingen aus ihren Kreisen manche tüchtige Gelehrte, Künstler und Staatsmänner hervor.

Zu ihnen gehörte auch die Familie Usteri [1]). Als Stammvater des Geschlechtes wird ein Cueni oder Conrad Uster, auch Usterer von Erlibach genannt, der 1401 das Bürgerrecht von Zürich erwarb [2]).

Bis weit über die Mitte des 17. Jahrhunderts gehörten die Usteri dem Handwerkerstande, vorwiegend dem Müllergewerbe [3]) an. Schon damals zeigte sich künstlerische Veranlagung. Hans Rudolf Usteri, geb. 1625, soll ein geschickter Maler gewesen sein, von dem sich jedoch nur weniges erhalten hat [4]). Er weilte 40 Jahre in der Fremde, in Venedig, Dalmatien, Morea und kehrte 1689 in die Heimat zurück, wo er nach 1690 starb. Der erste Kaufmann der Familie war der 1644 geborene Paulus Usteri, der sich mit vielem Glück der Seidenindustrie zuwandte. Er erbaute 1684 den „Neuenhof“ am Eingang des Thalackers, den er 1710, acht Jahre vor seinem Tode, vergrößerte. Noch heute ist das Haus im Besitze der Familie und gilt mit Recht als ihr Stammhaus [5]). Unter den Kaufherren im Neuenhofe, die bald zu den wohlhabendsten Zürichs gehörten und wichtige Stellen im Staatswesen bekleideten, ragt durch seine vielseitigen geistigen Interessen der Großvater des Dichters, Paulus Usteri hervor. Er war mit Albrecht v. Haller be-

freundet und begleitete ihn mehrmals auf botanischen Schweizerreisen. Als einer der Mitbegründer der Naturforschenden Gesellschaft (1745), die noch heute besteht, hat er sich einen Namen gemacht. Mit dem bekannten Naturforscher Geßner verband ihn ein inniges Freundschaftsverhältnis. Gemeinschaftlich errichteten sie für ihre Studien ein Naturalienkabinett, eine Sammlung physikalischer Instrumente und eine ansehnliche Bibliothek. Sein Kunstsinn vererbte sich auf eine der Töchter, Magdalena, deren prächtige Stickereien seiner Zeit in Zürich berühmt waren. Sein ältester Sohn ist der Vater des Dichters, Hans Martin Usteri, geb. 1738. Ein kluger Kopf, ein praktischer Sinn und kaufmännisches Geschick verbunden mit regem künstlerischem Interesse, zeichneten ihn von Jugend an aus; das letztere teilte er mit seinen jüngeren Brüdern, dem späteren Chorherrn Leonhard Usteri (geb. 1741), der schon in seinen Knabenjahren viel versprach, dem 1746 geborenen Paulus und mit Heinrich, dem späteren Stifter der Künstlergesellschaft.

Bekannt ist, wie Leonhard und Paulus mit Winckelmann in engerem Freundschaftsverkehr standen, wie der geniale Bahnbrecher die bescheidenen Zürcherfreunde in seine Pläne und Arbeiten einweihte[6]). Seine Briefe an sie sind ein schönes Zeugnis des künstlerischen Geistes, der in der Familie Usteri heimisch war. Mit Recht sagt Blümner[7]): „Mochte der Horizont der Männer, an welche diese Briefe gerichtet sind, nach manchen Gesichtspunkten hin beschränkter sein, als der unsrige heutzutage, eines ist doch gewiß: in geistiger Hinsicht, namentlich was literarische und künstlerische Interessen anbelangt, standen dieselben .... entschieden über der modernen Durchschnittsbildung.“ Unter den Adressaten fehlt einer, nämlich Hans Martin, und doch berichtet Heß, daß auch er Winckelmanns Freund gewesen sei. Vielleicht sind die Briefe verloren gegangen. Der die Be-

kanntschaft Winckelmanns mit den Usteri vermittelt hatte, war der in Paris lebende deutsche Kupferstecher Wille (1715—1808[8]). Bei ihm holte sich Hans Martin stets Rat in künstlerischen Dingen; er besuchte ihn mehrmals in Paris und erhielt durch ihn manch schönen Zuwachs seiner ziemlich reichhaltigen Kupferstichsammlung. Wille hat ihm sein schönes Blatt „La Liseuse“, nach G. Dow[9]) gestochen, zugeeignet.

Hans Martin war ein Mann, der sich ein reiches praktisches, wie theoretisches Wissen nicht in der Schule, sondern auf häufigen Reisen und in vielseitiger geschäftlicher und öffentlicher Tätigkeit erworben hatte. Er war nämlich neben- und nacheinander: Mitglied der „moralischen Gesellschaft zur Verminderung der Armut und des häuslichen Elends und zur Beförderung bürgerlicher und häuslicher Tugenden“, 1770 Mitglied der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, Freihauptmann, Neurichter, Zwölfer zur Waag, Ratsherr, Obervogt zu Birmensdorf und Urdorf, Obrist des Küsnachterquartiers, „Direktor der löbl. Kaufmannschaft“. Seine Erfahrung und Einsicht kam manchem öffentlichen Institute zu Gute; so war er Schulherr der Kunstschule, Mitglied der Reformationskammer, Sanitätsrat, Kommerzienrat ꝛc. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir später beim Sohne derselben Vielgeschäftigkeit wieder begegnen.

Im Jahre 1759 vermählte sich Hans Martin mit der Tochter des Zunftmeisters und Landvogts Scheuchzer, Anna Magdalena, und bezog mit ihr das schöne Haus im Thalacker, zum „Thalegg“, das sein Schwiegervater gebaut hatte[10]).

Im April 1763 wurde dem Ehepaar der älteste Sohn geboren, der am 13. April[11]) bei der Taufe in der St. Peterskirche den Namen des Vaters, Johann Martin, erhielt. Unter den günstigsten Verhältnissen wuchs der Knabe auf, umgeben von vier Geschwistern, drei Schwestern und einem jüngern

Bruder, dem am 29. Oktober 1768 geborenen Paulus. Die Erziehung wurde ebenso liebevoll als verständig geleitet, alle wurden gleich behandelt, und doch trug man den Eigentümlichkeiten eines jeden soweit Rechnung, daß sich seine besonderen Anlagen ungestört entwickeln konnten. So war es natürlich, daß auch in der gesunden, blühenden Kinderschar Liebe und Vertrauen herrschte. Martin hat Zeit seines Lebens gerne in der Erinnerung seiner glücklichen Jugend sich ergangen und das Andenken seiner Eltern dadurch geehrt, daß er Haus und Garten möglichst in dem Zustande erhielt, wie jene sie verlassen hatten. Die Räume des schönen Hauses atmeten vornehme Behaglichkeit, die Wände waren in grünem Tone gehalten, und im schönsten Zimmer erhob sich eine Statue des Apollo von Trippels Meisterhand. Gemälde und Stiche alter und neuer Meister, sowie die ausgewählte schöne Bibliothek verrieten den feinsinnigen Geist des Besitzers und weckten in den Kindern frühzeitig Wißbegierde und Freude am Schönen.

Eine besondere Liebhaberei des Vaters war die Pflege des anmutigen Gartens, der an das Haus sich lehnte; schöne seltene Blumen erblühten da in wohlgeordneten Beeten, und das Ganze war belebt durch zierliche Boskets und Wasserkünste, die damals in keinem größeren Garten fehlen durften. Neben all' dem war noch genügend Raum zum Tummelplatz für die Kinder, wo sie während der schönen Jahreszeit in fröhlicher Ausgelassenheit spielen konnten. Häufig erhielten sie Besuche von jungen Freunden, die stets willkommen und einer guten Bewirtung sicher waren. Martin scheint auffallend still und wortkarg gewesen zu sein. Gerne zog er sich von der lauten Gesellschaft zurück; er liebte von Jugend auf die Einsamkeit, in der er ungestört seinen Phantasien nachhängen konnte. Am liebsten sang er, er sang mehr als er sprach, wie Heß erzählt; denn er war von Natur mit einer schönen Stimme begabt und im Lernen von

Liedern unermüdlich. Oft traf man die Knaben auf ihren Schaukelpferden, jeder eine Schwester vor oder hinter sich haltend, wie sie mit heller Stimme sangen, mit besonderer Vorliebe Lavaters patriotische Schweizerlieder, die, heute vergessen, damals großer Beliebtheit sich erfreuten. Aber daneben kam auch das schlichte Volkslied zu Rechte, unter anderem das bekannte:

„Was kann einen mehr ergetzen
Als ein schöner grüner Wald?"

Kinder einer kulturell hochentwickelten Gesellschaftsklasse, in der Bildung Erbgut ist, pflegen, besonders wenn sie begabt sind, von Jugend an von einer gesteigerten Sensibilität zu sein. Eine solche zarte Pflanze war auch Martin; er ist selten auf die Gasse gekommen, hat nie seine Kräfte gemessen mit Buben seines Alters. Romantische Ritter- und Gespenstergeschichten machten den größten Eindruck auf ihn; oft erschreckte er seine Geschwister, wenn er in der Dämmerung als Gespenst verkleidet plötzlich hinter einer Taxushecke hervorbrach. Früh war das Interesse für Geschichte erwacht; der Knabe träumte sich am liebsten in vergangene Zeiten zurück; kaum konnte er lesen, so war kein historisches Buch mehr vor ihm sicher. Geschichtliche Erzählungen, namentlich aus der Schweizergeschichte, regten seine Phantasie mächtig an. Ebenso gierig verschlang er Balladen und Romanzen, wo er ihrer habhaft werden konnte. Eben war seit einigen Jahren das Interesse für Balladendichtung durch Percys Reliques (1765) neu belebt worden und hatte unzählige Nachahmungen hervorgerufen. Bürgers Balladen hatten vermutlich schon bald mit den neuen Musenalmanachen Eingang ins Usterische Haus gefunden.

Martins Bruder Paulus war ganz anderer Natur; frisch, lebhaft, wollte er vom Bücherlesen nichts wissen. Nur in einem wetteiferte er mit Martin: im Zeichnen. Sobald die Knaben den Bleistift halten konnten, lernten sie zeichnen, und die reiche

Sammlung des Vaters bot die beste Gelegenheit, sich darin zu üben. Wir besitzen eine kolorierte Zeichnung des siebenjährigen Martin (L 1), die einen Knappen zu Pferde darstellt und bei aller naiven Unbeholfenheit Anlage verrät. Es kam die Zeit, wo Martin in die Lateinschule geschickt werden sollte, die ungefähr einem heutigen untern Gymnasium entspricht. Das war ein ganz ungeeigneter Ort zur Ausbildung eines so eigenartigen Knaben. Die Schulordnung war mit wenigen Veränderungen die seit dem 16. Jahrhundert herrschende; Latein und Griechisch füllten neben der Religion fast alle Unterrichtsstunden.

In den Tagen, wo Martin sie besuchte, plante man allerdings eine durchgreifende Reform, die freilich erst allmählich zur Durchführung gelangte. Für einen Träumer wie Martin mußte ein solcher Unterricht, der von mehr oder weniger pedantischen Schulmeistern geleitet wurde, bald zur Qual werden. Es gelang ihm nie, seine Aufmerksamkeit auf den Unterricht zu konzentrieren; er träumte von seinen Rittergeschichten, wenn er konjugieren und deklinieren sollte. Beim diktieren machte es ihm Spaß, die Porträts von Lehrern und Schülern auf den Rand seines Heftes zu zeichnen. Fast alle seine Schulbücher und -Hefte waren voll von diesen Fratzengesichtern. Ehrgeiz hat ihn jedenfalls nicht geplagt, und er war völlig zufrieden, wenn er am Schlusse des Schuljahres im „Gnaden-Kärrlein“ von einer Klasse in die andere rutschen durfte. „Dieser wenig versprechende Mangel an Aufmerksamkeit in den Schulen“, sagt Heß[12]), „die damals freilich noch sehr mangelhaft eingerichtet waren, der aber nicht ausschließend der Lehrmethode zur Last gelegt werden darf, wird nicht selten bei phantasiereichen und genialischen Köpfen wahrgenommen, die alles trocken und unbefriedigt finden, was sie nicht gerade mit ihren besonderen Neigungen in Verbindung setzen können, und welche ihren eigenen Entwicklungsgang einschlagen müssen, wenn ihre natürlichen Anlagen nicht unterdrückt

werden, oder wenigstens eine fremdartige Richtung nehmen sollen."

Bei aller Unaufmerksamkeit lernte Usteri die Elemente des Griechischen und Lateinischen soweit beherrschen, daß ihm bei seinen späteren Studien das Entziffern von Urkunden und Inschriften keine sprachlichen Schwierigkeiten bereitete. Sonst hat das klassische Altertum und seine Literatur weder auf seine Geistesrichtung noch auf seinen Studiengang großen Einfluß ausgeübt; denn niemand dachte daran, beim Unterricht Begeisterung für die hellenische Welt in der Jugend zu wecken.

Die sanfte gutmütige Art Martins erwarb ihm die Liebe seiner Mitschüler, und auch die Lehrer konnten dem Knaben, aus dem sie nicht klug wurden, nicht gram sein. So wenig Abwechslung dem jungen Usteri das Schulleben bot, es fehlte auch da nicht an sonnigen Tagen. Größere Ausflüge unter der Führung eines Lehrers waren in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts Sitte geworden. Man sammelte Mineralien, Pflanzen, Insekten u. s. w. und besuchte historische Stätten in der Umgebung der Vaterstadt. Es war besonders der Kanonikus Salomon Schinz, ein geschätzter Botaniker und einer der besten Freunde von Martins Vater, der in solcher Weise einen Kreis jüngerer und älterer Leute um sich sammelte, und ihnen schloß sich auch Martin an. Der beliebteste Ausflugsort in der Nähe der Stadt war der durch seine Flora und seine Rundsicht berühmte Ütliberg. Seit Klopstock ihn besungen, war er der Liebling der Zürcher Naturfreunde geworden[13]. Schinz hat selbst eine solche „Reise [!] auf den Uetliberg" im Juni 1774 beschrieben[14].

Die Teilnehmer sind darin mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet. Bei Tagesanbruch waren sie aufgebrochen. Die frische Morgenluft hatte die Knaben aufgeregt, sodaß man ihrer übermütigen Freude Einhalt tun mußte. „M. U. (Martin

Usteri)“, erzählt Schinz sodann, „ein gefühlvoller Knabe, empfand auch diese Wollust des Morgens; seine Freude fand aber bald eine bessere Wendung. Mit Rührung des Herzens sang er in einer angenehmen Melodie Gellerts Morgenlied; wir alle gingen langsamer und hörten mit Vergnügen unserem jungen Sänger zu.“ Der Aufstieg war unbequem und kostete manchen Schweißtropfen. „An steilen Orten mußte man sich mit den Händen anklimmen; M. U. sah einmals in dieser Stellung mitleiderweckend auf und jammerte mit unterbrochener Stimme: Worin bin ich den von einem Böckgen unterschieden? — als nur daß ich nicht blöcke.“ Den ganzen Tag weilte die Gesellschaft auf dem schönen Berge. Die Beschreibung des würdigen Kanonikus ist eine eigentümliche Mischung von Naturschwärmerei, von wissenschaftlichen Beobachtungen und daran geknüpften moralpädagogischen Betrachtungen. Dem Einflusse von Schinz ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß Usteri Zeit seines Lebens ein Freund der Pflanzenkunde geblieben ist, in der er sich mit der Zeit schöne Kenntnisse erwarb.

Inzwischen hatten die Unterrichtsreformen manchen alten Schutt hinweggeräumt; Martin begann mit mehr Freude und Eifer zu lernen; sein Geist entwickelte sich. Römische Geschichte nach Livius, Geometrie, das Rezitieren patriotischer Reden fesselten ihn allmählich. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß sein Oheim, der Chorherr Leonhard Usteri[16]), an der Spitze der zürcherischen Schulreform stand. Vielseitig, rastlos tätig, von äußerster Gewissenhaftigkeit, mit regem Interesse für die Naturwissenschaften und den meisten seiner Mitbürger an Weitblick des Geistes überlegen, hatte er die Reorganisation der Knabenschulen an die Hand genommen und die erste Töchterschule Zürichs gegründet. Winckelmann war sein Freund, Rousseau nannte ihn, den lebenslustigen protestantischen Geistlichen, stets mit Hochachtung. Er ist „einer der hauptsäch-

lichsten Träger der universellen Kulturbestrebungen, deren intensive Pflege den Ruhm Zürichs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausmacht." (Hunziker)[16]. Die Jugend verehrte den Mann, dessen scharfem Blick keine Falte ihres Herzens verborgen blieb, dem es Gewissenssache war, seine Zöglinge zu tüchtigen Charakteren heranzubilden [17].

Eine so eigentümliche Natur wie Martin mußte diesem geistvollen Pädagogen besonders anziehend sein; er allein durchschaute den so vielfach verkannten Neffen, und als er sah, wie aller in den herkömmlichen Formen sich bewegende Wissensstoff den Geist des Knaben eher bedrückte als förderte, wie er Gegenstände freier Wahl dagegen mit Geschick und Freude behandelte, so stellte er ihm des öftern Aufgaben, die ihm mehr zusagten als die Schulpensa.

Neben der Schule genossen Martin und später Paulus den Unterricht Georg Christof Toblers (1757—1812). Damals als geistvoller Übersetzer griechischer Dichterwerke geschätzt, hat er sich nach kurzer Blüte später verbittert in seine Landpfarrei im Kanton Zürich — zuerst in Veltheim, dann in Wald — eingesponnen.

Daß das Zeichnen bei der Ausbildung junger Leute nicht vernachlässigt werden durfte, ist für jene Zeit, der Dilettieren in den bildenden Künsten als ein wesentliches Erfordernis höherer Bildung galt, natürlich. Hatte doch die neugegründete Kunstschule, eine Vorbereitungsanstalt für technische und kaufmännische Berufe, in der ersten Klasse nicht weniger als neun Wochenstunden für Zeichenunterricht und künstlerische Fächer festgesetzt. Daran nahmen auch die Lateinschüler vom 12. Altersjahre an teil. Allein wie immer war auch hier Martin nur halb bei der Sache; er kritzelte Mappen und Blätter voll Figuren eigener Erfindung und erst wenn der korrigierende Lehrer — Prof. Bullinger[18]) — sich ihm nahte, skizzierte er

ohne Müh und mit viel Geschick den ihm vorgelegten Gegenstand. J. C. Füßli, der Sohn des Verfassers der „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz", lehrte ihn Blumen zeichnen, Landschaften Prof. Meyer.

Wichtiger als dieser Unterricht war die Errichtung eines Kunstsaales und die Bekanntschaft mit Sonnenschein und Geßner.

Im Jahre 1775 tauchte bei einigen Zürchern der Gedanke auf, einen Teil ihrer gesammelten Kunstschätze zu vereinigen und in einem geeigneten Lokal jedermann zugänglich zu machen. Das Institut sollte von zwölf Direktoren verwaltet werden. An der Spitze des Unternehmens, dessen Plan im Februar 1775 öffentlich bekannt gemacht wurde[19]), stand neben Salomon Geßner, Leonhard Schultheß, Zunftmeister Füßli u. a. auch Martin Usteri, der Vater. Den Grundstock bildeten eine Reihe Gipsabgüsse nach den besten Antiken, die wohl zum größten Teil Winckelmanns Freunde von Rom nach Hause gebracht hatten. Der vornehme Sinn der Stifter zeigt sich im Prospekt: „Nicht der Prunk von Infolio Bänden seichter Kupferwerke, nichts was eine sogenannte vollständige Sammlung heißt, kein mittelmäßiges Kunstwerk unter dem Titel, daß unsere Kräfte für nichts besseres zureichen, wird den Bücherschrank entstellen: Die Gipse der besten Alten und Neuen; Abgüsse von Gemmen und Münzen, alles in Rücksicht des Geschmackes und der Gelehrsamkeit, inwiefern sie dem Künstler brauchbar ist; einzelne Handzeichnungen und Estampen von geprüftem Werthe; vielleicht mit der Zeit ein Tableau, das der größten Gallerie Ehre machte, welches der Hazard in unsere Stadt verschlagen, oder hinwieder die Convenienz des Besitzers expatrieren möchte; etliche theoretische Werke von bestem Range u. s. f., werden den bescheidenen Schmuck dieser kleinen Gallerie ausmachen." Es ist charakteristisch für die Stifter und ihre Zeit, daß sie beabsichtigten, mit

ihrem schönen Werke den Geschmack „vielmehr zu berichtigen als auszubreiten; aus angehenden Liebhabern Kenner zu machen, hauptsächlich aber, den jungen Künstler in seiner ersten Erziehung zu leiten; an der Kultur eines für das höhere der Kunst auserlesenen Subjektes da fortzufahren, wo die öffentliche Kunstschule, um ihren Hauptendzweck nicht aus dem Gesichte zu verlieren, nothwendig aufhören muß".

Es scheint, daß bei der Installierung der Sammlung der württembergische Bildhauer Sonnenschein zu Rate gezogen wurde. Dieser, 1749 zu Ludwigsburg geboren, ward schon als junger Mann durch seine zierlichen und geschmackvollen Stuckarbeiten und Bildhauerwerke bei Hofe sehr beliebt. Es ist nicht sicher, ob Ueberanstrengung oder die Ungnade des Herzogs ihn zwangen, 1775 Stuttgart zu verlassen. Er kam nach Zürich und blieb da bis 1779, um alsdann einem Rufe nach Bern zu folgen[20]).

In der 1763 von Geßner gegründeten Porzellanfabrik im Schooren in Bendlikon fand er, unterstützt von Usteris Vater, Beschäftigung und war in der Usterischen Familie ein gern gesehener Gast. An den langen Winterabenden versammelten sich Brüder und Schwestern im geräumigsten Zimmer, „gleichstrebende" Freunde wurden eingeladen, von Wand zu Wand wurden Schnüre gespannt, Vorlagen daran gehängt und beim Scheine einer Lampe frisch drauf los gezeichnet. Unter Sonnenscheins methodischer Leitung wurden die einzelnen Körperteile nacheinander studiert. Lebruns sogenannte Affekte, typische Darstellung der verschiedenen Leidenschaften, nach denen auch Goethe als Knabe studieren mußte[21]), durften damals bei keinem Zeichenunterricht fehlen. War hierin einige Fertigkeit erreicht, so stand der erwähnte Kunstsalon zum Weiterstudium offen, und was Martin am meisten Mühe machte, Perspektive und Körperproportionen, wurde hier im Laufe der Jahre errungen. Von

diesen Studien ist nichts übrig geblieben. Das ewige Kopieren nach Vorlagen und alten Meistern, die Hauptgrundlage des damaligen Kunstunterrichts, sagte ihm so wenig zu, wie die klassizistische Richtung, die in der Kunst aufkam; alles Große, Heroische, das ganze antike Gewand blieb ihm innerlich fremd. Was ihn zur bildlichen Darstellung reizte, war das Leben, das ihn umgab. Schon der 11jährige hat eine Gesellschaft, die im Walde lagert, dargestellt. Die Personen sind freilich nur durch farbige Klecksчen angedeutet. Ein andermal versucht er ein Rhinozeros nachzubilden, das er auf dem Jahrmarkte gesehen, oder ein militärisches Manöver scheint ihm wert, der Nachwelt in seiner farbigen Pracht überliefert zu werden. Auch Bekannte und Freunde werden mehr oder weniger treffend porträtiert. Man sieht den Bildchen die Schule Sonnenscheins an, er hat Martins Neigung für sorgfältige Ausmalung des Details befördert. Der befreundete Salomon Geßner, der von Zeit zu Zeit diese Arbeiten zu sehen bekam, erkannte darin ein vielversprechendes Talent und nahm sich des Knaben an. Er hat einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt. Da Martin eine besondere Vorliebe für idyllische, gemütvolle und niedliche Kompositionen besaß, mußte er sich zu Geßner am meisten hingezogen fühlen.

Mit dem Zeichenunterricht ging die wissenschaftliche Ausbildung Hand in Hand. Eingehender ward die Beschäftigung mit der Geschichte, besonders der vaterländischen. Die Bibliothek des Vaters bot interessante Werke genug, die Martins Leidenschaft für alles Altertümliche nähren konnten. Er versenkt sich schon mit Eifer in Urkunden und Chroniken. Von allen alten Münzen und Medaillen, deren er habhaft wird, macht er sich Gipsabgüsse, er kopiert die Bilder der alten Chroniken, die Farbenpracht der Glasgemälde lockt ihn, er sammelt Wappen, Siegelabdrücke, Inschriften, und alles das mit einer

Gründlichkeit, die ihn nicht ruhen ließ, bis er über Zeit, Entstehung und geschichtliche Bedeutung seiner Sammelobjekte im Klaren war. Das Mittelalter mit seiner vielgestalten und farbigen Erscheinungswelt, mit seinem zaubervollen Reize hielt ihn schon damals gefangen. Es ist die Zeit, wo das Mittelalter, vom Rationalismus als barbarisch und finster verschrien, langsam die Geister wieder in seinen Bann zu ziehen beginnt. Die Glieder des Hainbunds, vor allem Stolberg und Bürger, gaben ihren Balladen und Liedern gerne mittelalterlich-ritterliches Gewand[22]). Lessing wies schon 1757 in der Vorrede zu Gleims Kriegsliedern[23]) auf die „Barden aus dem schwäbischen Zeitalter" und ihre „naive Sprache", ihre ursprünglich deutsche Denkungsart hin; Herder pries begeistert das deutsche Mittelalter und Goethe die Wunderwerke gotischer Baukunst. Und ihre Ideen fanden in der deutschen Schweiz lebhaften Widerhall, waren sogar zum Teil von ihr ausgegangen. Die Patrioten der helvetischen Gesellschaft, deren feuriger Fürsprecher Lavater in seinen „Schweizerliedern" ward, wurden nicht müde, den „geraden, starken Sinn der Väter", ihre Einfachheit und ihren freudigen Mut der „sittlichen Verderbnis und Verweichlichung jetziger Zeit" entgegen zu halten. Bodmer hatte den erfolgreichsten Anstoß gegeben zur Erforschung der Geschichte des eigenen Landes, hatte hingewiesen auf die Notwendigkeit gründlichen Quellenstudiums[24]).

Ganz von seinem Geist erfüllt ist das von Heinrich Füßli[25]) herausgegebene „schweiz. Museum" (1783—1796)[26]), das sich u. a. die Aufgabe stellte, interessante Urkunden nebst anderen Geschichtsquellen ganz oder im Auszuge, begleitet von Erläuterungen, einem größeren Publikum vorzulegen. Die Verdienste, die Bodmer sich um die Wiederentdeckung der älteren deutschen Literatur erwarb, sind bekannt, ebenso wie seine Bestrebungen bei Gleim und dem Hainbund Anklang fanden und

zu Uebersetzungen und Nachahmungen reizten. Mehr durch seinen persönlichen Verkehr als durch seine Werke beeinflußte er die studierende Jugend, auch als ihn die vorwärtsstrebende Zeit längst überholt und Herders „Ideen" eine vollständige Umwälzung der historischen Betrachtungsweise angebahnt hatten. Johannes v. Müller, ganz in Herders Geist, faßte endlich die Forschungen seiner Zeitgenossen auf dem Gebiet vaterländischer Geschichte in seinen glänzend geschriebenen „Geschichten der schweiz. Eidgenossenschaft" zusammen.

Hand in Hand ging das immer reger werdende Interesse an den Kunst- und Kulturdenkmälern des Mittelalters, welche das vorhergehende Geschlecht als barbarisch verachtet hatte. Es war immerhin ein Ereignis, als Chorherr J. J. Breitinger so tapfer für die Erhaltung des Großmünsters eintrat (1776). Allein schon 1773 hatte sein Mitbürger, der Ingenieur Joh. Müller, das erste Heft seiner „Merkwürdigen Ueberbleibsel von Alter-Thümmern an verschiedenen Orten der Eydtgenossenschaft nach Originalien gezeichnet und in Kupfer herausgegeben", erscheinen lassen.

Mit dem 12. Teile erreichte das für jene Zeit verdienstliche Werk 1783 seinen Abschluß. Und wie weit solche Bestrebungen ins Volk gedrungen waren, beweist das Beispiel jenes Basler Bäckermeisters Emanuel Büchel (1705 – 1775), der in Schrift und Bild die Altertümer von Basel sammelte.

Aus dieser Zeitströmung heraus läßt sich der Eifer, mit dem sich Martin in die Geschichte vertiefte, erklären; denn Bodmers und Füßlis Anregungen waren in die Schule und in die gebildete Bürgerschaft gedrungen. Immerhin ist er bei einem kaum den Kinderschuhen entwachsenen Jungen eine merkwürdige Erscheinung. Alles, was er las, reizte ihn zudem zur bildlichen Darstellung; seine lebhaft arbeitende Phantasie suchte jede Szene, die ihn bei der Lektüre ergriff, mit Bleistift oder Feder

festzuhalten, meist in schwankenden und undeutlichen Umrissen, oft in unbeholfenen Formen, aber er lernte dabei, was geschickte Gruppierungen und Bewegungen anbelangt, wohl mehr als beim eigentlichen Unterricht.

Auch Martins Freunde und sein Bruder Paulus waren von der mittelalterlichen Romantik angesteckt. Die phantastischen Ritter-Romane mit ihrem stereotypen Apparat von Entführungen, Turnieren und nächtlichem Spuk vertraten bei der damaligen Jugend die heutigen Indianergeschichten. Jeden Abend wurden in den nächstgelegenen Befestigungswerken, auf ihren Wällen und Kasematten Ritterspiele mit allen Schauerlichkeiten aufgeführt. Da hatte der gutmütige Martin die beste Gelegenheit, seine Kenntnisse praktisch zu verwerten. Unter seiner Leitung verfertigten die Knaben Helme, Panzer, Lanzen, Schwerter und Schilder aus Holz und Pappe, kunstvoll mit Silber- und Goldpapier überzogen; aber alles mußte stilgetreu, genau nach den Vorlagen hergestellt werden.

Nachdem Martin die Klassen der Lateinschule durchlaufen, sollte er zur Vollendung seiner Ausbildung noch einige Klassen des Collegium humanitatis[27]) besuchen. Der Unterricht gewann an Interesse und Umfang; ein fröhliches Leben herrschte unter der Schülerschar. Allein Martin war noch stiller und einsilbiger geworden. Eine wehmütige Stimmung ergriff ihn zuweilen; er spann sich am liebsten in die stille Einsamkeit seines Stübchens bei seinen Büchern ein. Eltern und Geschwister machten sich lustig über ihren sonderbaren Bruder, den „Karthäuser", wie ihn die fröhliche Mutter nannte. Martin litt an der Kinderkrankheit seiner Zeit, die am häufigsten gerade in den Entwicklungsjahren die Gemüter ergriff. Am „Wertherfieber" hat damals gewiß mancher empfindsame Jüngling Zürichs gelitten. Ob Usteri „Werther" damals schon gekannt, wissen wir nicht, aber der gefühlsüberschwängliche „Sigwart" von

Joh. Mart. Miller ward von ihm und seinen Freunden verschlungen. In den Jahren 1776—1778 hatte der gleiche Verfasser „Briefe dreier akademischer Freunde" herausgegeben. Für uns ist das Werk heute durch seine lebendige Schilderung des Gelehrten- und Studentenlebens eine interessante kulturhistorische Quelle; damals war es der sentimentale Gefühls- und Gedankenaustausch der drei Briefschreiber, die dem Werke seine Beliebtheit verschafften. Martins Freund, Heinrich Schinz[28]), der Sohn des Pfarrers von Seengen im Kanton Aargau, ein liebenswürdiger, hübscher Jüngling, kam auf die Idee, mit seinen vertrautesten Kameraden, Usteri und Schultheß, einen ähnlichen Briefwechsel zu begründen. Natürlich war alles strengstes Geheimnis; eine eigene Geheimschrift wurde erfunden, damit ja kein frecher Eindringling das Heiligtum ihrer Gefühle verletze. Jeder der Eingeweihten wählte sich unter den zürcherischen Mädchen einen Gegenstand seiner Verehrung und Anbetung, dessen Spuren er errötend folgen konnte, und war dann verpflichtet, die Gefühle und Gedanken, die der Anblick der Geliebten in ihm erregt, in gewählten Worten den Andern mitzuteilen. In den Schulstunden steckten sie sich die Briefe heimlich zu. Sonst vermieden sie streng, bei Zusammenkünften davon zu sprechen und begnügten sich mit den schriftlichen Mitteilungen. Wie Heß erzählt, dauerte dieses Spiel mehrere Jahre hindurch. Die angebeteten Schönen hatten während der Zeit wahrscheinlich keine Ahnung von ihren geheimen Verehrern. — Wohl mag sich unter diesen Briefen hie und da ein dichterisches Produkt aus Martins Feder befunden haben; erhalten hat sich nichts; der Dichter scheint es später wohlweislich vernichtet zu haben. Überhaupt machte er sich allmählich los von der müßigen, sentimentalen Tändelei. Paulus hat in dieser Hinsicht einen heilsamen Einfluß auf den Bruder ausgeübt, obgleich er fünf Jahre jünger war. Unberührt von

aller weichlichen Empfindsamkeit, war es ihm Bedürfnis, seinen Körper und Geist im freien Spiele jugendlicher Kraft abzuhärten und zu stählen. Jede Art von Leibesübung war ihm willkommen; Ballspiel, Turnen, Rudern trieb er eifrig, im Schwimmen war er Meister und kein Berg war ihm zu beschwerlich und zu steil. Mit seinem gymnastischen Treiben steckte er seine ganze Umgebung an und litt nicht gerne, daß der ältere Bruder sich immer hinter den Büchern verkroch. Martin gehörte nie zu den Kühnen und Gewandten beim turnerischen Spiele, nur das Tanzen blieb seine Leidenschaft sein ganzes Leben hindurch; er wurde einer der besten Tänzer, der die zierlichen Pas de Menuette mit Anmut und Geschick auszuführen wußte.

Die Studenten des Collegium humanitatis hatten unter sich eine Gesellschaft gebildet, die allwöchentlich einmal zusammenkam. Während der schönen Jahreszeit versammelten sie sich im Freien, im Sihlhölzli oder in Zürichhorn, einer hübsch gelegenen Landzunge, die unweit der Stadt in den See hineinragt. Da hatte man die schönste Gelegenheit zum Baden und Schwimmen. Unter mannigfaltigen Spielen floß der Nachmittag dahin. Im Sihlhölzli mußte das Zeigerhäuschen auf dem Schießwalle das Kapitol bilden, das erstürmt wurde, und in heißem Kampfe tat auch Martin wacker mit; dann taute der Schweigsame auf und hielt hochpatriotische Ansprachen an seine Getreuen.

Im Winter wurden Aufsätze vorgelesen, die der Reihe nach jedes Mitglied liefern mußte. Meistens waren es Stoffe aus der Schweizergeschichte. Da zeigte sich, welch' umfassendes Material Martin in stillem Fleiße die Jahre hindurch zusammengetragen hatte und in anziehender, mit Humor gewürzter Darstellung zu verarbeiten wußte. Einige dieser Vorträge haben sich erhalten. 1782 gibt er eine „kurze Geschichte der

Spielkarten und deren Verfertigung", im gleichen Jahre spricht er „über die Begrüßungsmode beim Nießen". Die umfangreichste und beste Arbeit ist eine „Skizze des sittlichen Charakters der Zürcher im 14. Jahrhundert". Usteri hat hier die Richtbriefe und Urkunden aus jener Zeit herangezogen, soweit sie damals publiziert waren, um zuletzt von der Liebe des Sängers Hadlaub zu erzählen, von dessen Dichtkunst er aus Bodmers „Minnesänger" reichliche Proben gibt.

Bis dahin hatte Usteri nur ganz seinen Neigungen gelebt, ohne an einen bestimmten Beruf zu denken. Der Vater hatte weder Kosten noch Mühe gespart, die Talente seiner Söhne in jeder Richtung auszubilden. Mit Freude und Stolz sah er ihre künstlerische Befähigung. Allein der Wohlstand der Familie war auf das bedeutende Baumwollengeschäft gegründet, dem Vater Usteri mit seinen beiden Brüdern Paulus und Heinrich vorstand, und deshalb sollten sich auch seine Söhne auf den merkantilen Beruf vorbereiten, um später als selbständige Teilhaber aufgenommen zu werden. Die beiden poetischen Jünglinge zeigten aber weder Neigung noch Lust dazu. Es war eine harte Nuß für sie, als sie schon während der Schulzeit täglich ein bis zwei Stunden auf dem Bureau des Vaters verbringen mußten. Nach Absolvierung der öffentlichen Schulen wurde Martin sogar den größten Teil des Tages damit beschäftigt, Fakturen und Briefe zu schreiben, die Bücher zu führen und die eingegangenen Waren zu mustern und zu sortieren. Er zeigte sich willig und war verständig genug, auch das weniger Angenehme mit seiner natürlichen Heiterkeit auf sich zu nehmen. Einzig dem Bruder vertraute er seine geheimen Klagen an. Paulus war in ähnlicher Lage. Er hätte sich am liebsten für das Militär ausgebildet, besonders nachdem einer seiner Freunde in französische Dienste getreten war. Aber der Vater hatte den Wunsch mißbilligt; die bequeme, gut bezahlte Stellung

eines Offiziers in den Schweizer-Regimentern des französischen Königs schien ihm am wenigsten geeignet zur Ausbildung eines jungen Mannes. Wenn er einen Sohn in fremde Kriegsdienste treten lassen sollte, bemerkte er öfters, so sei ein strengerer, zum Beispiel der preußische, zu wählen, und der Dienst müsse von unten auf begonnen werden. Paulus fand später einigen Ersatz, als ihn Salomon Landolt in sein Scharfschützen-Korps aufnahm.

Die beiden Brüder nahmen ihre Lehre nicht zu streng. Sie entschädigten sich für die trockene Arbeit, indem sie alles herumliegende Papier mit den Erzeugnissen ihrer Muse bekritzelten; die Karrikaturen der ein- und ausgehenden Weber und allerlei Fratzen belebten nach und nach die langweiligen Zahlenreihen der Weber- und Strazzenbücher. Martin fand noch eine andere Art, seine künstlerischen Neigungen auch hier zum Ausdruck zu bringen. Er gab sich Mühe, eine möglichst schöne Schrift zu schreiben; weder Vorlagen noch Anleitung unterstützten ihn dabei; ganz nach seinem eigenen Geschmacke bildete er sich jene hübsche, zierliche Handschrift, die noch heute bewundert wird.

Die Eintönigkeit des Berufslebens wurde durch allerlei kleine Reisen und Landaufenthalte angenehm unterbrochen. Bevor ein junger Mann damals seine Bildungsreise ins Ausland antrat, mußte er sein eigenes Vaterland kennen lernen. Zu einer solchen „Schweizerreise" vertrauten gewöhnlich mehrere Familien ihre Söhne einem älteren Führer an. Vater Usteri fand in dem „sanften Jugendfreund" Johann Kaspar Maurer[29]), einem noch jüngeren Theologen, einen Mentor, der sich durch gründliche Kenntnisse, wie durch sein bedeutendes pädagogisches Talent, das er als Erzieher in angesehenen Zürcher Familien gezeigt hatte, empfahl. Unter seiner Leitung durchwanderten Martin und seine Freunde, mit leichtem Gepäck beladen, in

der Tasche das Skizzenbuch, ihr schönes Vaterland. Sie besuchten in den Jahren 1780—82 fast die ganze Schweiz, vor allem die klassischen Stätten um den Vierwaldstättersee. „Man wird noch wenig solche Reisende gesehen haben wie uns", schreibt er einmal von einer solchen Reise 1780 aus Luzern an den Vater[30]), „wo wir stehen und gehen, tragen wir Papier und Bleistift in den Händen und schreiben alles nieder, was uns merkwürdig däucht". Mit scharfem Blick erfaßte Martin die Eigentümlichkeit jeder Gegend, die Bauart der Häuser, die Tracht und Gewohnheit der Bewohner. Er zeichnet die historischen Denkmäler und kopiert ihre Inschriften. Dabei sucht er mit peinlicher Sorgfalt alle hervortretenden Eigentümlichkeiten klar zur Darstellung zu bringen. Die niedlichen Kostümbildchen, die er zu Hause nach seinen Studien ausführte, übertreffen diejenigen eines König oder Freudenberger durch die genaue Wiedergabe aller Einzelheiten und dürfen sich darin den spätern Ludwig Vogels an die Seite stellen.

Von den Anstrengungen solcher Ferienreisen erholte er sich in dem freundlichen Pfarrhause zu Seengen[31]), wo er mit Freund Schinz und dessen Geschwistern fröhliche Wochen erlebte. Die Fama meldet, er habe sich dabei in die Reize einer ländlichen Schönheit verstrickt und sie sogar angedichtet; der scheue Jüngling hat sich jedoch darüber nie ausgesprochen. Was ihn außerdem an den schönen Ort fesselte, war das gerade unterhalb des Dorfes, am Ausfluß des Hallwylersees gelegene, imposante, jedoch gegenwärtig halb zerfallene Stammschloß der Grafen von Hallwyl. Vor Martins Phantasie baute sich der stolze Grafensitz in seiner alten Herrlichkeit auf. Er hat eine vollständige Rekonstruktion gezeichnet. Auf einem andern, nur halb vollendeten Blatte sehen wir den Grafen von Hallwyl waffengeschmückt zum Turnier reiten. (L. 1 u. 2.)

Viel Vergnügen bot die Zeit der Weinlese. Da lud die

Großmutter, die ein Landgut in Meilen am Zürichsee besaß, die Usterische Jugend zu sich ein. Einsame Spaziergänge, ländliche Arbeiten, Ruderpartien, Tanz und Feuerwerk belebten in bunter Folge diese Tage, an die sich für Martin die schönsten Jugenderinnerungen knüpften.

Die liebenswürdige Persönlichkeit des jungen Mannes gewann ihm viele Freunde. Man ward auf seine Zeichnungen aufmerksam und versprach sich viel von seinem Talente.

Was Martin von seinem 17. bis 20. Jahre gezeichnet und gemalt hat, füllt eine ansehnliche Mappe. Es sind zumeist flüchtige Feder- oder Bleistiftskizzen, sauber ausgeführte Blättchen in Gouache und Aquarell oder größere Blätter in Sepia und Tusche. Lesefrüchte könnte man die größte Zahl derselben nennen; denn es finden sich Darstellungen zu Bürgers „Lenardo und Blandine", zu des „Pfarrers Tochter zu Taubenheim"; Stolberg, Jung-Stilling, Pfeffel, Shakespeare, auch Herders Volkslieder sind reichlich vertreten. Weitaus in der Mehrheit sind die Szenen aus der Schweizergeschichte; hier war der junge Künstler so recht in seinem Elemente. Die Gesichter sind freilich öfter nur angedeutet, den Gliedern fehlt die richtige Proportion und ihre Bewegungen sind unbeholfen. Das ist noch das Kennzeichen der 1781 entstandenen Serie von 70 Skizzen (L. 5, 16 u. fl.) zu Bodmers „historischen Erzählungen"[32]). Es sind schwankende Umrisse, immerhin ist vieles darunter recht hübsch[33]). Häufig lehnt sich Usteri an die historischen Neujahrskupfer seines Lehrers Bullinger an, übertrifft diesen sogar manchmal an lebendiger Auffassung. Hie und da zeigt sich unfreiwillige Komik. So schaut in dem Bilde zu der Erzählung: „Die ungleichen Schmiede" (1339) der Burgherr ganz gemütlich auf dem daherschwirrenden, riesigen Pfeil, der ihm das Auge durchbohren soll. Die Perspektive und die Zeichnung der Pferde hat Usteri augenscheinlich viel Mühe ge-

kostet und ist ihm auch oft mißlungen. Besser sind schon die 74 Zeichnungen zu Bodmers 1781 erschienenen zwei Bändchen „alt englischer und alt schwäbischer Balladen"[34]). Usteri hat sie 1783, wohl kurz vor seiner Reise ins Ausland, komponiert. (L. 6.) Sie zeigen eine freiere, festere Zeichnung. Usteris späterer Schwiegervater war von ihnen so erfreut, daß er zwei der besten durch den Maler Heinrich Freudweiler in Oelfarben ausführen ließ[35]). Es sind einige recht anmutige Kompositionen darunter, zum Beispiel L. 6, 56, wo ein angelsächsischer Wildschütze im Familienkreise bei der Kaffee-Kanne (!) sitzt.

Beide Serien hatten die Blicke des Kunstpublikums auf Usteri gelenkt, dem es eine nicht geringe Freude war, als er den Auftrag erhielt, für das Neujahrsstück der Musikgesellschaft auf das Jahr 1783 eine Zeichnung zu entwerfen. Er wählte eine Episode aus Zürichs Geschichte: Wie die bewaffneten Zürcherinnen bei der Belagerung von 1298 auf den Lindenhof ziehen. Joh. Rd. Schellenberg, dessen Grabstichel Usteri in der Folgezeit noch vielmal in Anspruch nahm, stach die Darstellung in Kupfer.

Die Landschaften dieser Zeit sind stark von Geßner beeinflußt. Ein hübsches Waldinterieur dürfte uns heute am meisten zusagen. Daneben hat er Veduten, Parkanlagen mit Kanälen durchzogen, Tempelhaine, Ruinen auf malerischen Anhöhen gezeichnet, alle die Szenerien, mit denen Geßner und seine Mitarbeiter die zierlichen Porzellan-Services der Bendlikoner Fabrik geschmückt haben. In den phantastischen Szenen wetteifert Usteri mit Paulus. Da erscheint einer Schar nächtlicher Kirchenräuber der Geist des verstorbenen Pfarrers. Herodes wird von gräßlichen Gespenstern gequält; oder höllische Geister, halb Mensch, halb Tier, versuchen den heiligen Antonius; oben im Bilde fährt ein Teufel mit einem Mönch, der eine Magd karessiert, zur Hölle. Das satirische Element tritt stark hervor.

Voll Humor ist die Karrikatur einer Landmiliz-Parade. Einige glückliche Bauernszenen im Stile der holländischen Genremaler verraten das Studium Teniers und Ostades; des letztern Radierungen waren ihm jedenfalls in der Sammlung des Vaters zugänglich.

Martin war zwanzig Jahre alt geworden und sollte nach der damaligen Sitte zur Vollendung seiner Ausbildung eine größere Reise unternehmen, um sich Welt- und Menschenkenntnis anzueignen, „sich den Degen zu holen". Seine kaufmännische Bildung schien dem Vater genügend; die Reise sollte mehr dem Menschen als dem Kaufmann den letzten Schliff geben. Die Handelsgeschäfte wurden nämlich ganz in herkömmlicher Weise betrieben und warfen bei den gleichen Prozeduren, wie sie beim Vater und beim Großvater üblich waren, reichlichen Gewinn ab. Die Konkurrenz war gering, und doch war man um ihretwillen so ängstlich, daß man nie den Söhnen eines Geschäftsfreundes in seinem Bureau Anstellung oder Lehre gegeben hätte. Man stellte gewöhnlich junge Leute vom Lande an, die bei geringem Lohne meist ihr ganzes Leben im gleichen Geschäfte blieben. Fast die ganze Last der Geschäfte ruhte auf ihnen, und der Prinzipal konnte seine meiste Zeit öffentlichen Ämtern oder wissenschaftlichen und künstlerischen Liebhabereien widmen.

So durfte Martin, ohne besondere Anweisungen und ohne bestimmtes Ziel, als reicher, junger Herr in die Welt hinausziehen.

II.

Reise durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich.

Im Sommer 1783 verließ Usteri, begleitet von seinem Vater und einem älteren Vetter, v. Escher, die Vaterstadt. Sie reisten in eigenem Wagen mit Extrapost, gefolgt von einem Diener. Von Geßner und Lavater hatten die jungen Leute Empfehlungsbriefe an viele Künstler und Gelehrte erhalten. Zudem durften sie bei vielen reichen und angesehenen Handelsherren freundliche Aufnahme erwarten, denn der Name des Usterischen Hauses hatte weithin einen guten Klang.

Ueber Basel ging die Reise nach Straßburg. Die altertümliche Stadt übte großen Reiz auf Usteri. Das Münster war das erste gewaltige Denkmal der Baukunst, das er sah; ob dem staunenden Blicke des jungen Zürchers die ganze Schönheit des Wunderbaues aufgegangen ist? Die kunstvolle Uhr im Münster zog ihn an, wie er überhaupt für Curiosa eine Vorliebe hatte; in noch höherem Grade beschäftigte ihn das reichhaltige Zeughaus der ehemals mit Zürich verbündeten Stadt. Nach kurzem Aufenthalt reiste man weiter. Da die Fahrt mit aller Gemächlichkeit vor sich ging, konnte Usteri alles, was ihn interessierte, mit Muße betrachten; er skizzierte bald die malerische Lage eines Dörfchens, bald die eigentümliche Landestracht oder ein beladenes Bauernfuhrwerk.

Aus Karlsruhe sendet er der Schwester Dorothea[1]) eine genaue Beschreibung der Stadt und des englischen Gartens, von dem er eine besonders hübsche Partie am Fuße des Briefes

mit der Feder zeichnet. Fast alle der meist dreiseitigen Briefe enthalten solche Bilder zum Text; manche sind sogar zierlich ausgetuscht. Die moderne Residenzstadt nennt er, der noch nie eine Stadt ohne Mauern und Türme gesehen hat, bezeichnenderweise nur „Dorf". Am 2. September verließ Vater Usteri die Gesellschaft und kehrte nach Hause zurück.

Von Frankfurt an ging die Reise ostwärts quer durch Deutschland auf Leipzig zu. In Weimar scheinen sie auch Goethe besucht zu haben, an den sie Lavater empfohlen. Usteri wie seine Gefährten haben sich jedoch über diesen Besuch nie ausgelassen. Er war überhaupt zu schüchtern, um solche Empfehlungen mit Vorteil zu benützen. War ein Empfehlungsschreiben überreicht und die ersten Komplimente gemacht, so stockte das Gespräch, und Usteri war froh, wenn er sich wieder auf der Straße befand. Sonst hat er sich auf der ganzen Reise alles Neue mit klarem Blicke angeschaut und sich nicht leicht durch Unerwartetes verblüffen lassen. Dem schönen Geschlechte gegenüber muß er sogar ein rechter Schwerenöter gewesen sein. Mit ganz erstaunlicher Detailkenntnis beschreibt er jeweilen der Schwester die neuesten Moden und Toiletten der Damen und zeichnet dazu niedliche Bildchen. Und in Sachsen war er bitter enttäuscht, als die Mädchen hier auch nicht schöner waren als anderswo[2]).

In Dresden wurde die Gemäldesammlung besucht, Ausflüge nach dem Königsstein und nach der Moritzburg gemacht. Die verschwenderische Pracht, womit August der Starke diese ausgestattet hatte, vermochte dem einfachen jungen Zürcher nicht zu imponieren; er findet sie geschmacklos. Von der goldenen Decke, die einen der Säle ziert, meint er: „eine ganz weiße Tille wäre weit schöner gewesen, das versteht sich, sie hätte in besserem Geschmacke gebaut sein müssen, denn eben dieser ist schlecht darin" (Brief v. 25. Sept.).

Schon in Leipzig hatte sich der dritte Reisegefährte eingefunden, Schultheß, der in Halle studiert hatte. Am 27. September reisten sie weiter nach Berlin, der Residenz des großen Friedrich, von dessen Taten Martins Vater und sein Freund Salomon Landolt, beide große Verehrer des Königs, gewiß oftmals in begeisterten Worten erzählt hatten.

Ramler und Chodowiecki wurden aufgesucht. Usteri zeigte großes Interesse für die Arbeiten des letzteren; hatte doch mit dessen Geistesrichtung seine eigene manche Ähnlichkeit. Er hatte auf den Rat seines Vaters die Zeichnungen zu den alt-englischen Balladen auf die Reise mitgenommen. Nach Heß[3]) hätte sich jedoch der vielversprechende Dilettant aus übergroßer Bescheidenheit nicht getraut, seine Arbeit vorzuweisen. Chodowiecki muß sie aber gesehen haben, denn er sprach sich nicht lange darauf anerkennend über Usteris Talent aus[4]).

Das Theater wurde fleißig besucht. Alles hat ihm auch hier nicht gefallen; wie die meisten Kleinstädter, die zum ersten Male die große Welt sehen, war auch er ungeheuer kritisch. Was er darüber und namentlich über den Direktor Döbbelin seiner Schwester berichtet (11. Oktober), wird wohl nicht immer auf eigenem Urteil beruhen. „Der Direktor der Bande ist Herr Döbbelin, der zuweilen selbst, aber sehr selten aufs Theater kömmt; vermutlich würde er mehr da erscheinen, wenn das Publikum ihm gewogener wäre. Aber als Acteur steht er bey ihm in keinem großen Credit. Daneben ist er der eingebildeste Narr unter dem lieben Mond, der alles zu wyssen glaubt und von Niemanden keine Räthe und Verbesserungen annihmt. Man erzählt, er soll einmal in einer Gesellschaft gesagt haben: „Es gebe auf der ganzen Welt nur einen Gott, einen König von Preußen und einen Döbbelin". — Zwar sehe ich nicht ein, warum er so stolz ist. Seine Bande ist noch lang nicht so weit, daß sie keiner Besserung mehr fähig wäre. Wahr ist's,

er hat unter seiner Bande einige sehr gute Acteurs, zum Beyspiel einen Herrn Flek, der von dem hamburgischen Theater hierher kam und auch in den wüthenden Rollen sehr stark ist, eine Mlle. Niclas, auch eine sehr gute Actrice, welche vortrefflich singt, und noch verschiedene andere. Man muß aber Herrn Döbbelin darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Bande unstreitig noch besser wäre, wenn er von dem König unterstützt würde und nicht ganz und gar von dem Publico abhangen müßte.

Man wundert sich sehr, beim Eintritt in das Komödienhaus von Berlin, seine Erwartung so betrogen zu sehn. Denn, wenn man die Straßen auf und ab geht und auf beiden Seiten nur Palläste oder wenigstens hübsche Häuser sieht, so macht man sich auch große Begriffe von dem Theater, aber die großen Begriffe schwinden wie Nebel vor der Sonne, so bald man hineintritt und elende — Logen, auf die wohlfeilste Art gezimmert und mit etwas Aschfahl und Schwarz überschmiert, zu beiden Seiten zwei schöne — hölzerne armichte Leuchter, vermutlich von einem Acteur selbst geschnitzt und weiland mit Goldblätchen überklebt und in der Mitte das Theater, das kaum so groß ist, alt das bernersche im Plaz, sieht. Das ist uns vollends gar ärgerlich, wenn man auf einem solchen Theater den Otto von Wittelsbach spielen sieht. Das Schloß Wittelsbach, wo die Ringmauern etwa die halbe Manneshöhe — und die Thürme zwei Kopf höher sind als die Wache davor. — — Eine Armee von — 10 Mann vor dem Schloß, und Otto muß beinahe auf allen Vieren zum Schloßthor hinauskriechen — wahrhaftig das ist zum Lachen. Die Ballette, die es zuweilen gibt, bedeuten eben auch nicht viel; denn die Tänzer können größtenteils nicht — tanzen."

Kleinere und größere Ausflüge wurden von Berlin aus unternommen, nach Potsdam, Sanssouci und Charlotten-

burg. Bei dieser Gelegenheit hat Usteri sich zum ersten und letzten Male verleiten lassen, ein Pferd zu besteigen. Kaum war man Unter den Linden, so hatte der unglückliche Reiter schon die Steigbügel verloren und rutschte auf seinem Sattel so ängstlich hin und her, daß ihn die beiden Freunde in ihre Mitte nehmen mußten, bis das Gelächter des Straßenpöbels den Armen zum Absitzen bewog. Er hat nachher nie wieder Reitstiefel angezogen und hat sich über das Abenteuer in einer drolligen Karrikatur lustig gemacht.

In der letzten Oktoberwoche wurde die Reise fortgesetzt über Lübeck nach Hamburg. Usteri durfte in Lübeck einer Audienz des Bürgermeisters beiwohnen. „Was uns am meisten amüsierte, waren die Komplimente und Kratzfüße, die die neu angenohmenen Bürger und Hintersäßen den Herren Bürgermeistern und Räthen machten und dann die herrlichen Parruquen der Herren Burgermeister!“ (Folgt eine Abbildung.) — Zu ihrem größten Bedauern mußten sie von Lübeck abreisen, ohne Overbeck zu sehen, „der gegenwärtig einer unserer besten Dichter ist“. Dafür sahen sie Gerstenberg, den Verfasser des Ugolino. Hätte Usteri gewußt, daß in Eutin der Dichter der „Luise“ und die beiden Stolberg wohnten, er hätte nicht unterlassen, sie zu besuchen. Er hat später bedauert, diese Gelegenheit nicht benutzt zu haben.

Während der nebligen Herbsttage in Hamburg beginnt sich ein ganz leises Heimwehgefühl zu regen. Er erinnert sich der schönen Herbsttage auf dem Landgute zu Meilen, er sieht die Geschwister, wie sie sich fröhlich in den Rebbergen bei der Weinlese tummeln; hier hat er noch keine Traube zu sehen bekommen. Dagegen klagt er über die allzu vielen Einladungen, Assembleen ꝛc. bei den reichen Handelsherren. „Gestern war ich hier bei einem prächtigen Soupe bei Herrn Schramm, wo etwa 28—30 Persohnen zugegen waren; allein die hiesigen

Mahlzeiten (die sehr häufig sind) sind gar nicht nach meinem Geschmack. Man versammelt sich des Abends um 6 oder halb sieben, trinkt den Thee oder Kaffee, und schwatzt eine Stunde miteinander; hernach schickt man sich zum spielen an, und da wird meistens Wisgh und Lombre gespielt und zwar ziemlich hoch. Um 10 oder halb elf geht man dann zur Tafel, die sehr kostbar und reichlich besetzt ist, und um 12—1, wann diese beendigt ist, geht man nach Hause."

Gerne hätte er sich zurückgezogen und dem Treiben als ruhiger Beobachter zugesehn, aber „die Herren Hamburger sind so höflich, daß sie einen, sobald sie ihn nur beim Kopf erblicken, sogleich zum Mittag- oder Abendessen einladen". Die „Komödie" findet er „ziemlich mittelmäßig für eine Stadt wie Hamburg, desto mittelmäßiger, weil sie vor dieser die beste Truppe in Deutschland hatten. Jedoch ist das Komödienhaus schön und groß und besonders haben mir die Decorationen sehr wohl gefallen, unter denen verschiedene meisterhaft gemacht sind."

Nachdem die drei Freunde sich dem „großen Klopfstock" (sic!) vorgestellt, machten sie sich auf den Weg nach Wandsbeck, um den berühmten Claudius, den „Wandsbecker Boten", zu sehen. „Ich weiß, daß dieser dein Lieblingsdichter ist", schreibt er der Schwester[5]), „ich glaube also, daß es dir angenehm seyn wird, wenn ich dir eine Beschreibung von unserem Besuch bey ihm gebe.

Wandsbeck wird von allen Fremden, die nach Hamburg kommen, besucht, theils um die schönen Anlagen dieses Ortes, oder das Schloß, oder den berühmten Claudius, oder meistens alles zusammen zu sehen. In dieser Absicht reisten auch wir dahin. Sobald wir im Wirtshaus abgestiegen waren, sandten wir unsern Bedienten zu ihm, uns anzumelden. Wir hatten das Vergnügen, angenommen zu werden, und dies geschieht

nicht allen Leuten, wenn Herr Claudius seine Launen hat, oder sich stellt, als ob er sie habe. Er empfing uns an der Thüre mit einem deutschen Handschlag und einem traulichen „Gott grüß Euch!“ und hob seine weiße Zipfelkappe ein wenig vom Kopf. Er führte uns dann in seine Stube, hieß uns sitzen, setzte sich selbst und frug, womit er uns aufwarten könne. Wir verbaten uns Alles. Nicht doch, sagte er und ging in das Nebenzimmer, kam bald mit einem seiner Kinder zurück (ich sah noch selten ein schöneres), brachte eine Flasche mit Wein, die aber nur halb voll war, und Gläser und schenkte ein. Aber zum trinken muß man auch etwas essen, fuhr er fort, ich weiß zwar nicht, ob ich noch etwas habe. Er öffnete sein Schreibpult: Eins, zwei, drei — ich glaube es ist noch nicht genug, ja! er nahm drei Brezeln hervor, legte jede auf eins der Gläser und präsentierte sie uns mit der Hand. Wir tranken auf sein Wohlseyn, er auf das unsrige, und dann fing er an mit uns zu reden und uns allerlei zu fragen, wo wir gewesen und dergleichen. . . . .

Wir brachten beynahe drei Viertelstunden bey ihm zu. Er ist ungefähr von meiner Größe, hager, und seine Lineamente sind stark. Er hat eine Physiogmomie, die Verstand und Witz verräth, ein feuervolles Auge und braunes Haar, das er ganz offen, wie unsere Bauern trägt. Er hat eine Zipfelmütze auf dem Kopfe und setzt sie immer schief auf, einen pucefarbenen Schlafrock mit gelben Punkten, schwarz plüschene Hosen und Weste und preußische Stiefel. Seine Frau soll sehr liebenswürdig sein, sowohl in Absicht ihres Charakters als ihrer Figur. Ich glaube, sie ist eine Schreinerstochter aus Wandsbeck. Wenn ich nicht irre, so hat er vier Kinder, drei Mädchen und einen Knaben, der ihm erst kürzlich geboren ward und worüber er sich sehr freute. Claudius ist arm, seine Schriften müssen ihn ernähren, und das ist gewiß eines der elendesten Handwerke.

Nebenbei erhält seine Frau Geschenke von seinen Patronen, und das gibt ihm zu leben[6])."

Während des Novembers ist die Gesellschaft fast immer im Reisewagen. Ueber Bremen und Aachen ging die Fahrt nach Brüssel, wo man den Winter zuzubringen gedachte. Überall kam man ihnen freundlich entgegen, dank der Empfehlungsbriefe, und auf diese Weise bekamen sie manches Interessante zu sehen. Von der Starzischen Nadelfabrik in Aachen gibt Usteri der Schwester Regula eine ausführliche Schilderung, die volle drei Quartseiten einnimmt. In Aachen besuchte er auch eine Freundin der Schwester Dorothea, die dort verheiratet war.

Mitten in der Stadt Brüssel lag das kleine dreistöckige Häuschen, in dem die Freunde ihr Winterquartier aufschlugen und eine echte Junggesellenwirtschaft einrichteten. Das Haus gehörte einem Jesuiten, der aber nach einigen Wochen wegzog, so daß die drei alleinige Herren desselben waren. Das Zimmer von Schultheß, als das geräumigste, diente als Wohnzimmer. In enger Küche wurde morgens der Thee gebraut; ein kleines Weinlager in der gefüllten Vorratskammer durfte auch nicht fehlen. Gewöhnlich wurde vormittags Unterricht in der französischen, englischen und italienischen Sprache genommen; bei den vielen Zerstreuungen war von eigentlichem Fleiß kaum die Rede. Usteri lernte jedoch genügend, um später gut französisch sprechen und schreiben zu können. Allerdings hegte er zeitlebens keine besondere Vorliebe für die französische Sprache. Dreimal in der Woche kam ein Tanzmeister, um die jungen Schweizer „geschickt zu machen auf den Carnewall, der mit dem künftigen Jahre angeht". Rigedons und französische Contretänze wurden eingeübt, und der Maître de danse fand gelehrigere Schüler als der Sprachlehrer.

Auf Lavaters Veranstaltung wurden sie der Erzherzog-Regentin vorgestellt. Mit welchem Behagen Usteri das

Galakleid anzog und die steife Zeremonie bestand, läßt sich denken.

Öffentliche und private Bälle wurden eifrig besucht. Zuerst brachten auch sie eine Enttäuschung; Usteri fühlte sich vereinsamt in der Menschenmenge und langweilte sich. „Jeder Schuhmacher, Schneider und Schornsteinfeger läßt hier seine Töchter ein Paar Pas und Rigedons lernen und schickt sie dann auf den Ball — es ist komisch einem solchen Ball beizuwohnen, — man sieht da beynahe die Moden alle von 5—8 Jahren her. — Die Putzmacherinnen tragen da Chapeaux à la Ballon und die Bürstenbinders-Töchter eine aufgethürmte Spitzhaube — und etwa hinten ein Zoll breites Malborough-Bändelchen angeheftet. — Diese Bälle sind auf einer hiesigen Zunft, und für einen Gulden kann man das Vergnügen haben, einem solchen Ball beyzuwohnen." Als aber der Carneval seinen Höhepunkt erreichte, da wurde auch er von dem Festjubel der glänzenden Redouten im Theater mitgerissen. „Ich erwartete immer den Tag mit Ungeduld, wo ich wieder auf die Redoute gehen konte", schreibt er Dorothea am 26. Februar, „nur das erste oder zweite mahl fällt es einem Fremden schwer, zum Tanzen zu kommen, das 3te mahl ist es sehr leicht, und das 4te mahl wird man beynahe bei den Haaren zum Tanzen geführt, wenn man nicht von selbst kömmt, denn diese beyden, und auch das 5te mahl sind meistentheils mehr Frauenzimmer als Herren."

Eine maskierte Schlittenfahrt, die der Herzog von Aremberg mit verschwenderischer Pracht in Szene setzte, war den jungen Schweizern etwas ganz neues. Mit großem Vergnügen sah Usteri die glänzenden Kostüme, unter denen alle Völker und Zeiten vertreten waren.

Sobald der Frühling ins Land kam, nahm man Abschied von der angenehmen Stadt, um einen Abstecher nach Holland

zu machen. Bis dahin waren die jungen Leute stets im eigenen Wagen gereist; jetzt wurde das schwerfällige Fuhrwerk verkauft, da die Reise über Antwerpen zu Land und zu Wasser vor sich gehen sollte. Allerlei Unannehmlichkeiten brachten anfangs eine kleine Verstimmung in die Gesellschaft. „Mit Anbruch des Tages stiegen wir in unsere Wagen und verließen Antwerpen. — eine Stunde lang rollte unsere voiture auf gepflasterten Straßen bald bey Landgütern, bald bey Dörfern vorbey, und wir versprachen uns eine angenehme Reise, aber mit einemmahle schwenkte der Schwager links, die artigen Häuser wurden immer kleiner, immer schlechter, die schönen Bäume zu armseligen Zwergen, die gepflasterte Straße zu einem elenden, sandichten Pfad; bald hörten auch die elenden Häuschen und die Zwergbäume auf, und wir glaubten wieder in Westphalen's traurige Haiden versetzt zu sein. — Soweit das Auge blickte, alles öde, alles tod, — hier und da große Teiche, die noch nicht versiegt waren, und der Boden überall mit Haidenkraut und traurigem Wachholder bedeckt.

Keine lebende Seele sah man da — nur einmahl stand ein armer Schäfer in trauriger Stellung am Weg und um ihn waren einige Schaafe, die mühsam ihre Nahrung suchten. Sein Hund verfolgte bellend unsern Wagen, er wußte vermutlich vor langer Weile sonst nichts anzufangen. Unser Fuhrwerk war eines der elendesten Werkzeugen auf Gottes Erdboden. Der Kasten hing nicht in Riemen; die Bänke waren von Holz — und statt der Fenster waren geölte Stücke Zwilche hingehängt, — und um unsere Reise noch angenehmer zu machen, blies der rauste Nordwind und machte uns starren. — von Zeit zu Zeit stieß man auf ein Häuschen, wo der Schwager anhielt, seine Pferde mit einem Stück Brod und sich selbst mit einem Gläschen Branntwein zu erquiken; — wir eilten dann zum Feuerherde um unsere halb erstarrten Glieder wieder auf

zu thauen und setzten dann unsere Reise weiter fort; an einem solchen Oertchen hielten wir ein mäßiges Mittagsmahl; die Nacht brach schon ein, als wir müde in unsere Karren schloffen. Endlich langten wir in Merkyk an, wo wir uns einschiffen mußten, um nach ....[7]) zu kommen. Es war aber schon ziemlich finster, die See stürmisch und man wollte uns nicht mehr hinüberfahren; — wir waren also gezwungen hier die Nacht zu zubringen. Du weißt vermuthlich unser fatales Abentheuer an diesem Ort, — also still davon. Am künftigen Morgen setzten wir uns traurig in eine Barke, die See war noch ziemlich stürmisch und wir kamen ganz naß an dem jenseitigen Ufer an. Hier mußten wir wieder einen Wagen mieten, der uns bis nach Baierland, von da über eine fliegende Brücke nach einer 2ten Insel und dann an das Ufer der Maas brachte, wo wir uns wieder in eine Barke setzten, und weil der Wind wiedrig war zick, zack, die Maas übersegelten und endlich in Rotterdam anlangten. Noch unlängst war die Maas hart zugefroren, und man legte einen Markt darauf an. Man fand da Boutiquen von allem was man zu kaufen wünschte, man baute sogar ein paar Café-Häuser, mit Billarden darauf. Aber all diese Herrlichkeiten waren längst vorüber, und statt der Boutiquen schwammen jetzt Nachen und einige größere Schiffe auf den Wellen umher."

Rotterdam fiel durch die Bauart seiner Häuser auf. Usteri unterließ nicht, in einem Briefe an die Schwester eine ganze Reihe von altertümlichen Hausgiebeln zu zeichnen. Von da ging die Reise nach dem Haag, wo zwei Landsleute, der Befehlshaber der dortigen Schweizertruppen, General Heß, und Hauptmann Wyß sie freundlich aufnahmen. Sie sahen den Oraniensaal im Busch und bei einem Ausfluge nach Scheveningen zum ersten Male die Nordsee. „Der Tag war just ganz schön und hell und wir genossen ganz die für uns

ungewohnte Aussicht, eine See zu überschauen, die von keinen Bergen begrenzt wird." Auch das von dem Dichter Kaz angelegte Landgut Sorgvliet, das Graf Bentinck in einen schönen Park nach englischem Geschmack hatte umwandeln lassen, wurde besucht. Fast hätte hier wieder das Heimweh Usteri gepackt; denn die waldigen Anlagen, durch die ein heller Bach sich um bemooste Hügel schlängelte, erinnerten stark an heimatliche Gegenden. Wie nun Junker Wyß erzählt, der Park sei ihm aus diesem Grunde der liebste Aufenthalt, gerät Usteri in Entzücken. „Liebe Schwester", schreibt er, „ich hätte ihn bey dieser Anecdote umarmen mögen, denn du kannst nicht glauben, wie es mich freut, wenn Jemand unsere Schweiz so von Herzen lobt, und zeigt, wie lieb ihm sein Vaterland seye." Tags darauf besahen sie sich das kleine Loo, ein Lustschloß des Prinzen mit schönen Sammlungen. „Das merkwürdigste daselbst ist ein großer Saal, der mit herrlichen Tapeten von Van Dyk & Jordans geziert ist, die man mit Bewunderung ansieht und beynahe nicht verlassen kann. — Die Gemählde sind alles, oder meistens allegorische Stücke, von denen Wilhelm III. Hauptperson ist."

Nur allzubald mußten sich die jungen Zürcher Herren von ihren Landsleuten trennen. Ihr Weg führte sie über Delft nach Haarlem, wo sie die berühmte Orgel hörten, und nach Amsterdam. Voll Bewunderung staunten sie den großen Kriegshafen, die gewaltigen Schiffe, das Admiralitätshaus und die Schiffswerfte an. In der berühmten Gemäldesammlung im Rathause empfing Usteri Eindrücke, die zeitlebens anhielten. Saardam, wo Peter der Große als Handwerker gearbeitet hatte, wurde besucht und ebenso das buntscheckige Dorf Brook, das indessen den jungen Leuten nicht sonderlich gefiel. Zahlreich sind die Skizzen und Zeichnungen, die Usteri aus Holland brachte; sie sind die besten der ganzen Reise.

Ohne weiteren Aufenthalt kehrten sie Ende April nach Brüssel zurück. Von da reisten sie direkt mit der Diligence nach Paris. Eine seltsame Gesellschaft hatte sich in der engen Postkutsche zusammengefunden. Da war ein gravitätischer Spanier, vornehm reserviert; er sprach wenig und dann nur von wichtigen Dingen, wie vom Unterschiede der italienischen und der spanischen Sprache und dergleichen. Neben ihm saß ein Kaufmann aus Bordeaux. Er hatte sich in Holland ein Weibchen geholt, das kein Wort französisch verstand und froh war, Deutsche zu finden. „Das lustigste Personage", erzählt Martin, „war ein Amerikaner, der in Martinique etabliert ist". Er war weit gereist und der Einzige, mit dem sich der Spanier unterhielt; er aber poussierte lieber eine niedliche kleine Putzmacherin, die nach Paris reiste, um die neuesten Moden zu studieren. „Die Route von Brüssel nach Paris ist sehr angenehm", schreibt Usteri, „kleine Berge oder Hügel umschließen fruchtbare Thäler, aus denen sich hin und wieder, aus einem Wäldchen von Fruchtbäumen ein Kirchturm, ein glänzendes Kloster, oder ein bethürmtes Schloß erhebt. Man glaubt oft Gemählde von Claude Loraine vor sich zu sehn, — bald aber verwandlen sich die offenen Aussichten in ländliche Gegenden, — und ich erinnerte mich tausendmahl bey dem Anblick dieser Gegenden, der Landschaften des Van der Velden, die gleichsamm hier copiert zu sein schienen; ebenso strohbedeckte leimerne Hütten im Baumschatten, oft ebenso mahlerische Gegenden, wie er mahlte."

Von Mons aus, wo „ein in gothischem Geschmack erbautes Rathaus" Usteris Aufmerksamkeit erregte, machten sie einen Abstecher nach dem Schloße des Prinzen von Condé zu Chantilly.

Ihr erster Besuch in Paris, nachdem sie bei einer Madame Rousseau Quartier genommen hatten, galt den Boulevards. „Die Boulevards sind in Paris, was bei uns

der Fröschen- und Hirschengraben ist, — mit Linden besetzte öffentliche Spaziergänge, die den einen Theil der Stadt umschließen. Wir hatten uns lange auf keinem Spaziergange so wohl amüssiert, als auf diesem. Es war just Dienstag, der Tag, an dem diese Prommenaden bey schönem Wetter am meisten besucht sind. In der Mitte standen einige hundert Kutschen; die Herrschaften hatten sich in der Nebenallee auf Stühle nieder gesetzt um einige Rafrechisements zu nehmen, oder die Leute zu sehen, die die Allee auf und nieder spazierten, andere liefen hin und wieder. — Du kannst dir nicht vorstellen, liebe Schwester, was für ein schöner Anblick das ist, einige tausend Menschen, in ihrem Putz unter dem Schatten herrlicher Bäume, theils spazierend theils in Gruppen bey einander sizend zu sehn. Frauenzimmer in Adriennen à la Malbrough, à la Ballon et en chemise; Herren mit Knopflöchern und Knöpfen bis zu unterst an den Rock und dann wieder nach der neuesten Mode. Schöne, wüste, häßliche, alberne, dumme, wizige, interessante, reizende, artige, einnehmende, geistige, ekelhafte, Altags und Ampelen Gesichter, alles durch einander. — Dann wieder lorgnettes, Parometres[8]), thermomethres, achtez! achtez! Messieurs. Limonades — orgeade! — Blaisier des Dames! Messieurs! Achtez des cholis-airs! — und weiß Gott was alles noch! Alles, alles durch und übereinander. — Hu! der Kopf dreht sich im Kreise herum, man muß die Augen zuschließen. — Auf der einen Seite der Spaziergänge sind eine Menge Caffehäuser angelegt. Auf der andern sind die meisten Schauspiele, deren es in Paris sechse hat."

Die Reisenden waren in Paris angekommen, als gerade die Anwesenheit des Königs von Schweden gefeiert wurde. Schauspiel und Oper wetteiferten an glänzenden Darbietungen. Ein neues Ausstattungs- und Spektakelstück, „Die Danaïden",

erzielte jeden Abend einen stürmischen Erfolg, während Usteri dabei voll Angst war, das Theater könnte in Brand geraten. Tief ergriffen hat ihn dagegen eine Aufführung der „Iphigenie“ von Gluck, welches herrliche Werk er hier zum ersten Male hörte. Er sah auch eine feierliche Versammlung und Prozession der Ordensritter vom heiligen Geist. Großes Interesse zeigte er für die aëronautischen Versuche, die damals das größte Aufsehen erregten; denn erst vor kurzem hatten die Brüder Mongolfier den ersten Ballon steigen lassen. Schon in Brüssel hatte Usteri die neue Erfindung gesehen. In Versailles sah er am 23. Juli den ersten großen Ballon auffliegen; er sandte der Schwester eine hübsche Darstellung dieses merkwürdigen Ereignisses in Aquarell und meinte scherzend, er werde demnächst ganz sicher mit einem lenkbaren Luftschiff in Zürich anlangen.

Das aufregende Leben in der Weltstadt griff indes seine Gesundheit stark an. Die ungewohnte Kost und das schlechte Wasser zogen ihm mehrere Fieberanfälle zu; alle die schönen Gebäude und Vergnügen verloren ihren Reiz, und seine Briefe sind voll von Klagen. Er preist die Schwestern glücklich, die in der ländlichen Umgebung von Meilen sich erholen dürfen. „Aber hier?“ fährt er fort, „Eine unreine Luft, Wasser, das aus der Seine geschöpft wird, die mitten durch die Stadt läuft und darein jederman seine Nachttöpfe und seine Kotkübel lehrt, worin die Rosse geschwemmt werden, worin täglich einige tausend unsaubere Hemden, (wer weiß was für Kranke sie am Leibe hatten) und Kappen und Strümpfe gewaschen werden, worinn sich jederman badet, und worinn weiß der Himmel was alles kommt. — Du kannst dir leicht vorstellen, daß dieses Wasser höchst unangenehm zu trinken sey, und überdies ist es auch ungesund.“. Dann folgen Klagen über die vielen Spitzbuben, den Zwang, stets nach der neuesten Mode gekleidet zu sein, die schlecht gekochten Speisen usw.

In diesen Wochen suchte er Sammlung und Ruhe. Auf der Nationalbibliothek kopierte er mehrere Bilder aus dem Manessischen Codex. Es geschah hauptsächlich „aus Curiosität wegen dem Costum"; dem Text der berühmten Handschrift mag er damals noch nicht die Aufmerksamkeit zugewendet haben, wie er es in späterem Alter getan hätte[9]). Aus dem gleichen Grunde kopierte er mit großer Sorgfalt und Genauigkeit 60 Bildnisse von Fürsten aus dem bayrischen Hause, die er jedoch erst zu Hause auszeichnete und kolorierte, (L. 20.) Auf jede Weise trug er, wo er konnte, Material zu künftigen Studien zusammen und war ein eifriger Besucher der Gemäldegalerien und der Waffensammlungen. In dem Kupferstecher Wille, dem Freund seines Vaters, fand er einen kundigen Führer.

Häufige Ausflüge nach den Schlössern und Gärten in der Umgebung von Paris verschafften seinem kranken Körper wieder Gesundheit und seinem Geiste Erholung. Gerne hätte er jetzt noch einen längern Aufenthalt in England gemacht. Ob Mutter und Geschwister ihren Liebling nicht allzulang in so großer Entfernung wissen wollten oder ob der Vater glaubte, die zarte Gesundheit des Sohnes ertrage das Klima Englands nicht, man riet ihm von der Reise ab und rief ihn nach Hause zurück.

Kurz vor seiner Abreise besuchte er das reizend gelegene Ermenonville, wo Rousseau gelebt hatte und starb. Fern vom Geräusche der Weltstadt schlenderte Usteri durch den stillen lauschigen Park. Er betrat mit Ehrfurcht das Wohnhaus des großen Philosophen und dessen Grabstätte.

Dann litt es ihn nicht länger in der Fremde. Sein Freund Escher war schon einige Zeit wieder zu Hause; ihm war am 28. Juni Schultheß gefolgt. Ende August brach auch Usteri auf. Über Lyon und Genf kehrte er nach der Heimat zurück, die er über ein Jahr nicht mehr gesehen hatte.

III.

Im eigenen Hausstand. Die Gründung der Künstlergesellschaft.

Gleich nach seiner Zurückkunft wurde Usteri in die väterliche Zunft zur Waag aufgenommen, der neben den Leinewebern, Hutmachern rc. auch die Kaufleute der Textilbranche angehörten. Als regimentsfähigem „Burger" war ihm nun der Weg zu den Ämtern und Würden der alten Republik Zürich geöffnet. Der Kanton hatte damals ungefähr 170,000 Einwohner, von denen aber nur die annähernd 2000 Bürger der Hauptstadt regimentsfähig waren. Alle öffentlichen Stellen, sogar die Pfarreien, waren ausschließlich von Stadtbürgern besetzt, während das Landvolk unter dem Drucke politischer und gewerblicher Unfreiheit litt. Es war deshalb nicht schwer für einen einigermaßen tüchtigen Stadtbürger, der Bildung und Vermögen besaß, nach und nach zu Ämtern zu gelangen, deren Ansehen um so größer war, als ihre Ausübung meist ohne jedes Entgeld geschehen mußte.

Das kaufmännische Geschäft, in welchem Usteri die Bücher führte, wozu er durch seinen Ordnungssinn und seine zierliche und saubere Handschrift besonders geeignet war, ließ ihm genügend Freiheit, seine Talente und seine Arbeitskraft mit der Zeit im Dienste des Staates und Gemeinwohls zu verwerten, ohne seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Liebhabereien Abbruch tun zu müssen.

Nicht lange nach seiner Rückkunft dachte er daran, sich einen eigenen Hausstand zu gründen; der Wunsch der Eltern

unterstützte ihn darin; er war in behaglicher und vermöglicher Stellung. Schon längst hatte er zu einem liebenswürdigen Mädchen aus angesehener und befreundeter Familie, Katharina Stockar, eine stille Neigung gehegt; Nüscheler weiß sogar zu berichten, sie habe ihm, als sie einst, achtjährig, in seiner Nähe beim sogenannten „Kohlenschänzli“ badete, „schon die Sehnsucht näherer Verbindung eingeflößt“. Sie scheint ein natürliches, frisches und gemütvolles Mädchen ohne hervorragende Geistesgaben gewesen zu sein. „Eines der schönst gewachsenen Mädchen, eine Blonde, von der seltensten Naivität, so lange sie jung war, aber sehr eingeschränkt“, nannte sie Meyer von Knonau, als er 1804 Ulrich Hegner Usteris Charakter schilderte[1]).

Usteris Familie scheint anfangs, nicht ohne Grund, einer Verbindung entgegen gewesen zu sein; vielleicht weniger, weil Katharina als „eingeschränkt“ galt. Aber in dem Charakter des erst sechszehnjährigen jungen Mädchens müssen gewisse Erscheinungen zu Tage getreten sein, als deren Grund man schon damals tiefergehende psychische Störungen vermutete. In einem höchst merkwürdigen Briefe vom 5. Novbr. 1785 an Schwester Dorothea sucht sich Usteri die Bedenken, die ihm selbst aufgestiegen, auszureden: „Liebste Schwester! Wie wär es auch möglich, Deinen Ermahnungen, mein Versprechen ja nicht zu vergessen, nicht so bald möglich zu entsprechen, da Du einen Brief von mir zu erhalten, so sehr zu wünschen scheinst. Aber auch ohne Deine Ermahnungen hätte ich mein Versprechen gewyß nicht vergessen, weil mir an der Erfüllung desselben, wie Du aus der Folge selbst sehen wirst, sehr viel gelegen ist.

Vielleicht errätst Du schon aus meinem sonderbaren Eingang, oder vermutest es wenigstens, wovon ich gerne mit Dir reden möchte. Nun, so werde diese Vermutung zur Gewyßheit.

Es ist unmöglich, daß Du nicht auch schon, entweder in Deiner Diensttagsgesellschaft, oder sonst wo, erzählen gehört

hättest, daß man mich in der ganzen Stadt als Bräutigam der Jgfr. St. sagte. Vielleicht fragte man Dich selbsten; ob es wahr wäre? Nun, meine liebe Schwester, diese Sage mußte Dich natürlich interessieren, und ebenso natürlich hast Du gewyß von mir eine Erklärung erwartet, was Du von dieser Sache denken solltest. -- Hier ist sie nun. —

Den ersten Anfang dieses Geschäfts weist Du vermutlich von der Frau Landschreiberin, ebenso gut kennst Du auch die Gerüchte, die dazumahl in einem großen Teile des Publikums — in Absicht des Charakters und hauptsächlich des Verstandes der Jgfr. St. herumgingen. — Ich hörte sie auch von mehreren Seiten, und ich gestehe Dir gerne, sie machten mich ziemlich verlegen; denn ich hatte noch selten Anlaas gehabt, sie zu sehen, noch weniger sie kennen zu lernen, und mußte also dem Urteil anderer mehr Glauben zustellen, als meinen wenigen Erfahrungen; — indessen nahm ich mir vor die Sache selbst zu untersuchen. Ich trachtete in ihre Gesellschaft zu kommen, wo ich natürlich den besten Anlaas hatte, eine Sache zu untersuchen, von deren Entscheidung dann mein Entschluß auf die eine oder andere Seite abhing. Es ist an der Zeit, meine liebe Schwester, daß ich mich bey dieser Untersuchung nicht übereilt, und daß ich alle mögliche Aufmerksamkeit darauf verwandt habe, versteht sich, glaub ich, von selbst. — Gegenwärtig glaub ich nun völlig im Stand zu sein, ein **sicheres** Urteil über sie zu fällen, und Du kannst leicht denken, wie froh ich sey, daß dieses Urtheil ganz mit meinen Wünschen überein stimmt.

Selten hab ich noch Frauenzimmer gesehn, die ein besseres Herz und mehr Güte hatten, als sie hat, und ich bin versichert, daß eben ihr gutes Herz, das, wie es immer geschieht, weil es gegen Jederman gut denkt, auch glaubt, jederman denke gut gegen ihm —, Viele Schuld ist an den Gerüchten, die man von ihr ausstreute, die ich Dir aber jezt gerade besser ausführen

will. In Absicht auf ihren Verstand bin ich nun völlig ruhig; denn ich weiß **gewyß**, daß sie dessen viel besitzt; freylich gibt es Frauenzimmer, — ich würde lügen wenn ich das Gegenteil behauptete —, die noch mehreren haben, aber noch keines kenn ich, das mit sehr viel Verstand auch ein gutes Herz verband. — Ich will Dich nicht fragen welches Du wählen würdest? Die nachtheiligen Urtheile in Absicht eben dessen kann ich mir sehr leicht erklären, — vermuthlich kamen die meisten aus der Assemblee. — Sie liebt das Spiel nicht, und daher, weil es sie nicht im geringsten interessiert, so spielt sie auch ohne oder mit wenig Aufmerksamkeit. Wenn nun Jemand an dem Tische stand, wo sie spielte und sie oft wyrklich so unüberlegt spielen sah, als es möglich war, so mußte er natürlich, wenn er sie sonst nicht genauer kannte, ein nachtheiliges Urtheil in Absicht auf ihren Verstand fällen; wenn sie dann noch allenfalls so ganz in der Unschuld sagte, das just am unrechten Ort gesagt war; (denn etourdie ist sie bisweilen ein wenig), so war sein Urtheil bestätigt und er steckte es dem oder diesem in die Ohren, — ach! und die Jalousie half das pfeilgeschwind herumzutragen, — Wenn ich mich recht erinnere, so sagte man dazumahl auch, daß sie sehr eitel wäre. — Ich müßte lügen wenn ich sagte, daß ich dieses an ihr entdekt hätte, aber ungeachtet dessen, will ich gerne gestehen, daß sie es vielleicht ein wenig ist; es sind vielleicht keine, gewyß sehr wenige Frauenzimmer, die es nicht sind, - (oder ich will anstatt Frauenzimmer Menschen sagen) —, daß es sehr wahrscheinlich ist, sie mache hier keine Ausnahme; aber das ist gewyß, daß viele Frauenzimmer sind, die mit sehr viel weniger Ursach sehr viel mehr Eitelkeit haben als sie.

Ich kann mich nicht länger bey der Beschreibung ihres Charakters aufhalten. Aus allem was ich bisher sagte, kannst Du leicht denken oder errathen, daß ich entschloßen sey, — wenn Papa und Mamma es zufrieden sind, sie um ihre Hand zu

bitten; denn so wie ich sie jezt kenne, verspreche ich mir nicht nur für mich, sondern auch für Euch außerordentlich viel Vergnügen.

Ich weiß, meine liebste Schwester! daß Du aus Liebe und Besorgnis für mich bis auf jetzt die ganze Sache nicht mit günstigem Blick ansahst, — aber Dein gutes Herz verspricht mir, daß Du jezt eben aus diesen Ursachen Dein Urtheil ändern wirst, — oder sollte ich mich in dieser Hofnung betriegen —? — o! nein! das werde ich nicht, — und daß ich mich in meiner Hofnung nicht geirrt habe, hoff ich bald entweder aus einem Briefe von Dir, oder, wenn Du keine Zeit und keine Lust zum Schreiben mehr hast, aus Deinem Munde zu vernehmen."

Man fühlt, Usteri sucht der Schwester etwas zu verbergen, wovor ihm selbst bangt. Er muß gestehen, daß die Geliebte zuweilen „étourdie" sei, möchte aber alles mit ihrer Naivetät entschuldigen. Liebe und Schönheit siegten schließlich über alle Bedenken, und 1786 vermählte sich Usteri, 23 Jahre alt, mit der 17=jährigen Katharina. 1788 gebar sie ihm eine Tochter Magdalena, ein sanftes, stilles Mädchen, in ihrer Bescheidenheit ganz das Abbild des Vaters. Sie blieb das einzige Kind der Ehe. Katharina war die treue Gefährtin ihres Mannes, und in den Frauengestalten, die der Stift ihres Gatten schuf, begegnen wir ihren hübschen Zügen und ihrer schönen hohen Gestalt. Aber leichte Geistesstörungen, die mit den Jahren immer häufiger sich bemerkbar machten und nach dem Tode ihres Gatten die Unglückliche bis an die Grenze des Wahnsinns führten, scheinen schon früh trübe Schatten auf Usteris Familienleben geworfen zu haben. Nüscheler wie Heß haben darüber geschwiegen, aus Rücksicht für die Lebende und ihre Familie. Aber dem vertrauten Freunde Hegner gegenüber spricht Heß von der „immer halb wahnsinnigen Frau" [2]).

Es mag damit zusammenhängen, daß Usteri, der seit seinen

Jugendjahren immer etwas zu liebeln hatte, auch als Ehemann gerne galante Verhältnisse anknüpfte. Usteri hat eine reizende Art gehabt, durch allerlei Aufmerksamkeiten sich bei Frauen beliebt zu machen. Meyer von Knonau weiß in dem erwähnten Briefe an Hegner zu erzählen: „Er liebelte zehn, vielleicht fünfzehn Jahre lang, vielleicht jetzt noch, mit einem andern Weibe, mit einer schönen, aber ausdruckslosen, gänschenhaft einfältigen Brünette. Stundenlang konnte er beim Mondschein, oft an kalten stürmischen Winterabenden, in den Revieren ihrer Wohnung herumgehen, ihr Zimmerfenster von Ferne belauschen, obgleich er als naher Verwandter sie häufig sehen und sprechen konnte.“ Wer sie gewesen, erfahren wir nicht. Usteri, der sehr empfänglich für Frauenschönheit war, mag wohl noch andern gefährlich geworden sein; doch hat keines dieser Erlebnisse weder im Menschen noch im Künstler Spuren hinterlassen.

Seit seiner Reise hatte er ein sicheres gesellschaftliches Auftreten gewonnen: man war erstaunt, nach seiner Rückkehr an Stelle des schüchternen Jünglings einen liebenswürdigen, überall gerne gesehenen Gesellschafter zu finden. Er war mittelgroß und von zartem Körperbau. Das blonde Haar trug er schön frisiert und leicht gepudert; für elegante Kleidung hegte er eine besondere Vorliebe, ohne geckenhaft zu werden. Sein Bildnis, das ihn allerdings in seinen letzten Lebensjahren darstellt, zeigt feine, fast mädchenhaft weiche Gesichtszüge, aus denen nach den Aussagen seiner Freunde ein Paar sanfte, blaue Augen blickten. Ein leichter, schwebender Gang verriet den guten Tänzer. Nüscheler nennt ihn sogar einen Meister in der Tanzkunst, den man auf Bällen nur ungern vermißte; denn wie kein zweiter wußte er französische und englische Contretänze, die damals in Zürich noch neu waren, zu arrangieren. Die Figuren, die er selbst zusammenstellte, erfreuten sich großer Beliebtheit; er erfand dazu eigene Weisen.

Leider mußte er die Musikanten jeweilen nach dem Gehör instruieren, da er die Noten nur schlecht kannte. Merkwürdigerweise waren bei der sorgfältigen Erziehung, die er erhalten, seine musikalischen Talente gar nicht ausgebildet worden.

Öffentliche Bälle waren in der soliden Stadt bis zur Staatsumwälzung (1798) von der puritanischen „Reformationskammer" verboten worden. Bekannt ist der Spott Wielands, ein Ball sei schon hinreichend, um alle Patrioten Zürichs zu alarmieren und selbst aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge Weissagungen von dem Untergange eines solchen zweiten Ninive hervor zu zwingen. Die lebenslustige Jugend entschädigte sich in privaten Tanzgesellschaften, wo man sich die Zeit mit Tanzen, Gespräch und Gesang verkürzte. Gewöhnlich dauerten solche Veranstaltungen nur bis abends 9 Uhr, damit ja nicht die häusliche und bürgerliche Ordnung gestört wurde[3]). Da wurden all die zierlichen Contretänze geübt, die von Paris herkamen in kleinen 4-Sous-Heftchen mit choreographischen Anleitungen. In Usteris Nachlaß haben sich mehrere gefunden: „La Bergerette", „La Nouvelle Mariée", „La Chasse d'Eugénie", „Les Plaisirs de la Société" ꝛc. Die ganze lebens- und tanzfrohe Gesellschaft des Rococco, die duftigen Bilder Watteaus und Lancrets steigen vor unsern Augen auf.

Das zürcherische Gesellschaftsleben bedurfte solcher Anregungen umsomehr, als die Umgangsformen noch ziemlich steif und förmlich waren, sogar unter jungen Leuten. Gemischte Gesellschaften waren selten; die Männer kamen in ihren Klubs oder auf ihrer Zunftstube zusammen, die Frauen bei ihren Kaffeekränzchen. Fremden gegenüber war man aus Mangel an äußerer Gewandtheit[4]) zurückhaltend. Noch 1802 fiel einem anonymen Schreiber im helvetischen Journal[5]) die steife, ungemütliche Geselligkeit der Zürcher auf. Immerhin hatte manches Herkömmliche in den Umgangsformen fallen müssen, je stärker

Zürich am aufstrebenden deutschen Geistesleben teilnahm. Lavater war als geistreicher Causeur fast ebenso berühmt wie durch seine Schriften.

Die vielen Gesellschaften und Vereine, die seit der Mitte des Jahrhunderts und noch früher entstanden waren, verfolgten gewöhnlich rein praktische Zwecke[6]). Die naturforschende Gesellschaft nahm sich der vernachlässigten Landwirtschaft an, die medizinisch-chirurgische der Krankenpflege und förderte die Ausbildung ihrer Mitglieder; die schweizerisch-kosmographische sorgte für „Erweiterung der natürlichen und bürgerlichen Kenntnis der Schweiz", die moralische Gesellschaft „für Hebung der Sitten und Milderung menschlichen Elends". Äußerst rührig erwies sich die von Bodmer gegründete „Gesellschaft für Vaterländische Geschichte auf der Schuhmachern" und die „helvetische Gesellschaft auf der Gerwe". Durch eingehendes Quellenstudium suchten sie die mangelhafte Kenntnis der vaterländischen Geschichte zu heben und dadurch richtigere politische Anschauungen und besseres Verständnis für öffentliche Dinge zu verbreiten. Die Erkenntnis, die sich unter dem Einfluß Rousseauscher Ideen immer mehr Bahn brach, daß der Staat unmöglich allen Bedürfnissen entgegenkommen könne, hatte die Gründung dieser verschiedenen Gesellschaften veranlaßt. Die Pflege der Geselligkeit trat bei ihnen, wie bei den vielen militärischen Vereinigungen, mehr oder weniger zurück vor den praktischen Aufgaben.

Da wuchs aus Usteris engstem Familien- und Freundeskreise eine Gesellschaft empor, die beides vereinigte, die *Künstlergesellschaft*.

Wir haben gesehen, wie sorgfältig Usteris Vater über der künstlerischen Ausbildung seiner Söhne wachte; neben ihm war es der Oheim Heinrich Usteri, der sie auf jede Weise förderte. Als ein Mann von feinem Geschmack hatte er sich eine reich-

haltige Sammlung von Kunstdrucken angelegt, deren Schätze er bereitwillig jedem Interessenten öffnete. Regelmäßig ließ er sich von allen Seiten die neuesten Werke graphischer Kunst zusenden, vermittelte ihren Absatz an Freunde und Bekannte und war stets bereit, sie auf dies oder jenes schöne Werk aufmerksam zu machen. Dem äußerst geselligen Manne war steter Verkehr mit den in Zürich lebenden Künstlern Bedürfnis; längst empfand er den Mangel regelmäßiger Zusammenkünfte und gegenseitigen Ideenaustausches.

Auf seine Veranstaltung hin versammelten sich an einem Samstag Abend im Herbst 1787 [7]) mehrere junge Künstler und Kunstfreunde Zürichs bei dem Maler Heinrich Freudweiler. Bald konnte Usteri mit Freuden wahrnehmen, daß sein Versuch über Erwarten gelungen sei. Gleiche Interessen hatten die Anwesenden zusammengeführt; sie unterhielten sich lebhaft über Kunst und Anderes, und während sie aus weißen kölnischen Pfeifen qualmten und Lachen und Scherz die ernstere Unterhaltung durchbrach, wurde einstimmig beschlossen, diese Zusammenkünfte alle Wochen zu wiederholen.

Es ist eine anziehende, manchen originellen Kopf zählende Gesellschaft, die sich hier um Heinrich Usteri und seine beiden Neffen Martin und Paulus geschart hat.

Ihr Senior ist der gemütliche und bescheidene Maler Heinrich Wüst (1741—1821) [8]). Aus einfachen Anfängen hat er sich emporgearbeitet. Er hatte Küfer werden wollen, wurde aber gezwungen, Flachmaler zu werden. Daneben übte er sich fleißig im Zeichnen, und einige Jahre darauf erregte die Bemalung eines Zimmers berechtigtes Aufsehen. Er reist nach Holland, um dort seine künstlerische Ausbildung zu vollenden. 1766 treffen wir ihn in Paris, von wo er schon 1769 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Mit Arbeit überhäuft, hat er leider das Handwerkliche seiner Kunst nie ganz abstreifen können. Das

Konventionelle in Farbe und Form vermochte er nie zu überwinden, allein in seinen besten Werken weiß er sehr stimmungsvoll durch den sonnigen Glanz, der auf der Landschaft ruht, zu wirken.

Neben ihm steht sein Schüler Heinrich Freudweiler (1755—1795)[9]). Auch er hat nicht die volle Höhe der Kunst erreicht und hätte sie auch nicht erreicht, wenn er länger gelebt hätte. Liebe zur Geselligkeit und zur Musik hat ihn oft von der Arbeit abgehalten. 1777—78 hatte er in Düsseldorf und Mannheim studiert, dann mit seinem Freunde Konrad Geßner in Dresden. Das Landschaftliche pflegte er weniger, obwohl er eine Reihe von illustrierten Prospekten in Aberlis Manier herausgegeben hatte. Sein Fach war das Genrebild und das Porträt, neben historischen Darstellungen; seine Bilder sind einfach und gefällig und verraten häufig den Mangel tüchtiger Schulung.

Wie ganz anders mutet uns heute der Freund Freudweilers, Konrad Geßner (1764—1826), der Sohn des Dichters, an[10]). Als Pferde- und Schlachtenmaler hat er sich einen Namen gemacht. Flott und sicher, oft mehr andeutend als ausführend, sind seine Bilder gemalt. Seine Kunst ist realistisch durch und durch, hie und da etwas philiströs. Er haßte das ängstliche Kopieren der Natur, das damals Vielen als das Höchste galt. Er wollte nicht, wie sein Biograph meldet, „irgend eine Gegend mit all ihren Einzelheiten getreu und prospektmäßig aufnehmen, es war ihm vielmehr dabey um das Malerische überhaupt zu tun, den allgemeinen Charakter, die Licht- und Farbeneffekte darzustellen, das Malerische und Poetische, das in dem Gegenstande lag, aufzufassen und hervorzuheben."

Die entscheidensten Anregungen, die Geßner empfangen, gingen von dem originellen Landvogt Salomon Landolt aus. Er trieb die Kunst nur als Liebhaber, aber als solcher mit

seltenem Eifer, und so zeigen seine Soldatenbilder sowohl charakteristische Auffassung wie treues Studium der Natur. Dem „wundersamen Menschenkinde“, wie ihn Goethe nannte, ist das seltene Glück vor allen seinen Freunden zu Teil geworden, daß ein geistreicher Biograph und ein großer Dichter sein Bild mit all seiner herben Frische der Nachwelt lieb gemacht haben[11]).

Der hervorragendste Landschaftsmaler der Gesellschaft und zugleich der bedeutendste, der damals in der Schweiz lebte, ist Ludwig Heß, 1760—1800[12]). Es steht wohl einzig da in der Kunstgeschichte, daß ein Künstler zugleich — Metzger war. Dieses Handwerk war ihm aufgezwungen worden von kurzsichtigen Eltern; allein die künstlerischen Anlagen behaupteten sich siegreich. Wüst hatte ihm die erste Anleitung gegeben, Geßners Bekanntschaft seinen Bildern „anmutige Vollendung“ verliehen; er als der Erste gab die großartigen Formen des Gebirges richtig wieder, woran fast alle früheren Maler gescheitert waren, und öffnete vielen seiner Zeitgenossen die Augen für die Schönheit der Hochalpen. Seine Farben zeigen wohl eine gewisse Monotonie, dafür entschädigt der reizvolle Silberduft, der auf den saftigen Alpweiden ruht und die Formen mit feinem Schleier umhüllt. Auch seine italienischen Landschaften geben diesen Lichtzauber, und es ist keine bloße Phrase, wenn J. J. Horner von ihnen sagt (N. Bl. d. Künstlerges. 1813, S. 8): „Italiens Himmel und Claude Lorrains und Poussins Kunst strahlt aus denselben hervor.“

Neben den Genannten tritt Joh. Heinrich Meyer zurück. Salomon Geßner und Ludwig Heß waren seine künstlerischen Ideale, Freudweiler, Konrad Geßner und Landolt seine besten Freunde, und in der Künstlergesellschaft sah er das Ideal aller Geselligkeit. Seine Künstlerlaufbahn ist bescheiden; ansprechend sind seine radierten Bildchen, und unter seinen

transparenten Lichtschirmen mit den „herrlichen" Mondscheinen, Trauerweiden und Urnen findet sich manche, trotz ihrer Sentimentalität hübsche Komposition.

Das ist der Kreis, in dem Usteri sich bewegte und dessen belebender Mittelpunkt er bald wurde. Lauter ehrenwerte Herren, zum Teil von altväterischer Gesinnung, nicht ohne spießbürgerlichen Anflug, die nichts von nervöser Hast an sich hatten und deren Leben dahinfloß „gleich einem stillen Bache, der ruhig und schaumlos durch grüne Matten dahin fließ, ohne je über seine selbstgewählten Grenzen mit leerem Geräusche brausend auszu treten, und der bloß bestimmt scheint, liebliche Blumen am Rande der Ufer zu wecken und zu tränken." Mit diesem hübschen Gleichnis beginnt David Heß die Biographie seines Freundes Usteri. Man schwärmte für Geßners Idyllen, man träumte sich in elysische Gefilde, wo zierliche Tempelchen die blumigen Haine belebten, und wiegte sich mit Matthisson in elegische Mondscheinstimmung ein.

„Der Ton, der gleich anfangs in diesem Kreise herrschte", erzählt J. H. Meyer, „war offene Traulichkeit, ohne alle Anmaßung oder steifen Zwang. Man schwatzte, scherzte, lachte, sprach aber am liebsten über Kunst. Hatte einer etwas von seiner Arbeit vorzuweisen, so that er es mit jener Unbefangenheit, die von freundschaftlicher Delikatesse weder niedrige Schmeichelei noch schneidenden Tadel zu besorgen hat, aber aus gründlicher Beurteilung Ermunterung und reinen Gewinn zu ziehen hofft. Dann sah man gemeinschaftlich Portefeuilles durch, sprach von Kunstwerken, die der Eine oder Andere gesehn, teilte sich seine Erfahrungen im Praktischen mit, und so floß der Abend in so glücklicher Stimmung dahin, daß die Zeit der Trennung allemal zu früh zu kommen schien." Der Reihe nach wöchentlich versammelte sich die Gesellschaft bei einem der Mitglieder. „Bey einem Glase Wein und etwas Collation

wird dann daselbst einige Stunden über Kunst und über alle mit derselben in engerer oder weiterer Verwandtschaft stehenden Gegenstände zwanglos und freundlich gesprochen"[13]). Bei Heinrich Usteri fand man immer das Neueste und Interessanteste des Kunstmarktes, während Martins Sammelfleiß die Freunde mit den Kultur- und Kunstdenkmälern älterer Zeiten bekannt machte. Man bewunderte und beurteilte die Arbeiten der ausübenden Künstler der Gesellschaft.

Die schöne Jahreszeit sah sie häufig auf den Landgütern ihrer Mitglieder. Da wurde sie bei Heinrich Usteri in Meilen mit einem „Trunke kräftigen Seeweins" empfangen. An der Stelle wo Geßner gelebt und gedichtet, pflegten dessen Söhne liebenswürdige Gastfreundschaft, und die Abende, die man auf Salomon Landolts Landsitz in der Enge verbrachte, wurden, wie Heß erzählt[14]), jedesmal zum ländlichen Feste. Ein lieber Gast der Künstlergesellschaft, Sigmund v. Wagner aus Bern, hat die Wallfahrten zur Mutter Natur sehr hübsch geschildert[15]). „Da windet durch Wiesen und buschigte Hügel sich die Sihl, Geßners Lieblingsfluß; ihre Welle bespühlt die in einem Walde fruchtbarer Obstbäume versteckte Hütte des Landmanns; Kinder spielen auf der blumigten Wiese, Vieh watet im niederen Wasser, und ein Schiffer setzt Wanderer ans jenseitige Ufer. Hier wälzt die Limmat ihre blaue Fluthen am Fuß unabsehbarer Traubenhügel, Lustwäldchen, in deren Schatten bunte Gruppen von Menschen wandeln, stehen gegenüber; Lange Nachen, schwer mit jubelnden Menschen beladen, gleiten mit Pfeilschnelle den Strom hinab. Dort spiegeln zierliche Landhäuser, Dörfer mit ihren Kirchthürmen, Städte und Städtchen, Inseln und Halbinseln, nahe und ferne Berge und die im Abendpurpur glänzenden Alpen sich im glatten azurenen See. Auf den Wanderungen durch diese zauberischen Gegenden geschieht es dann oft, daß eine schöne Gruppe Bäume, eine alte

malerische Eiche, die herrliche Ferne, das goldene Gewölk des Abendhimmels, die magischen Reflexe des Wassers, oder irgend ein anderer Gegenstand dieser Art dem zahlreichen Zuge zum Anlaß eines allgemeinen Stillstehens, zum Gegenstande einer Unterhaltung dient, wobey dann auch oft wieder unter Scherz und Lachen manches tiefe Geheimnis der Natur und Kunst deutlicher erörtert wird, als gewöhnlich die ernsthaftesten Schriften gelehrter Kunstrichter nicht tun."

In der Folge wurden die wöchentlichen Zusammenkünfte vom Samstag auf den Donnerstag verlegt und der Name Donnerstags-Gesellschaft blieb ihr, bis sie sich 1803 offiziell als Künstlergesellschaft konstituierte. Im Herbst 1794 kehrte Heinrich Lips[16]) gesundheitshalber aus Weimar, wohin Goethe ihn gezogen, zurück und trat der Gesellschaft bei, die dadurch einen trefflichen Zeichner in ihren Reihen mehr bekam. Es ward allmählich eine stattliche Phalanx von Künstlern und Dilettanten; das führte Usteri auf den Gedanken, ein sogenanntes Malerbuch einzurichten, in das alle Mitglieder der Reihe nach Produkte ihrer Kunst einlegen mußten. Von 1794—1851 dauerte diese Sitte, dann wurde das Malerbuch mit dem 16. Bande geschlossen. Großen Kunstwert haben diese Bildchen nicht, aber sie illustrieren den Geist der Gesellschaft aufs glücklichste: bald sind's Landschaften, bald reizende Genrebildchen oder drollige Karrikaturen auf allerlei schwache Seiten der Mitglieder; aber auch bitterböse Satiren wußten diese Herren zu zeichnen, wenn der politische Zeitgeist ihnen entgegen war. Am häufigsten ist in diesem Bändchen Martin Usteri vertreten, aber neben ihm finden wir einen geistreichen Satiriker, dessen Bilder viel Ähnlichkeit haben mit den seinigen; es ist David Heß[17]), ein Verwandter Usteris. Er gehörte der Gesellschaft schon seit 1790 an; doch erst nachdem er als 26-jähriger Hauptmann 1796 aus holländischen Diensten zurückgekehrt war, trat

er dem 7 Jahre älteren Usteri näher. Bittere Stunden hatten er und sein Regiment durchmachen müssen, als die Franzosen 1795 Holland zur französischen Tochterrepublik umgestalteten. In den beißenden Karrikaturen seiner „Hollandia regenerata“ hatte Heß seinem Ärger Luft gemacht[18]). Ins Vaterland zurückgekehrt, führte er jetzt auf seinem väterlichen Gute, dem „Beckenhof“, ein behagliches, den Studien gewidmetes Dasein.

So florierte die junge Donnerstagsgesellschaft in jeder Weise. „Was der Künstlergesellschaft gleich anfangs Gedeihen und Ansehen verschaffen mußte“, sagte einmal W. Füßli[19]), „war der glückliche Umstand, daß erstens die ausübenden Künstler, Heß, H. Freudweiler, Wüst, Landolt u. s. w., wenn sie auch nicht vollendete Meister waren, doch von dem Geist wahrer Kunst sich innig beseelt fühlten, so daß ihnen die Kunst immer als ein höheres Gut, nicht als bloßer Broderwerb erschien, daß zweitens auch die Dilettanten die gleichen Begriffe über den Werth der Kunst theilten und daß drittens der unermüdliche, sowohl der Gelehrten, als der fashionabeln, wie der artistischen Welt angehörige Martin Usteri, der zudem alle geselligen Gaben besaß, den Mitgliedern als Haltpunkt diente und bis an seinen Tod die Folie der Gesellschaft war.“

IV.

Wissenschaftliche und künstlerische Arbeit bis zur Staatsumwälzung 1798.

Usteri entfaltete nun eine reiche und vielseitige Tätigkeit, da anregende Freunde sich um ihn geschart hatten und ein eigenes Heim Behaglichkeit und Ruhe zu literarischen und künstlerischen Studien bot.

Die leidigen Handelsgeschäfte blieben ihm nach wie vor verhaßt; lieber als in den dunkeln Bureauräumen weilte er unter den Bücherschätzen der Stadtbibliothek, mit denen er vertraut wurde, wie selten einer. Schon 1788 war er Sekretär dieser Bibliothek geworden als Nachfolger des Seckelmeisters Salomon Hirzel und blieb in dieser Stellung fast drei Jahrzehnte, bis 1816. Vier Jahresberichte (1796, 1804, 1811, 1816) zeugen von der Gewissenhaftigkeit, mit der er seinem Amte vorstand. Usteri weiß den trockenen Stoff mit viel Laune und Witz zu beleben und bringt in den beiden ersten Berichten ausführliche Hinweisungen auf die in der Zwischenzeit verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft [1]). Ganze Nachmittage konnte man in den hohen Hallen der Wasserkirche, wo die Bibliothek aufgestellt ist, Usteri halb begraben unter Manuskripten und Büchern sehen; kaum daß er aufsieht bei seiner emsigen Arbeit und den verträumten Blick an den Gurten des Gewölbes emporschweifen läßt. Und durch die gotischen Fenster dringt das Sonnenlicht, und neckische Wasserkringel tanzen auf den bestaubten Folianten herum oder huschen über die starren Gesichter

der Herren Burgermeister, deren Konterfeyte an der Wand hängen. Ein Ort zu stiller Forscherarbeit wie geschaffen. —

Die historischen Studien, die er als Jüngling begonnen, wurden nach jeder Seite hin erweitert. Er vertiefte sich in die Kulturgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, die „Sittengeschichte" wie man damals sagte — mit politischer Geschichte scheint er sich nur da eingehender befaßt zu haben, wo sie sein engeres Vaterland, die Schweiz, betraf. Mit seltenem Eifer suchte er die Sitten, Gebräuche, vor allem das Kostüm vergangener Zeiten, das ihn, den Künstler, besonders anzog, kennen zu lernen und in den Charakter und die besondere Anschauungsweise jedes Zeitalters einzudringen. Der Mangel einer bestimmten und planmäßigen Arbeitsmethode verrät allerdings den Dilettanten. Er machte sich Auszüge aus Chroniken, Gerichtsprotokollen, Urkunden, alten Reisebeschreibungen, Mandaten rc.; auch die poetische Literatur des Mittelalters blieb ihm nicht fremd. Umfangreiche Bibliographien und Quellenverzeichnisse, die er mit sorgfältigem Fleiße zusammenstellte, erleichterten ihm die Arbeit. Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte war ihm damals sehr willkommen, und aus dem Schatze seiner eigenen Kollektaneen konnte er manche Lücken, die das verdienstvolle Werk aufwies, ausfüllen und vieles seitdem Erschienene nachtragen. Von der Emsigkeit, womit schon der 25-jährige ein umfängliches Material zusammentrug, zeugt u. a. ein Manuskriptband in Folio, betitelt: „Collectaneen aus gedruckten und geschriebenen, fremden und vaterländischen Werken, Mandaten und Verordnungen, mit Rücksicht auf Kleidung, Luxus, Sitten u. s. w. zur Sittengeschichte der Schweizer dienend, von J. Martin Usteri zusammengetragen 1788", worin Auszüge aus nicht weniger als 87 alten und neuen Druckwerken systematisch geordnet sind. Genealogische und heraldische Forschungen dienten ihm als wichtige Unterstützungen seiner Studien. Der Wert der ganzen

mühevollen Arbeit ist um so größer, als die Hülfsmittel damals noch sehr beschränkt und zum großen Teil ungenügend waren. — Wir haben Usteris Vorliebe für Merkwürdigkeiten schon erwähnt; er ist jedoch nicht wie so mancher Dilettant in historischen Dingen bloßer Kuriositätensammler; er will ein möglichst anschauliches Bild gewinnen von dem Leben vergangener Zeiten und den ihr eigentümlichen Bestrebungen. Und was er da im Geiste gesehen, das sucht er mit dem Stifte zum lebendigen Bilde zu gestalten. Der Künstler geht stets mit dem Forscher Hand in Hand und neben dem wissenschaftlichen tritt das künstlerische Interesse an der Vergangenheit so stark hervor, daß sich beide kaum trennen lassen.

Wie der Forscher Usteri mit dem Künstler in engster Verbindung steht, so läßt sich der Maler vom Dichter nicht trennen. Hier wie dort ist er Dilettant geblieben, in der Malerei noch mehr als in der Dichtkunst. Die Dichtermaler sind zu dieser Zeit keine seltenen Erscheinungen und lassen sich aus der ganzen Geistesrichtung des 18. Jahrhunderts leicht erklären. Jene Zeit war — wie jede Epoche überreifer Kultur — die Blütezeit des Dilettantismus. Künstlerische Betätigung war ein Bedürfnis der gebildeten Klassen. Feiner, sicherer Geschmack verbunden mit Witz galt alles, tieferes Eindringen in die Seele großer Kunst fand sich dagegen nur bei Wenigen; daher die Freude am Zierlichen, Tändelnden, an galanten Schäfereien und Anakreontik, an den eleganten Gemälden Bouchers und den sauber gemalten Genrebildern der spätern Holländer; von der gigantischen Größe Shakespeares fühlten sich die geistreichen hommes de goût in Frankreich abgestoßen. Und was für die damaligen Franzosen gilt, das ist die Regel für die Mehrzahl der gebildeten Deutschen bis über die Mitte des Jahrhunderts. Wie man die Kunst als amüsante Beschäftigung in Mußestunden ansah, so verlangte man vom Künstler nicht, daß er sein ganzes Leben

einer Kunst widme, seine ganze Tätigkeit einem hohen Ziele unterordne, er zeichnete, malte und dichtete, und unter den Dilettanten fand der den größten Beifall, der durch Begabung, Studium und Kunstfleiß sich beinahe bis zur Künstlerschaft emporgearbeitet hatte. So zeichnete in Zürich der originelle Fabeldichter Ludwig Meyer von Knonau; so war Salomon Geßner Maler und Dichter; seine Landschäftchen, von Nymphen und Hirten bevölkert, fanden, wie seine Idyllen, begeisterte Aufnahme. Als dann eine neue Generation neue Wege suchte, da hatte die Stunde dieser Kunst geschlagen. Die gewaltigen Wogen von Sturm und Drang brachten neue Ideale; allein unbestimmt tastend, von Rousseau und Shakespeare erfüllt, suchten die Geister ihren Gefühlen künstlerischen Ausdruck zu geben, noch unklar, ob bildende Kunst oder Poesie ihnen Erlösung brächte. Wir sehen diesen Zwiespalt in Maler Müller, und Goethe konnte noch in Italien im Zweifel sein, ob er zum Maler oder zum Dichter geboren sei. In früheren ähnlichen Zeiten, die neue Wege suchten, z. B. im 16. Jahrhundert, haben wir die gleiche Erscheinung; es sei, um einen Schweizer zu nennen, an Niklaus Manuel den Maler und Dichter erinnert.

Usteri ist Dilettant geblieben wie Geßner, allein wie dieser, wenn auch in geringerem Maße, war er ein künstlerisch veranlagter Geist. Auch ihn drängte alles, was er sah und fühlte, zur Gestaltung.

Er zeichnete stets; in Ratsversammlungen, auf Spaziergängen, überall trug er ein kleines Skizzenbuch bei sich, das „Spazierbüechli“, wie er es nannte, um jeden Einfall sogleich festhalten zu können. Oft benützte er den Rand der Zeitung dazu, die er las. Bei der ungeheuren Leichtigkeit, mit der er seine Ideen aufs Papier warf, und bei seiner großen Produktivität, ist es nicht zu verwundern, daß seine Kunst oft in Spielerei ausartet. Daher ist der Eindruck, den seine Blätter

machen, ein sehr ungleicher: bald flüchtige unsichere Umrisse oder ängstliche Kleinmalerei, bald frische kecke Zeichnung, die unmittelbar anspricht und das entschiedenste Kunsttalent verrät. Oft zeichnet er bloß, um eine frische Feder zu probieren, auf einen zufällig daliegenden Papierstreifen entweder ein spaßhaftes Gesicht, das ihm vielleicht auf der Straße begegnet war, ein hübsches Mädchenköpfchen oder ein niedliches, kaum zollgroßes Figürchen [3]).

An technischen Fragen hat Usteri oft herumgepröbelt. Seine Darstellungsmittel beschränken sich jedoch meist auf Bleistift, Tusche und Wasserfarben. Interessant ist, daß er nie versuchte in Öl zu malen. Dagegen haben sich eine Reihe von Radierungen von ihm erhalten, unter ihnen einige ganz hübsche Blätter. Es ist schade, daß er sich in dieser Manier nicht weiter ausgebildet hat. Gerade Dilettanten haben zu seiner Zeit sehr geschickt die Radiernadel zu führen gewußt. Ohne Zweifel vertrug seine zarte Gesundheit die giftigen Dämpfe des Ätzwassers nicht, sodaß er die Radierung nach wenigen Versuchen ganz aufgeben mußte.

Usteri hat stets in kleinem und kleinstem Formate gezeichnet. Seine ganze Natur wies ihn auf diese Beschränkung hin. Wenn er je einmal diese Grenzen überschreitet, so wird seine Zeichnung, wie einige Blätter aus früherer Zeit, die ausnahmsweise großes Format besitzen, klar beweisen, steif, leblos und kleinlich. Man kann Usteri vielleicht zum Vorwurf machen, daß er zu viel gezeichnet, seine Kraft zu oft an Unbedeutendes verschwendet hat, darf dabei aber nie vergessen, daß seine künstlerische Kraft für größere Aufgaben nicht ausreichte. Größe der Auffassung dürfen wir bei ihm nicht suchen. Er dringt nie in die Tiefe; schwere seelische Kämpfe sind seiner glücklichen Naturanlage erspart geblieben. Leicht und spielend, liebenswürdig, graziös ist das Meiste: ein heiterer Sinn, ein bißchen Satire, ein

bißchen Witz, ein wenig Sentimentalität und nicht zuletzt ein bißchen schelmische Pikanterie, aber so, daß auch der strengste Sittenrichter ein Auge zudrückt, und doch erscheint alles bei ihm in eine gewisse spießbürgerliche Atmosphäre gerückt, aus deren Gesichtskreis er sich nur selten erhebt. Er war sich selbst der Grenzen seines Könnens wohl bewußt; er wollte nichts als Dilettant sein. Bescheiden wollte er mit seiner Muse bloß sich und Andern Freude bereiten.

Deutlich läßt sich bei ihm in der Epoche bis zur Jahrhundertwende eine fortschreitende Entwicklung wahrnehmen. Sein Stil wird freier und lebhafter die Komposition. Hätte er die Studien seiner früheren Jahre bei tüchtigen Meistern fortgesetzt, seine Zeichnung wäre bestimmter und sicherer geworden; so aber war er mit 19 Jahren schon sich selbst überlassen und es konnte nicht fehlen, daß sein Stil bald zur Manier wurde, daß sich bestimmte Typen herausbildeten, die immer wiederkehren. Es zeigt sich das besonders in der Auffassung der Gesichter, in der Anordnung der Gewänder u. a. Nicht selten stören Fehler in der Proportion der Körperteile selbst in den besten Werken. Charakteristisch sind schlanke, manchmal überschlanke Gestalten, denen das elegante Kostüm mit seinem chic angeordneten Faltenwurf besondere Anmut verleiht.

Der wesentlich illustrative Charakter seiner Bilder gibt Aufschluß darüber, wie sie entstanden sind; an ihrer Hand können wir die Lektüre Usteris verfolgen; immer ist es eine ganze Geschichte, aus der eine oder mehrere Szenen herausgehoben sind. Darum werden auch die Meisten erst verständlich, wenn man die Geschichte kennt, zu der sie erfunden.

Sein Stoffgebiet ist ein sehr mannigfaltiges. Darstellungen aus der Geschichte, der Sagen- und Märchenwelt, Landschaften, Karrikaturen, Szenen aus dem täglichen Leben wechseln in bunter Folge. Das Landschaftliche tritt mehr zurück. Das

Wenige, was er darin geschaffen, zeigt, daß er auch hier seine Gegenstände lebendig und malerisch aufzufassen weiß, wie schon die Reiseskizzen aus Deutschland, Frankreich und den Niederlanden bewiesen haben. Bald gelingt ihm ein hübsches Waldinterieur mit malerischen Lichtreflexen oder ein Wasserfall, bald eine Einsiedelei oder eine Mühle. (L. 7.) Flüchtige Skizzen, auf Spaziergängen entstanden, geben sehr glücklich die charakteristischen Linien einer Landschaft wieder. Besonders bemerkenswert sind eine Reihe von Studien, die im Sommer 1786 während eines Aufenthaltes in Baden im Aargau entstanden. (L. 7.)

Weitaus der größte Teil der Zeichnungen bringt historische Szenen zur Darstellung. Viele sind für Neujahrsblätter in Kupfer gestochen worden. Sein Schaffen war hier für Zürich von Bedeutung. Wer die Neujahrsstücke vor Usteri durchblättert und die Historienbilder des biedern Balthasar Bullinger betrachtet, an denen einst die „Tugend und Wissenschaft liebende" Jugend sich zu großen Taten begeistern sollte, atmet auf, wenn er zu Usteri kommt. Jene sind oft würdige Seitenstücke zu Bodmers kindischen schweizerischen Schauspielen von der „gerechten Zusammenschwörung" (1762)[4]. Schwerfällige Kompositionen, in denen sich nur zuweilen ein Funke künstlerischer Auffassung zeigt, wenn hie und da ein hübsches Landschaftsbild den Hintergrund belebt. Eidgenossen des 13. und 14. Jahrhunderts in der Tracht des 30-jährigen Krieges mit wallenden Straußenfederbüschen auf den Helmen oder in dem geschlitzten Kostüm der Landsknechte, solche Dinge war man freilich im 18. Jahrhundert gewöhnt, und sie konnten bei der mangelhaften Kenntnis der Kostümgeschichte kaum einem Künstler zum Vorwurf gemacht werden; auch Usteris Jugendbilder tragen diesen Fehler. Aber immer genauer wird bei ihm die Darstellung der Tracht, der Einrichtungen und des ganzen Lebens unserer Vorfahren und

die Jugend Zürichs bekam durch seine Neujahrskupfer zum erstenmal eine richtigere Vorstellung von dem Leben und Treiben vergangener Zeiten. Noch waren es keine Meisterwerke, oftmals hatte der Stecher Joh. Rud. Schellenberg die größte Mühe, mit seinem Grabstichel die Fehler der Zeichnung gut zu machen[5]).

Da werden wir in die Zeiten des Minnesangs geführt: Der Sänger Hadlaub befestigt heimlich einen Brief an dem Gewand der Geliebten. (L. 11.). Das Bild ist eine freie Übersetzung der bekannten Miniature der manessischen Handschrift. Hier sitzen die Freien unter einer Dorflinde zu Gerichte (bez. 1786 L. 11), dort fällt der Graf Otto von Grandson im gerichtlichen Zweikampf von der Hand seines Feindes; ein echt mittelalterliches Bild. Gut ist der Augenblick dargestellt, wo der alte Reding, die Gegend von Morgarten überblickend, den Führern der Eidgenossen Ratschläge erteilt. Ein Versuch, diese Zeichnung für das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1799 selbst zu radieren, ist unvollendet geblieben; er wirkt viel kräftiger als der Stich von Schellenberg. Nicht recht zur Wirkung kommt das Blatt: Rudolf von Erlach in der Schlacht bei Laupen (1339), da es Usteri auf dem beschränkten Raume eines Neujahrskupfers (Stadtbibl. 1793) nicht möglich war, die Szene weiter auszuführen, sodaß sie wie aus einem größeren Bilde herausgeschnitten scheint. Eine hübsche Interieurstudie (Aquarell) ist L. 12, 59: in dem Dämmerlicht eines Turminnern sieht man jene besonnene Anna Ziegler, die das Fallgatter des Tores niederläßt, um dem Feinde den Eingang in die Stadt Zürich zu verwehren (1443). Weniger gelungen ist die Darstellung „Niklaus von der Flühe auf der Tagsatzung zu Stans 1481". (L. 11.) Aus dem Kriege der Schweizer gegen Kaiser Maximilian (1499) hat der Künstler zwei Episoden behandelt: das mutige Schweizermädchen und jenes Motiv, aus dem er später eine Ballade schuf; zwei verfeindete schweizerische Hauptleute, Zurkinden

und Winkelried, die sich angesichts des Feindes versöhnen. Die flotte Federzeichnung ist schon 1785 entstanden: Zurkinden tritt mit entblößtem Degen vors Zelt, während ihm der vermeintliche Feind sein eigenes Schlachtroß entgegenführt. Mit besonderer Vorliebe weilt Usteri im Zeitalter der Reformation. Als einen Märtyrer neuer Ideen sehen wir den Chorherrn Hemmerlin gefesselt im Kerker neben einem Verbrecher von grimmigem Aussehen. In enger Klosterzelle machen sich Pelikan und sein Lehrer mit Eifer an das Studium der hebräischen Bibel. Das zweite Neujahrskupfer, das Usteri entwarf (1784), zeigt eine freundliche Szene aus dem Privatleben des Reformators Zwingli; sie gibt ein Beispiel, wie hübsch Usteri schon damals die Wohnräume des 16. Jahrhunderts auszustatten wußte. Die Vertreibung der Meßpfaffen in Dießenhofen im Jahre 1532 (L. 4)[6] ist eine treffliche Komposition. Wie die Weiber gleich Furien mit allerlei Hausgeräten auf den erschrockenen feißten Pfaffen eindringen, wird mit dem derben Humor dargestellt. Ansprechend hat Usteri Zwinglis Abschied beim Auszug nach Kappel gruppiert, aber es fehlt dem Bild die Kraft der Darstellung, ohne die eine solche Szene ohne Wirkung bleibt. Schön ist der Reformator Peter Martyr dargestellt, der in dem prächtigen gotischen Hörsaal der Universität Oxford ruhig und sicher durch die lärmende tumultuarische Menge schreitet. Mehrere Male führt uns Usteri an das Sterbelager namhafter Personen. Bullinger und Leo Jud geben da ihren Freunden die letzten Ermahnungen. Gott ergeben und ruhig scheidet der 14-jährige fromme Werdmüller von seinen Eltern (1621). Der humane Sinn zürcherischer Bürger befreite im 17. Jahrhundert Glaubensgenossen von der Galeere und nahm die Waisen der im Kampfe Gefallenen auf. Zwei Darstellungen, die sich darauf beziehen, brachten die Neujahrsblätter der Chorherren 1785 und 1787. Besser komponiert aber unfreiwillig

komisch ist die Kapitulation von Baden im Zwölfer-Krieg in L. 12, 63.

Fast jede Epoche der schweizerischen Geschichte ist unter diesen Zeichnungen vertreten, von denen hier wenige als Proben erwähnt worden sind. Usteri geht hier vielfach ganz neue Bahnen gegenüber seinen Vorgängern. Kaum dürfte sich vor ihm ein so liebevolles Versenken in die einheimische Vergangenheit finden. Wir haben von den Bestrebungen der Zürcher des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte gesprochen: Usteri hat ihnen zuerst künstlerischen Ausdruck gegeben.

Usteris Zeit hat sich wieder mit neuer Liebe in die Romantik deutscher Sagen- und Märchenwelt versenkt, nachdem noch die vorhergehende „vernünftige" Generation über solchen „läppischen Aberglauben" gespottet hatte. 1782 waren Musäus' „Volksmärchen der Deutschen" erschienen. Jenes Dämmerlicht, wo Geschichte und Sage sich mischen, hat Usteri immer angezogen. Bodmers Nibelungenausgabe gab ihm die Motive zu einer Reihe von Zeichnungen. Elf Bilder erzählen die Legende der frommen Gräfin von Toggenburg (L. 8). Sehr gut ist im zweiten und dritten Bilde die schwindelnde Höhe des Turmes angedeutet, auf dem Idda ihr Geschmeide ausgebreitet hat: tief unter uns sehen wir bewaldete Bergkuppen. Eine treffliche Baumstudie in Bleistift gibt das vierte; im elften trifft die Heilige wieder mit ihrem Gemahl zusammen. Ihre Haltung und der Faltenwurf ihres Gewandes verrät deutlich das Studium altdeutscher Meister, deren Manier der Zeichner hier nachzuahmen sucht. Der Cyklus ist 1788 entstanden, und wie bei fast allen Zeichnungen der früheren Zeit fehlt es auch hier nicht an Verzeichnungen und Verstößen gegen die Perspektive. Ein kurzer Text gibt zu jedem Bilde die Erklärung. Echt volkstümlich, wie Idda, ist auch die Legende vom heiligen

Theodul, dem Bischof von Sitten, der den Teufel zwang, die Glocke, die er von Papst Leo III. geschenkt erhalten, samt ihm selbst von Rom nach Sitten im Wallis zu tragen. Die Legende ist unzählige Male von der Kunst des Mittelalters dargestellt worden[7]). Usteri zeichnet den Teufel als gewaltigen Riesen, der die Glocke mit dem betenden Theodul, über schauerlichen Klüften schwebend, dahinträgt (L. 38).

Weniger bedeutend sind der in der Art der französischen mittelalterlichen Miniaturen dargestellte St. Gangolfus (L. 8) und eine Reihe Skizzen, die die Sage vom Rattenfänger von Hameln illustrieren (L. 11). Aus Musäus' Volksmärchen lernte Usteri die Sagen von Rübezahl kennen. Die 1792 dazu entstandenen Bilder (L. 9, 1 ff.), getuschte Zeichnungen und Aquarell-Bildchen, sind jedoch ziemlich schwach. Es fehlt Usteris Märchen- und Sagendarstellungen jene naiv-sinnige Poesie, die uns an Richter und Schwind entzückt. Besser gelingt ihm „Till Eulenspiegel" (L. 11) und die „Historie der Laalenburger" (L. 9, 48 u. ff.); letztere, 13 Blätter ohne Text umfassend, wurde nicht vollendet. Es sind treffliche Kompositionen, holzschnittartig mit der Feder gezeichnet, die Gesichter köstlich charakterisiert, nur sind die Schattenpartien nicht genügend hervorgehoben, sodaß die einzelnen Gruppen nicht deutlich genug hervortreten. Am gelungensten dürfte die Szene sein, wo die Laalenburger mit Säcken, Fässern, Netzen oder mit dem offenen Maul das Sonnenlicht auffangen und in ihr fensterloses Rathaus tragen. Wie gut Usteri Staunen und Schrecken im Gesichte auszudrücken weiß, zeigt das Bild L. 10, 80: „Die weißen Hühner von Compostel"[8]), wo die gebratenen Hühner auf dem Tische des Richters auf einmal Federn bekommen und davon fliegen. Von Schreck verzerrte Gesichter, Spuckgestalten mit gräßlichen Zügen werden gerne mit einem wollüstigen Gruseln, jedoch ziemlich maniriert dargestellt. In

Usteris Bibliothek befand sich ein Exemplar des Gespensterbuches des gelehrten Theologen Ludwig Lavater: „De spectris, lemuribus, variisque præsagitationibus tractatus vere aureus“. Er hat es mit dreißig feinen Federzeichnungen illustriert. In L. 9, 26 sitzen sechs geisterhafte Frauen beim Mahle im unterirdischen Gewölbe, L. 7, 37 bringt eine Furie bei Nacht und Blitz, L. 12, 77 eine Hexe, und ähnliche Darstellungen finden sich noch zahlreich.

Usteri mag zu solchen Szenen von seinem Bruder Paul inspiriert worden sein, dessen unerschöpfliche Phantasie stets neue gräuliche Ungeheuer ersann, denen gegenüber die Spuckgestalten des „Londoner Füßli“ manchmal harmlose Geschöpfe sind. Durchgeht man die beiden dicken Bände[9]), die Paulus mit seinen Karrikaturen und Grotesken füllte, die „Teufelsbücher“, wie er sie nannte, so staunt man über die Fülle drastischer und gräßlicher Gestalten, die bald roh und plump, bald äußerst gewandt und stets mit Humor aufs Papier geworfen wurden. Da verteidigt sich ein Ritter gegen tausend Ungeheuer, während der heilige Antonius in ganz entsetzlicher Weise von bösen Geistern herumgerissen wird. Dann führt uns der phantasiereiche Zeichner die Schrecken der Unterwelt vor Augen; Skelette, Tiere mit Menschenköpfen tanzen vor uns. Aus dem ganzen Tierreich sucht sich Paulus die Glieder zusammen, aus denen er seine Geschöpfe bildet, und verrät darin eine erstaunliche Arten- und Formenkenntnis; auch tote Gegenstände werden lebendig und helfen mit bei dem tollen Konzert. Klistierspritze und Blasbalg eilen herbei und löschen einen Brand; eine lebendig gewordene Reisigwelle stürzt sich in die Flammen, während ein Kohlenkessel seinen Inhalt hineinschüttet, usw. In gelungenen Karrikaturen weiß Paulus Turniere, Hinrichtungen, Tänze, Spiele, Schützenfeste oder häusliche Szenen nicht ohne Geist zu parodieren. Sein Darstellungs-

gebiet ist bei alledem sehr enge begrenzt und seine Kraft versagt, wenn er über sein eigenstes Gebiet, Landschaft und Groteske, hinausgreift.

Martin Usteris Beobachtungsgabe zeigt sich am besten, wenn er Szenen aus dem täglichen Leben darstellt. Seine Genrebildchen besitzen nicht geringen kulturhistorischen Wert und geben manche Einzelzüge aus dem Leben damaliger Zeit; daß sie künstlerisch sehr oft höher stehen als die Historienbilder, läßt sich leicht erklären. In der Darstellung historischer Gegenstände hatte es Usteri an direkten Vorbildern unter den Zeitgenossen gefehlt, als Genrezeichner fand er den Boden schon bereitet. Seit Jahrzehnten war hier Chodowiecki der Führer. In ihm hatte das deutsche Bürgertum seinen Künstler gefunden, der das tägliche Leben im Bürgerhause und auf der Straße bald in anmutiger Frische, bald empfindsam, manchmal etwas nüchtern und philiströs, aber immer lebenswahr darstellte. Die Lieblingsdichter seines Volkes hat er illustriert und in Tausenden von Exemplaren drangen seine Stiche, entzückende Werke der Kleinkunst, in die breitesten Schichten. Für Usteri war die Bekanntschaft mit Chodowiecki von der größten Bedeutung. In seiner ganzen Art mit diesem wesensverwandt, hat er sich von ihm am stärksten beeinflußen lassen. Usteri war wie er Autodidakt, beide haben im kleinen Genre ihr bedeutendstes geleistet, beide das bürgerliche Leben mit all' seinen Kleinigkeiten sorgfältig beobachtet, Usteri noch mehr von der humoristischen Seite als Chodowiecki. Heß glaubt sogar[10]), „Usteri habe ihn an innerer Poesie, dieser Seele der Kunst, an Leichtigkeit, Zierlichkeit und Grazie seiner idealen, zumal der weiblichen Gestalten, übertroffen“. Wir lächeln heute, wenn wir Usteri, den Dilettanten, dem bewunderten Illustrator des 18. Jahrhunderts, der auf dem kleinsten Blatte eine Fülle von Leben zur Gestaltung bringen kann, gleichstellen sehen, und dennoch braucht

ein Vergleich der beiden nicht immer zu Ungunsten Usteris auszufallen. Chodowiecki hat die 1784 erschienene französische Übersetzung von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" mit 12 Kupfern illustriert[11]). 1789 hat Usteri, angeregt von der Lektüre des berühmten Buches, eine Folge von 6 Illustrationen dazu gezeichnet, die dann in der dreibändigen Ausgabe von 1791/92, von Küffner in Kupfer gestochen, erschienen. Pestalozzi selbst hat sich in einem Briefe an Usteri lobend über diese Bilder ausgesprochen[12]). Drei dieser Szenen sind von beiden Künstlern dargestellt worden. In der ersten tritt Lienhard eben ins Zimmer, als Gertrud mit ihren Kindern weinend am Bette sitzt. Chodowiecki hat eine pathetische Szene daraus geschaffen[13]): Lienhard kommt betrunken heim, während Gertrud, in namenlosen Schmerz aufgelöst, aufs Lager gesunken ist; jedes der Kinder klammert sich weinend an die Mutter. Usteri kommt dem Geiste des Verfassers näher. Schlicht sind seine Personen, die weinenden Kinder mit ihren vorgehaltenen Sacktüchlein freilich linkisch und fast komisch in ihrer Unbehülflichkeit, aber sehr gut malt sich das Erstaunen auf Lienhards Gesicht ab, das Bewußtsein, daß er die Ursache dieses Elends ist.

Die gleiche Anspruchslosigkeit zeigt sich im dritten Bilde, dem Tode der Großmutter, wenn auch diese allzu lebhaft für eine Sterbende erscheint. Wie anschaulich vermag Chodowiecki diese Szene darzustellen: Statt der zwei Personen am Lager der Großmutter bei Usteri hat Chodowiecki sechs gruppiert, und über allen herrscht die Stimmung tiefer Trauer[14]). Im vierten Bilde wird der Untervogt beim Versetzen des Marktsteines vom Hühnerträger überrascht. Man sieht bei Usteri nur den Schein der Laterne, um so wirksamer ist das erschreckte Gesicht des Vogtes. Allein Usteri hat über der Darstellung des Schreckens die Komik der ganzen Episode übersehen; anders Chodowiecki. Da rennt der

Vogt in vollen Sätzen den Berg hinunter und hinter ihm drein der harmlose Christof, ganz verwundert über die Angst des Frevlers[15]).

Chodowiecki vermag durch reiche Charakteristik der Figuren, durch die wohlberechnete Kontrastwirkung seine Illustrationen zu selbständigen Kunstwerken auszugestalten; Usteris Bilder können sich nicht auf solche Höhe heben, aber gerade in ihrer Anspruchslosigkeit liegt ein gewisser Reiz.

Überall in der Betrachtung des täglichen Lebens zeigt sich Usteri als Schüler Chodowieckis, ohne jemals sein bloßer Nachahmer zu werden[16]). Kleine häusliche Idyllen wechseln in bunter Reihe mit hübschen Einzelstudien. Flott gezeichnet ist ein Mädchen mit hochaufgetürmter Frisur nach der Mode der Achtzigerjahre, das in die Lektüre eines interessanten Buches vertieft ist. Ein anderes, in duftigem Sommerkleide, hält mit kindlicher Freude ein Vogelnestchen in der Hand (L. 7, 38). L. 7, 39 ist eines jener Blätter, die Usteri mit niedlichen Damen- und Herrenfigürchen bedeckt hat. Dann folgen im gleichen Bande ländliche Szenen. Ein fröhliche Kinderschar sammelt sich um die dampfende Schüssel. Am Hoftor einer malerischen Bauernhütte nimmt ein hübsches Bauernmädchen, dessen Gesichtchen ebenso gut einem von Boucher gemalten Dämchen angehören könnte, Abschied von seinen Eltern. An den unförmlichen Nasen der beiden Alten erkennen wir das Bild als ein Werk aus Usteris früherer Zeit (L. 11, 33). Vieles ist die Frucht von kleinen Reisen. Es sind Augenblicksaufnahmen; einige sauber ausgeführt, andere, und nicht immer die schlechtesten, bloße Skizzen. Bettelnde Kinder umringen mit flehenden Geberden die Kutsche des geplagten Reisenden (L. 9, 46). Im Wirtshause beobachtet der Künstler eine Gesellschaft Herren, die lebhaft gestikulierend beim Mahle sitzen (L, 9, 38), oder es kommen Harfen- und Guitarrenweiber und

verschönern das Mahl mit Musik, während ein schnurrbärtiger Bramarbas unter den Gästen mit Teller und Gabel die Begleitung schlägt (L. 9, 39). Das beste dieser Art findet sich im Reisebuch L. 31, aus den Jahren 1791/92. Es sind fast alles Miniaturbildchen. Eine Parade des ersten Bataillons der eidgenössischen Zuzüger am 13. September 1792 in Basel[17]) ragt unter allen hervor. Nirgends ist Usteri eine perspektivische Darstellung so wohl gelungen wie hier. Eine farbenprächtige stramme Reihe zieht sich vom Vordergrund links nach hinten, wo die rötlichen Münstertürme ins Blaue ragen. Deutlich erkennt man neben den Zürcher Infanteristen und Jägern die Entlebucher, die Berner, die Schwizer ꝛc., und das Ganze ist anmutig belebt durch die malerischen Gruppen der Zuschauer (L. 31, 23). Überhaupt weiß Usteri das Soldatenleben lebendig zu schildern. Da schäkern Luzerner Milizen auf dem Gemüsemarkt mit ein paar Bauernmädchen, dort haben sich Soldaten verschiedener Kantone zum gemütlichen Gespräch bei qualmenden Pfeifen geschart (L. 31, 29 u. 30).

Ein launiger und witziger Künstler wie Usteri, der seine Mitmenschen so gut zu beobachten weiß, wird leicht zur satirischen Darstellung neigen. Selten ist ein Bild frei von irgend welchen komischen oder satirischen Zügen oder lokalen Anspielungen. Er weiß manchmal fein und geistreich die schwachen Seiten der lieben Mitbürger zu verspotten. Natürlich wurde so etwas nur im engen Freundeskreise gezeigt; denn so harmlos auch die Bildchen waren, wenn sie je einmal persönlich wurden, Usteri wußte, wie empfindlich man in Zürich gegen solche Sachen sein konnte. So füllten sich seine Mappen im Laufe der Zeit mit lustigen und ernsten Satiren, die interessante Streiflichter auf manche Kulturzustände werfen. Nie wird er geschmacklos. Er überschritt nie, wie Heß von ihm rühmt[18]), „die Grenzen des Anstandes in ekelhaften Übertreibungen und verletzte ebenso=

wenig das Heiligtum der Kunst, die sittliche Grazie. Seine Muse blieb immer unschuldig, keusch und rein". So treffend seine Spottbilder oft sind, sie wirkten selten beleidigend und waren darin gerade das Gegenstück zu den beißenden Schöpfungen seines Freundes Heß. Usteri hat sich aus einer Molière-Biographie, die im zweiten Bande der „Isis" erschien, eine Stelle aufgeschrieben, die ganz auf ihn selbst paßt: „Eben vielleicht diese Herzensgüte", heißt es da, „verbunden mit dem immer regsamen Witz, bildete ihn am meisten zum Satiriker. Der spottende Scherz, welcher die menschlichen Torheiten belachen will, ohne den Menschen weh zu tun, ist oft das Eigentum der besten Seelen und himmelweit von jener Art der Satire entfernt, die aus Schadenfreude hervorgeht und Bitterkeit auf den Lippen trägt. Sowie der gesunde Mutterwitz gewöhnlich das Abstechende gelehrter Albernheiten am richtigsten und geschwindesten erkennt, fühlen unbefangene kindliche Gemüter das Sonderbare und Widerspruchsvolle der Meinungen, Sitten und Handlungsarten am lebhaftesten, weil sie von Natur schon denselben am fremdesten sind."

Halb komisch, halb traurig ist das Bildchen L. 7, 77: eine Bettlerfamilie wird ins Loch geführt. Voran schreitet der Bettelvogt im Vollbewußtsein seines verantwortungsvollen Amtes, die Hand in der weiten Rocktasche und die Pfeife im Munde. Und hinter ihm drein trottet der Bettler und seine Frau mit listig verschlagenen Mienen. Er trägt seine Krücken auf der Achsel, während sein zerlumpter Junge sich ängstlich vor einem bellenden Hund zu schützen sucht. Modische Geziertheit und Affektiertheit bildet oft die Zielscheibe Usterischen Witzes. Ein unförmlicher Zwerg müht sich ab, einen andern tanzen zu lehren (L. 11, 36). L. 7, 41 gibt, äußerst fein gemalt, einen duftigen Damenhut aus hellblauer Seidengaze von der unförmlichen Größe, wie sie für die Frisuren der Siebziger- und

Achtzigerjahre nötig war, und darunter grinst ein Totenschädel mit hohlen Augen.

Nachdem Usteri die Periode empfindsamer Siegwartschwärmerei überwunden, hat er diese bei jedem Anlaß mit Spott übergossen[20]). Die Sentimentalität war von den gebildeten Kreisen hinabgedrungen in die breiteren Volksschichten und hatte sich aus den Salons in Bedientenstube und Werkstätte geflüchtet. Handwerksburschen und Kammermädchen begannen in Natur- und Mondscheinstimmungen zu schwelgen und ließen sich, wie ihre Herrschaften, von rührseligen Romanen Tränen entlocken. Da zeichnet Usteri z. B. drei spindeldürre, aufgeputzte Schneidergesellen — bei ihm müssen Schneider oft herhalten — die auf ihrem Tische sitzen und alte Hosen flicken. Einer liest aus einem Romane vor und rührt damit die Andern zu Tränen, während die Rührung den Dritten zum Nießen reizt. An den Wänden hängen Blumenkränze und die Silhouetten ihrer geliebten Mädchen, und diese selbst, drei Putzmacherinnen oder Nähmamsellen, strecken ihre Köpfe zum gegenüberliegenden Fenster heraus. (L. 11, 46.) In leichten, aber sicheren und sauberen Umrissen hat Usteri die ganze Lebensgeschichte eines verliebten Schwärmers auf 46 Blätter gezeichnet unter dem Titel: „Lebensgeschichte des Herrn Bonifazius Schmalzhertzel, allen verliebten Seelen zur Wahrnung an's Tageslicht gegeben durch J. M. U. (L. 32.) Ein verhätschelter Junge wird mit Schäferspielen großgezogen; schon als Knabe streicht er allen Schürzen nach, sucht überall, wo er später hinkommt, Liebesverhältnisse anzuknüpfen, gerät aber jedesmal trotz seiner schlauen Intriguen jämmerlich in die Klemme, bis er schließlich an einer Dienstmagd hängen bleibt und als geplagter Pantoffelheld endet. Von dem Text in Versen, der jedes Bild begleiten sollte, sind nur fünf Blatt erhalten. Usteris Kompositionstalent bewährt sich auch hier. Den Bildern ist eine frische Lebendigkeit eigen.

Offenbar stand ihm bei diesen wie bei ähnlichen Schöpfungen, welche die Folgen menschlicher Torheiten in einem Zyklus von Bildern darstellen, das Vorbild Hogarths vor Augen. Heß hat sich auch hier durch die warme Bewunderung für den Freund verleiten lassen, ihn dem großen Satiriker gleich zu stellen[21]. „Lichtenberg hat einen weitläufigen Kommentar zu Hogarths Werken geschrieben: Die Usterischen enthalten ebenso reichhaltigen Stoff zu tief eindringenden, weniger menschenfeindlichen, mannigfaltigen und unterhaltenden Erklärungen, weil selbst in scheinbaren Zufälligkeiten und Nebendingen Bedeutung liegt, und alles, zweckmäßig gewählt, auf Steigerung des Haupteindruckes berechnet ist." Die Bemerkung enthält manches Richtige; an der Hand der Bilder des „Bonifazius Schmalzherzel" ließe sich ein ganz interessanter kleiner Roman zusammenstellen, „dessen Schluß", wie Heß meint, „zur Nutzanwendung einleuchtender als eine lange moralische Abhandlung, die Folgen regelloser Triebe, wenn auch unter scherzhafter Form, dennoch ernst und schädeltreffend darstellen würde". Zu einem andern, ähnlichen Zyklus hat Usteri den Kommentar selbst geschrieben: 1788 entstand eine Reihe von sieben Federzeichnungen: „Der Eifersüchtige"[22]. Der Gesichtsausdruck des eifersüchtigen alten, zusammengeschrumpften Ehemannes, der sein armes Weibchen stets mit Argusaugen verfolgt, ist gut gelungen. Mehrere Male glaubt er sie in den Armen eines Liebhabers zu überraschen, und jedesmal muß er beschämt die Unschuld der Frau erkennen. Da legt sich allmählich seine Eifersucht. Aber die beleidigte Ehehälfte sinnt auf Rache. Nicht umsonst hat Usteri den Alten auf dem letzten Bilde, wo er sich mit seinem Weibchen aussöhnt, so hingesetzt, daß die Baumgruppe einer an der Wand hängenden Landschaft wie ein Geweih auf seinem Haupte zu stehen scheint. Der begleitende Text ist stellenweise sehr lebendig. Ein Stück daraus möge als Probe folgen: „Warum sie sich

so schnell entfernt? — Ho, Ho, auch das Herrchen ist nicht mehr da. — Himmel! vielleicht gar ein Rendez-vous im Garten!" er schleicht zitternd auf den Balkon und belauscht, hinter Blumentöpfe versteckt, seine Gattin. „Gott, da schleicht sie in die dämmernde Laube! — Ha, die Treulose, sie sucht sich zu verstecken, — sie winkt ihrem Geliebten, und gibt ihm Zeichen, ihr ja stille ins dichtere Dunkel nachzuschleichen, wo jedem Auge verborgen, sie sich in seine Arme wirft! — aber das sollt Du nicht, bey Gott! das sollt Du nicht! ich will mich rächen, Treulose! ich will mich rächen!!" Es stellt sich dann heraus, daß die Gattin ihr Söhnchen in die Laube gerufen hat, um mit ihm ein Nest voll junger Vögelchen zu belauschen. — Ernster sind die folgenden Zyklen, die weit mehr Ähnlichkeit mit den Hogarthschen Satiren aufweisen. In flüchtigen Federskizzen hat Usteri ein Lieblingsthema seiner Zeit zu behandeln versucht: „Die Kindsmörderin" (L. 3). Es sollte wieder ein Roman in Bildern werden. Wenn gleich Usteri dem bei den Stürmern und Drängern beliebten Thema keine neue Wendung gibt, so weiß er doch den Eindruck durch eine geschickt eingeflochtene Parallelhandlung zu verstärken: Der Bruder der Unglücklichen gerät in schlechte Gesellschaft und sinkt von Stufe zu Stufe bis zum Verbrechen. Auf dem Schaffot enden beide Geschwister. Die Geschichte ist Fragment geblieben; zu den neun leicht getuschten Zeichnungen hat Usteri einen langatmigen Text geschrieben.

Skizzenhaft, fragmentarisch und im einzelnen unverständlich, da Usteri keine Erklärung dazu gibt, ist die Reihe von 11 Federzeichnungen zu dem Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten" (L. 8, 14-20). Sie sind im März 1789 entstanden und sollten wahrscheinlich die Geschichte eines ehrlichen Angestellten schildern, der zu Glück und Ansehen gelangt, während sein betrügerischer Kollege den wohlverdienten Lohn emp-

fängt, ganz ähnlich wie Hogarth den Lebenslauf eines Fleißigen und den eines Faulen einander gegenüberstellt.

Parodien der Sagen des klassischen Altertums waren im 18. Jahrhundert sehr beliebt. Hatte Chodowiecki eine Folge von köstlichen Illustrationen zu Blumauers Travestie der Aeneïs geschaffen, so parodiert Usteri in 13 Vorstellungen die Sagengeschichte Roms (L. 12, 69). Die alten Römer erscheinen im Haarbeutel, mit Stiefeln, Dreispitzen, Musketen und führen Kanonen in den Krieg. Statt der Trophäen hängen sie die Toilette ihrer Feinde auf. Der Raub der Sabinerinnen ist das ausgelassenste und das witzigste Blatt; die jungen und flinken Römer machen sich mit der schönsten Beute davon, und die zurückgebliebenen alten und häßlichen Weiber stürzen sich wie Hyänen auf die noch übrigen Männer, die sich ihrer vergebens zu erwehren suchen.

Einige hübsche Bildchen weisen die ersten Bände des Malerbuches auf. Da sind die beiden Weiber im Hohlwege bei Nacht, die sich gegenseitig für Gespenster halten (O. 1, 39). Oder ein Altertumsforscher betrachtet angestrengt eine Münze durch die Loupe und kraut sich tiefsinnig unter der verschobenen Perrücke (O. 1, 45). Gewiß aus dem zürcherischen Straßenleben sind die „Obrigkeitlichen Arbeiter" gegriffen, die mitten in der Arbeit ihr Werkzeug liegen lassen und nicht bemerken, wie ein kleines Mädchen über die unordentlich hingeworfenen Geräte stolpert und fällt (O. 2, 14).

L. 33 enthält eine Folge von 33 Zeichnungen zu Epigrammen von verschiedenen Dichtern, wie Haug, Pfeffel u. a. Sie sind fast durchweg mit viel Witz gezeichnet und enthalten manche gelungene Verspottungen. Usteri dachte daran, eine Auswahl, durch Heinrich Lips' Grabstichel vervielfältigt, herauszugeben. Da kam die Revolution von 1798 dazwischen und

vereitelte das Unternehmen. Die fünf Blätter, die bereits gestochen waren, sind nie im Handel erschienen[28]).

Im Vergleich zu den Zeichnungen sind die dichterischen Versuche aus der Zeit vor der Revolution ziemlich spärlich. Aus der Jugendzeit ist so gut wie nichts vorhanden, das uns über den Werdegang des jungen Dichters einigen Aufschluß geben könnte. Es mögen ihm in jungen Jahren öfter solch kindlich zarte Gedichtchen gelungen sein wie jenes von den Knaben mit den Fröschen oder das „Klagelied auf den Tod meiner Entchen", das der zwanzigjährige von Deutschland aus (25. September 1783) der Schwester Regula zum Trost sendet (Escher S. 3 u. 4). Ritterromane, Romanzen und Schauspiele haben den phantasiereichen Jüngling gewiß zu Nachahmungen gereizt. Die Keime mancher seiner spätern Balladen müssen wir in dieser früheren Zeit suchen; denn vieles, was er später poetisch gestaltete, hat er schon damals mit dem Stifte dargestellt. Wir sind hier auf Vermutungen angewiesen.

Usteris Wesen hat schon eine gewisse Reife erlangt, wie er als Dichter hervortritt, und gleich drängen sich zwei Hauptrichtungen seines Talentes hervor: epische Dichtung — zunächst in der Form der Ballade — und Gesellschaftslied. Auf jenem Gebiet hat er sich erst in den spätern Lebensjahren entwickelt, hier erreicht er schon mit 30 Jahren in „Freut euch des Lebens" die volle Höhe seines Könnens.

Von den vielen epischen Entwürfen und Fragmenten des Nachlasses läßt sich leider fast nichts chronologisch festlegen. Nur ein größeres Gedicht, im ersten Entwurf „Littleton", in der spätern Bearbeitung „Whithington" betitelt, ist, wie Heß ausdrücklich bemerkt, in dieser früheren Zeit entstanden. Es ist die Geschichte eines armen Jungen, der durch eine Katze zu Reichtum und Ansehen gelangt. Das Motiv der Sage ist

uralt. Wahrscheinlich von Indien ausgehend, hat es sich westwärts über die Erde ausgebreitet und ist in England in eigentümlicher Weise mit der Jugendgeschichte des reichen Londoner Kaufmanns Sir Richard Whittington verwoben worden, der zur Zeit Heinrichs V. viermal (in der Sage dreimal) die Würde eines Lord-Majors von London bekleidet hatte[24]). Als Held der Sage erscheint er jedoch erst 1605 in einer black-letter-ballad[25]). Die Ballade findet sich weder bei Percy noch in Bodmers altenglischen Balladen. Welche Quelle Usteri benützt hat, ist noch nicht ermittelt. Merkwürdig bleibt, daß der Held bei ihm Littleton statt Whittington heißt; später hat Usteri in der Ballade einige Änderungen und Verbesserungen angebracht und, wie bemerkt, den Namen in Withington zu verbessern gesucht. Das läßt darauf schließen, daß er sich nicht direkt an ein englisches Vorbild gehalten hat. Sein Gedicht zeigt uns, wie starke Einflüsse er von der Volkspoesie empfing. Littleton muß eine seiner frühesten poetischen Arbeiten sein; denn überall verrät sich der Anfänger; die Erzählung ist viel zu breit, die Verse sind noch recht unbeholfen und holprig. Aber er weiß schon recht lebendig und anmutig zu erzählen, und durch den Wechsel des Versmaßes (daktylische und jambische Strophen) gewinnt das Gedicht eine gewisse Verve. Gut charakterisiert ist die böse rote Elle, die den kleinen Withington tyrannisiert. Sie reiht sich würdig den gelungensten Karrikaturen Usteris an.

Eine der ältesten Balladen Usteris mag auch „Das Fräulein von Oesterreich“ sein, die 1798 in Bürklis „Neuer schweizerischer Blumenlese“ unter der Überschrift „Romanze“ erschien. Usteri hat hier mit Glück zum erstenmal einen heimatlichen Sagenstoff behandelt (nach einer Sage der Schiffer auf dem Walensee). Es ist eine schaurige Romanze, ganz im Geist Bürgers, auf dessen Pfaden Usteri hier geht. Bei Sturm und Nacht fährt das Fräulein von Oestereich über den tobenden

Walensee nach Walenstatt, um ihren Geliebten aus der Gefangenschaft zu lösen. Schon hat der Gefangene ihr Schiff erblickt, da verschlingen es die Wellen vor seinen Augen, und verzweifelt stürzt sich der Arme in die Flut. Zu Zeiten, besonders vor nahem Sturm, sieht man die Beiden im Mondenschein aufsteigen und sich wehklagend die Arme entgegenstrecken.

Durch die Zeichnungen zu den Neujahrsblättern war Usteri zuerst einem weiteren Publikum bekannt geworden; in Neujahrsblättern ist er zuerst mit Gedichten vor die Öffentlichkeit getreten. Die Neujahrsgeschenke der Musikgesellschaft „ab der teutschen Schule" brachten in den Jahren 1784—1800 eine Folge von 17 „Nationalkinderlieder" für die zürcherische Jugend. Sie sollten alle Festlichkeiten besingen, welche die Jugend im Laufe des Jahres erfreuten, von der „Stubenhitzen" am Berchtoldstage[26]) bis zur Christnacht; merkwürdiger Weise wurden auch die Examina zu den Festen gerechnet. Der pompöse Titel dieser zumeist herzlich unbedeutenden „Gedichte" mutet etwas sonderbar an, noch mehr die ermüdende Weitschweifigkeit des Inhaltes, trotzdem gelegentlich ganz hübsche Schilderungen vorkommen. Sie rühren von verschiedenen anonymen Verfassern her[27]); daß einige von Usteri sind, ist sicher, namentlich drei der Lieder verraten durch ihre ganze Haltung, besonders durch eine gewisse Gewandtheit und Leichtigkeit der Sprache seine Autorschaft. Es sind dies No. VI „Der Osterhaas", No. VII „Die Wallfahrt auf den Uetliberg", No. IX „Der Knabenschießet"[28]). Liebe und Verständnis für Kinderherzen spricht aus ihnen, den ansprechendsten der ganzen Sammlung und derselbe kindliche Humor, der in den Dialektkinderliedern der spätern Jahre liegt. Auch sie sind zu lang geraten — eine Mindestzahl von Strophen war wohl vorgeschrieben — und auf künstlerischen Wert dürfen auch sie keinen Anspruch machen. Doch wie viel frischer muten sie an, als z. B. die langweiligen,

moralisierenden Gedichte und Erzählungen in Weißes Zeitschrift „Der Kinderfreund", der auch in Zürich damals viel gelesen wurde.

Erinnerungen aus der Kindheit werden in Usteri wach, wenn er den Freund der Jugend, den „Osterhaas", besingt:

13. Dort guckt ein Knabe fast sich blind
Und wundert, wie geschwind
Der Haase, fertig und geschickt
Die leeren Winkel wieder spickt;
Find't in Gestalt der Stubenmagd —
Wer glaubte das?
Den Osterhaas!

Lebendig wird die „Wallfahrt auf den Uetliberg" am Auffahrtstage beschrieben:

3. Der Wege sind viele, die führen dahin;
Verschieden die Köpfe, verschieden der Sinn,
Der eine richt' über den Höckler den Lauf;
Der Andere will über die Töltsche hinauf;
Der Dritte, zum Steigen und Klettern nicht träg,
Find't über den Friesenberg kürzeren Weg.

7. Zwar gibt es auch Späßchen von mancherlei Art,
Da werden zum Beispiel die Füßchen so zart,
Als denen der holprichte Pfad nicht behagt,
Von Stauden und Stöcken gar übel geplagt. —
Da zupfen die Dornen die Mädchen beim Rock,
Dort purzelt ein Knabe, hops, über den Stock.

An militärischen Aufzügen und Flintenknallen hatten die alten Zürcher eine manchmal geradezu kindliche Freude. Von frühester Jugend auf wurden die Knaben gedrillt[29]); in den Hundstagen fanden regelmäßige Übungen statt, deren Ende das sogenannte Knabenschießen krönte, an dem der neunjährige Vaterlandsverteidiger zum erstenmale seine Kunst zeigen durfte.

11. Der muntere Kleine wie steht er so feste,
 Wie hält er den Stutzer mit Kraft in der Hand!
 Es klingelt! es klingelt! — da gibts fast die beste,
 Der kriegt wohl den Thaler mit weißblauem Band.

14. Und seht nur den Tölpel, den langen, den großen,
 Er zittert und bebet, o lachet ihn aus;
 Du hast wohl den Rüben die Schwänz' abgeschoßen,
 Pfui! schäme dich Pinsel, — und pack dich nach Haus!

Die gleiche Freude an farbigen, gemütlichen Festlichkeiten atmen die Gesellschaftsliedchen, mit denen Usteri in diesen Jahren die Künstlergesellschaft erfreut hat. Je drohender die Zeitläufte gegen das Ende des Jahrhunderts wurden, destomehr suchte Usteri seine Freunde mit heitern Gesängen über die trübe Gegenwart hinweg zu täuschen.

Es war in den ersten Tagen des Frühlings des Jahres 1793. Im Nachbarstaate herrschten die Gräuel der Revolution, und Usteri selbst hatte schwere Zeiten durchzumachen, da sang man zum erstenmal in Zürich: „Freut Euch des Lebens".

J. H. Meyer erzählt uns in seinen Aufzeichnungen: „Das Ende des Winterkurses (1792—93) beschloß die Gesellschaft an einem der schönsten Tage des Frühlings in einem Pavillon auf der Platte, welcher den Mitgliedern des Heitzischen Lese-Institutes gehört. Dieser Pavillon, gebaut in sehr einfachem und edeln Geschmacke, liegt in der Mitte eines auf einem Rebhügel erhobenen Gartens. Der geräumige Saal ist mit den besten englischen Estampen ausgeziert. Am Eingange bilden volle Platanusbäume ein kühlendes Schattengewölbe, unter welchem durch die herrliche Aussicht gegen den Zürichsee sich eröffnet[30]). In diesen Tempel der Freude führte uns der liebe Heinrich Usteri ein, der Mitglied des Lese-Institutes ist. In frohem Kreise setzten wir uns nun um die Tafel herum, und bei Eröffnung einiger Champagner-Flaschen sang uns Herr Martin

Usteri jenes holde Lied der Freude zum ersten Mahl, das nachher durch ganz Europa viele tausend Kreise zum unschuldigen Frohsinn erhob" (folgt der Text des Gedichtes)[31].

Im gleichen Jahre erschien das Lied, von der Komposition begleitet, in der es heute noch gesungen wird, im Verlag von Hans Georg Nägeli, ohne den Namen des Dichters und Komponisten. Im „Neuen schweizerischen Museum" wurde es sodann mit dem Namen des Dichters abgedruckt. Erst in Böheims Freimaurerliedern 1795 und im Göttinger Musenalmanach 1796 wird Nägeli als Komponist genannt. Aber schon zu Lebzeiten Nägelis hat man die Komposition Andern zugeschrieben. Merkwürdig bleibt, daß Nägeli das Lied weder in die drei Sammlungen seiner Lieder (1795, 1797 und 1799), noch in seine Chorwerke aufgenommen hat. Und doch ist die Melodie ganz in Nägelis Geist, und dieser selbst hat nie Einspruch erhoben, wenn man ihn als ihren Schöpfer bezeichnete[32].

Aufmunterung zum heiteren Lebensgenuß ist das Lieblingsmotiv der Gesellschaftslyrik der Anakreontiker und des Haines. Usteris Lied gehört ganz ihrer Sphäre an. Bei keinem andern seiner Gedichte zeigt sich eine so große Anlehnung an zeitgenössische Dichter. Es seien hier die zwei ersten Strophen aus einem Liede von J. G. von Salis-Seewis mitgeteilt, betitelt „Ermunterung zur Freude 1781" (schweizerischer Musenalmanach 1785 S. 29), mit denen der Anfang von Usteris Lied große Ähnlichkeit hat[33]:

Kränzt das Haupt mit Immergrün
Und mit roten Nelken,
Pflückt die Rosen, weil sie blühn,
Ehe sie verwelken.

Manches liebe Veilchen blüht
Noch auf unsern Wegen;
Manche Rosenwange glüht
Unserm Kuß entgegen.

Die zweite Strophe des Usterischen Liedes klingt an eine Strophe in Millers: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut" (1776) an.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

In diesen vier Zeilen hat Usteri mit wenigen glücklichen Worten die Seele all' dieser Lieder verkörpert. „C'est le plus vieux motif de toute poésie", sagt ein geistreicher Romane[34]) über das Lied, „.... Ainsi ont dit tous les épicuriens de tous les siècles: ainsi chantait Anacréon, ainsi chantait Horace, ainsi, de nos jours, chantent encore leurs innombrables disciples. Mais l'épicurisme d'Usteri est d'une espèce particulière; c'est celui de l'innocence et de l'amitié." Die folgenden Strophen fallen bedeutend ab, aber auch sie sind von jener harmlosen kindlichen Fröhlichkeit voll, die in der Zufriedenheit eines beschränkten Daseins und in der Freundschaft ihr Glück findet.

„Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem sprießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das goldene Früchte trägt."

Die überaus gefällige und anmutige Melodie hat dem Liede zum Siegeslauf über die Erde verholfen, ohne sie wäre das anspruchslose Gedichtchen sehr wahrscheinlich der Vergessenheit anheimgefallen. Gerade die „unsinnige" Akzentuation[35]), die früher so viel getadelt wurde[36]), hat das Glück der Melodie gemacht; „solche Ausgelassenheit wirkt hinreißend, es ist als würfe der Sänger vor Freude die Mütze in die Höhe". (Friedländer.) „Freut euch des Lebens" fand ungeheure Verbreitung.

Es wurde das Lieblingslied der lebenslustigen Frau Rath Goethe. Schon am 24. September 1795 schreibt sie dem Sohne: ich . . . besorge meine kleine Wirtschaft, — lasse mir Abends im Schauspiel was daher tragieren — und singe „freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ [37]). Die nächste Folge dieser Beliebtheit war, daß das Lied von den verschiedensten Seiten variert und allen möglichen Gelegenheiten angepaßt wurde. Die Zahl der Lieder nach der Melodie: „Freut euch des Lebens“ ist Legion [38]). 1795 ward ein „Bewillkommnungslied“ für die helvetisch-militärische Gesellschaft der beliebten Sangweise untergelegt. 1796 hatte sogar J. H. Meyer für die Künstlergesellschaft in den „Freuden des Künstlers“ das Werk seines Freundes variert [39]):

Freut euch der Kräfte,
Künstler, die in euch glühn,
Nützt die Talente,
Eh' sie verblühn.

1798 folgte Gleim „Zum Geburtstag unsers Nathanael Fischer“. (Gött. Musenalmanach 1799 S. 88):

Freut euch des Freundes,
Dem noch sein Lämpchen glüht!
Dem noch die Rose
Des Lebens blüht.

Nicht ungeschickt varierte Joh. Jacob Brückner die ersten Zeilen Usteris (Neue Unterhaltungen für gesellschaftliche Zirkel, Leipzig 1801):

Freut euch des Lebens,
Weil noch die Wange glüht 2c.

Durch Übersetzungen verbreitete sich das Lied in alle Länder und hat sich auch im Auslande zum Teil bis heute erhalten [40]). Bald ist der Autor über dem Liede vergessen worden.

Es wurde bald Goethe zugeschrieben[41]), dann wieder Ulrich Hegner. Heß unterließ deshalb in seinen Schriften, wo er Usteri erwähnt, nie, auf ihn als auf den Dichter des Liedes aufmerksam zu machen. Als er die „Rose von Jericho“ (Zürich 1819) dem Freunde widmete, bemerkte er (S. V): „Durch ganz Europa wird noch immer das ins Französische, Italienische, Englische, Holländische, Russische und Lettische übersetzte Lied: „Freut euch des Lebens“ gesungen. Öffentliche Blätter haben dasselbe dem geistreichen Verfasser der „Molkenkur“, Hrn. Ulrich Hegner von Winterthur, zugeschrieben; allein der Kranz seines allgemein anerkannten eigenen Verdienstes bedarf keiner freundlichen Zugabe; Herr Joh. Martin Usteri ist es, der jenes allbeliebte Volkslied, zunächst für die zürcherische Künstlergesellschaft gedichtet hat. Suum cuique.“ Ähnlich äußert er sich im Vorwort zu den Dichtungen Usteris.

Die übrigen Gesellschaftslieder, deren Entstehung zwischen „Freut euch des Lebens“ und die Jahrhundertwende fällt, haben durchaus nicht die Beliebtheit und die Verbreitung des ersten erlangt und doch sind sie nicht nur in der Künstlergesellschaft, für die sie gedichtet worden, sondern auch außerhalb ihres Kreises gesungen worden. Sie sind so wenig wie „Freut euch des Lebens“ ganz originell und lassen den Einfluß ähnlicher Lieder Gleims, Weißes, Millers u. a. deutlich durchfühlen.

„Zuviel ist ungesund“ ist die Mahnung, die Usteri uns das einemal in jeder Strophe zuruft. Und in witziger Weise wird der Denker, der Arzt, der Theologe[42]) und der Trinker vor dem „Zuviel“ gewarnt.

Ein liebenswürdiger Humor spricht aus dem Gedichte: „Der Mantel der Liebe“, dem „Tischlied“ und dem Abschiedsgruß an K. Geßner[43]). Warme Empfindung herrscht im „Künstlergefühl“:

Sorgsam wartet ihrer Kinder
Die allgütige Natur,
Aber ihre süßern Freuden
Spendet sie dem Künstler nur.
Und in lichter Hülle
Schenkt aus ihrer Fülle
Sie ihm feinere Gefühle,
Aufzusuchen ihre Spur.

Vor ihm erglühn der Zukunft Bilder, und die Vorzeit atmet wieder. Natur führt ihn zu den fernsten Zonen, von des Schlachtfelds blut'gen Szenen .... eilt er zu des Dorfes Reih'n und zu Tempelhallen; seinem Zauberstab folgt der Leidenschaften Menge Freud' und Treue.

An einem feuchtfröhlichen Abend auf dem Zunfthaus zur „Meise" 1797 preist er die Sitteneinfalt der Alten:

„Andere Zeiten, andere Sitten!
Alles wird klein jetzt in Kirche und Staat;
All unser Wissen, selbst unser Denken,
Einst Foliant, — jetzt Taschenformat"

Herz und Magen, Treu und Ehrlichkeit ist heute zusammengeschrumpft,

„Und Einst verhält zum Jetzt sich leider,
Wie baares Gold zu Assignat."

Gerne opfern wir der alten Einfalt unsern falschen Prunk, ja selbst der „Böse" darf auf's Neue Haus und Hof haben. Das Lied ist von einer ernsteren Stimmung getragen, als die vorhergehenden. Vielleicht haben schon die trüben Zeitläufe darauf eingewirkt, die bald darauf die fröhliche anakreontische Lebenslust, wie sie in diesen Liedern sich kund gibt, auf einige Jahre hinaus verstummen ließen.

V.

Die Revolutions-Jahre 1790—1803.

Mitten in das behagliche Leben voll friedlicher Arbeit und froher Geselligkeit hinein drang die erste Kunde von den Pariser Ereignissen des Juli 1789. Begeistert für die Idee der allgemeinen Menschenrechte sahen auch in Zürich die einen ein glückliches neues Zeitalter anbrechen, während die andern für ihre ererbten Vorrechte und Reichtümer zu fürchten begannen. Zunächst blieb noch alles im alten Geleise, noch ahnte man im allgemeinen kaum die ganze furchtbare Tragweite dieser Ereignisse, geschweige denn eine Einwirkung auf die Schweiz. Allein bald machten sich ihre Folgen im Geschäftsgange der größeren Handelshäuser Zürichs und so auch im Usterischen unangenehm bemerkbar.

Paulus, Usteris Bruder, hatte gerade seine Reise ins Ausland angetreten; er sollte Italien und Frankreich kennen lernen[1]). Im Juli 1790 weilt er in Paris; er findet freundliche Aufnahme bei seinem Landsmanne Joh. Caspar Schweizer und dessen liebenswürdiger Gattin Magdalena, in deren glänzendem Hause sich die Größen der Revolution versammelten[2]). Paulus verhielt sich ziemlich mißtrauisch gegen die ganze Bewegung, deren Bedeutung er natürlich nicht ahnte. Der Enthusiasmus des leicht beweglichen Volkes beim Verbrüderungsfest auf dem Marsfeld fand bei ihm keinen Anklang, wie ein Brief an seinen Schwager J. J. Heß vom 19. Juli zeigt[3]). Unterdessen war auch sein Vater nach Paris gekommen, um die drohende geschäftliche Krisis von seinem Hause abzuwenden,

allein Kummer und Überanstrengung warfen den sonst kräftigen Mann aufs Krankenlager und nötigten ihn zur Heimreise. „Sie verlangen einen wahren Bericht, wie es um Papa stehe“, schrieb Paulus an Heß, „ich entspreche hier Ihrem Verlangen, aber wie Sie sich leicht vorstellen können, nicht ohne Beklemmung des Herzens; denn ich muß Ihnen aufrichtig sagen, Papa ist sehr krank, doch haben wir noch einiche Hoffnung, weil er noch wohl bey Kräften und sonst immer eine gute Natur gehabt hat.“ Kurze Zeit darauf folgte Martin Usteri, der Vater, seiner im Jahre vorher verstorbenen Gattin im Tode nach. Paulus und Martin standen nun allein dem Geschäfte vor; denn die Handelsverbindung, deren Haupt der Vater gewesen war, hatte sich in diesen Stürmen aufgelöst. Tapfer arbeiteten sich die Beiden durch, aber Martin hatte sich durch anhaltendes nächtliches Schreiben eine Augenentzündung zugezogen, die sich zuweilen gefährlich ausdehnte und große Besorgnis erregte. Die ziemlich große Einbuße an Vermögen vermochte indessen den Wohlstand der Familie nicht zu erschüttern[4]). Und was über alles hinweghalf, das war Martins heiterer Optimismus. Reisen und der Besuch von Bädern in den folgenden Jahren stärkten seine Gesundheit wieder. Die Bilderchen seines Reisebuches (L. 31) schildern uns seine Fahrten sehr hübsch. Ansichten von Schinznach, Olten, Baden, Basel, Arlesheim, Ragaz, Pfäffers und der Innerschweiz wechseln da mit Karikaturen, Wald- und Geisterszenen u. a. —

1792 war Paulus als gemeiner Freiwilliger mit den zürcherischen Jägern nach Basel zur Grenzwache gezogen; denn man befürchtete allgemein einen gewaltsamen Übergang der Österreicher über das Gebiet der Stadt zum Zweck eines Einfalles in das Pruntrutische und in den Sundgau[5]). In Basel war er bei einer angesehenen Familie einquartiert; man behandelte ihn zwar freundlich, aber als Gemeinen, bis man an

der guten Lebensart des Jägers den Sohn einer angesehenen Familie erkannte und das Geheimnis verraten war. Das offene, frische Wesen des jungen Mannes, der auch auf der Kneipe seinen Mann stellte, verschaffte ihm bald Zutritt zu allen Gesellschaften und erwarb ihm viele Freunde in Basel. Martin war unterdessen, wohl aus Besorgnis für den Bruder, diesem nachgereist, vielleicht um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Sie verlebten eine schöne Zeit zusammen in Basel, und Martin hat als Andenken an diese Tage jene flotte Zeichnung einer Parade hinterlassen, von der oben die Rede war[6]).

Als Belohnung seiner Pflichttreue erhielt Paulus im folgenden Jahre 1793 sein Brevet als Oberlieutenant. Fast zur gleichen Zeit wurde Martin Zwölfer der Zunft zur Waag und dadurch Mitglied des großen Rates. Noch finden sich in seinem Nachlaß eine Menge Notizen, die er sich gewissenhaft von den jeweiligen Verhandlungen des Rates machte.

Fünf Jahre waren nach der erwähnten Geschäftskrisis verflossen, da hatte die zürcherische Handelsschaft und so auch das Haus Usteri neuen Grund zu Befürchtungen. Die politischen Ideen der Revolution waren in das zürcherische Volk gedrungen und hatten die Erinnerung an alte, verbriefte Rechte geweckt. Die rührigen, aufstrebenden Seegemeinden forderten in dem Stäfener Memorial von 1795 neben der Bestätigung alter Vorrechte Handels- und Gewerbefreiheit. Die Kaufmannschaft fürchtete für ihr Handelsmonopol, das ihr als das Fundament ihres Gedeihens erschien, und die ängstliche Regierung sah überhaupt jeden Einspruch in ihr väterliches Regiment für ein Staatsverbrechen an. Bekannt ist die gewaltsame militärische Unterdrückung der Erhebung. Auch Paulus Usteri war ausgezogen. Wohl mag er, wie sein Freund Meyer von Knonau, das Vorgehen der Regierung mißbilligt haben, wenigstens erzählt dieser in des Freundes Biographie, Paulus sei, soweit es sein

Dienst gestattet habe, mit der größten Milde und Wohlwollen aufgetreten und froh gewesen, daß kein Widerstand erfolgte und kein Bürgerblut floß[7]). Martin scheint an dem unseligen Handel nicht näher beteiligt gewesen zu sein. Eine zierliche Kopie des berüchtigten Endurteils von seiner Hand hat sich erhalten.

Paulus war kaum aus dem Dienste entlassen, als er den Wanderstab nahm und nach Basel pilgerte, das er in selbem Jahre schon einmal besucht hatte. Seine Gesundheit war seit Wochen etwas angegriffen, die Stäfner Ereignisse mögen dazu beigetragen haben; melancholische Stimmungen plagten ihn öfters. Auf der Rückreise, es war Ende September, erkältete er sich und zwei Wochen darauf, am 13. Oktober, erlag er der roten Ruhr, 27 Jahre alt.

Den Bruder mußte dieser Schlag aufs härteste treffen. Ein Nachruf in Distichen von seiner Hand zeichnet ein liebevolles Bild des Verstorbenen[8]):

„Leicht sey Dir die Erde — Du Lieber! Aber die Sehnsucht
Weint noch lange am Grab, wenn Dein Gebein schon zerfällt!
Genügsam sammeltest Du die Blumen harmloser Freude,
Bot'st sie so gerne dem Freund, auch wenn Du einzeln sie fandst.
Witz und muntere Laune beseelten Dein Wort und Dein Pinsel,
Und ihr Gewand war so rein, wie Deine Sitten, Dein Herz.
Redlich, bescheiden und edel, das falsche hassend, so warst Du!
Keine Thräne der Reu' näßte Dein brechendes Aug'.
Die Vergangenheit drückte Dir scheidend die Rechte,
Und die Zukunft umfing Dich mit lachendem Blick.“[9]).

In seiner Familie und bei seiner treuen Schwester Dorothea fand Martin Trost und Ersatz für den Verlust. Auch die Geschäfte nahmen einen neuen Aufschwung; man hatte Hoffnung, daß sich die Wunden, welche die beginnenden 90er Jahre geschlagen, in aller Ruhe heilen würden. Während rings umher der Krieg tobte, war die neutrale Schweiz ein Stapelplatz des

Handels geworden[10]). Das Landvolk schien wieder beruhigt. Die wenigsten erkannten, daß das nur die Stille vor dem Gewitter bedeute; nur einige scharfblickende Männer sahen mit Bangen, wie die Arme der mächtigen Republik im Westen die wehrlose, zerrüttete Schweiz immer fester umschlossen.

In den Kreisen der Regierenden schien man nichts zu merken, bis es zu spät war. Am 24. Januar 1798 sehen wir Usteri in Aarau dem „rührenden" Feste[11]) der Bundesbeschwörung beiwohnen. Für ihn beginnt wieder eine sorgenvolle Zeit, die ihm kaum Muße ließ für seine Liebhabereien und ihn oft aus seiner stillen Klause heraus an die Öffentlichkeit riß. Am 3. März machte Zürich den letzten Versuch, dem bedrohten Bern zu Hülfe zu eilen. Mit den Truppen sollten Usteri und Schulmeister Lüthold von Wädenswil als Kriegsräte und Deputierte an General Brune ziehn. Allein trotz aller Bemühung waren die Truppen nicht zu bewegen, der aristokratischen Stadt Hülfe zu bringen, und so unterblieb die Mission; wohl nicht zu Usteris Bedauern[12]).

Bei der drohenden Haltung des Landvolkes war die Stadt am 6. März in Defension gesetzt worden. Der große Rat mußte oft die halbe Nacht in Anspruch nehmen, um die dringenden Geschäfte zu erledigen; einmal rief man Usteri noch abends 11 Uhr aufs Rathaus. Am 9. März wird er in die neugebildete „Landeskommission" gewählt[13]). Er nimmt die Wahl an, obwohl ihm, der streng am Althergebrachten hing, die neue Behörde nicht sympathisch sein konnte. Am 13. März übergab der große Rat seine volle Gewalt der Landeskommission, die zwei Tage darauf zum erstenmal in der „Räth- und Burgerstube" sich versammelte. Am 26. April rückten die französischen Truppen in Zürich ein. Bis dahin hatte die Stadt noch keine eigene Gemeindebehörde gehabt. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, wurde in aller Eile ein provisorischer Munizipalrat

erwählt; einige Wochen später, am 2. Juni, sehen wir Usteri als dessen Mitglied.

Das erste Fest, das die neue helvetische Republik feierte, war die Schwörung des Bürgereides. Unter Kanonendonner fand die Eidesleistung auf dem Lindenhof statt. Usteri, der als helvetischer Beamter dem Feste beiwohnte, hat eine sehr hübsche kolorierte Darstellung davon hinterlassen. Einige Zeit später scheint ihm die Regierung die wichtige Stelle eines Obereinnehmers übertragen zu haben. Am 7. September mußte er nach Aarau reisen, dem Sitz der helvetischen Regierung, „um wegen der Staats-Einnehmerstelle zu danken".

Das geistige Leben Zürichs stockte während dieser Tage fast gänzlich, und ebenso lagen Handel und Gewerbe darnieder. Die Sitzungen der Donnerstagsgesellschaft unterblieben. „Unsere Gesellschaft selbst schien wie aufgelöst; jedes Mitglied hatte genug für sich zu denken und zu tun; und wo Freunde sich trafen, da ergoß sich das Herz in Klagen"; so berichtet Meyer über diese Zeit (a. a. O. S. 52).

Und doch fehlte es nicht an Lichtblicken. In der helvetischen Regierung saßen mehrere tüchtige Männer, die die Institutionen der neuen Republik nach allen Seiten auszubauen suchten. Neben dem Minister des Innern, Rengger, war es Philipp Stapfer, dessen idealer Sinn glänzende Pläne schuf, zu deren Ausführung die erschöpften Finanzen des Staates leider nicht ausreichten. Am 11. Januar 1799 erließ er einen Aufruf an alle Künstler der Schweiz[14]), worin er sie aufforderte, sich zu scharen und gemeinsam mit ihren Werken vors Publikum zu treten.

Der damit auf die Bahn gebrachte Gedanke einer öffentlichen Kunstausstellung fiel in Zürich auf fruchtbaren Boden. Einige Mitglieder der Donnerstaggesellschaft, wie Füßli, Ludwig Heß, Escher im Felsenhof, Meyer und wahrscheinlich auch Usteri

machten der neugegründeten „vaterländisch=gemeinnützigen Gesellschaft" den Vorschlag, gemeinsam mit den Künstlern eine Ausstellung nach dem Wunsche Stapfers zu veranstalten. Am 12. April, „dem glorreichen Gedächtnistag der Constituierung der helvetischen einen und unteilbaren Republik", als Franzosen und Österreicher auf Schweizerboden miteinander rangen, fanden die Zürcher Muße und Stimmung eine Kunstausstellung zu eröffnen und zu genießen! „Während der Zeit der größten Unruhe und Gefahr, wo die fränkischen Brigaden unsere Mauern besetzten, und die kaiserlichen Armeen kaum noch 6 Stunden weit von uns entfernt waren, und alles in der höchsten Spannung und Bewegung sich befand, in der That, sonderbar, zum ersten male, so lange Zürich steht, eine akademische Kunstausstellung zu haben, die nicht nur aus vielen, sondern aus vielen vortrefflichen Stücken bestand und von Allem, was gesunde Beine und Augen hatte und nicht bereits an die Grenze marschiert war, mit Enthusiasmus besucht und bewundert wurde." (J. H. Meyer S. 59.) Wenn auch Usteris Anteil an dem Zustandekommen der Ausstellung nicht ausdrücklich bezeugt ist, dürfen wir doch annehmen, daß sein organisatorisches Talent auch dieser Sache zu Gute kam.

Die Obereinnehmerstelle, die Usteri mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete, war ein verantwortlicher und manchmal gefährlicher Posten. Usteri gab hier ein Beispiel seiner Unerschrockenheit und Geistesgegenwart. Als nach der zweiten Schlacht bei Zürich (26. Sept. 1799) die von den Franzosen geschlagenen Russen die Stadt überschwemmten, rettete er die ihm anvertraute Kasse; er ließ sie auf einen Karren laden, mit Stroh bedecken, und während er selbst im Hauskleid daneben herschlenderte, als ginge ihn das Gefährt gar nichts an, brachte er den Schatz glücklich durch die Menge der Feinde nach der Fraumünsterkirche in ein sicheres Versteck [15]). Er

blieb im übrigen ruhiger Beobachter. Nur im September 1802, als der helvetische General Andermatt die Stadt Zürich beschoß, war er, obwohl sein Haus der exponierten Lage wegen in großer Gefahr stand, Tag und Nacht im Laboratorium des Zeughauses und half bei der Bereitung der Patronen[16]). Gegen das Ende des Jahres 1802, am Weihnachtsabend, traf ihn wieder ein empfindlicher Verlust, der Tod seines Oheims Heinrich Usteri. Er starb im Hause des Neffen, im nämlichen Zimmer, wo einst Paulus verschieden war. Nicht lange darauf legte Martin ein stimmungsvolles Blatt ins Malerbuch ein: In einer Landschaft erhebt sich das Denkmal Heinrich Usteris mit der Inschrift:
„Er war | Ein Beförderer | Alles Guten | Und Schönen | Er war | Unser Freund."

Und dazu kamen wieder schwere geschäftliche Krisen. Die unruhigen Kriegszeiten hatten den Handel zuweilen ganz lahm gelegt, und das französische Aussaugesystem brachte manchem blühenden Geschäft den Untergang. Die Unternehmungen und Anstrengungen der Firma Usteri, Nüscheler und Comp., der Usteri angehörte, schlugen fast sämtlich fehl und hatten große Verluste zur Folge[17]). Da entschloß sich ihr erster Associé, der Zunftmeister Joh. Martin Usteri im Neuenhof geb. 1754, im Frühjahr 1804 zu einer Geschäftsreise nach Nordamerika. In seinem Tagebuch erzählt er die Mühsal, die er dabei erduldet. Heftige Stürme und Korsaren drohten auf der Heimreise fortwährend. Das Resultat der Reise war sehr ungünstig. Unterdessen hatten die Daheimgebliebenen fieberhaft gearbeitet, um den drohenden Bankerott abzuwenden, und es gelang ihnen. Aber Martin Usteri hatte sich neuerdings durch das anhaltende nächtliche Schreiben eine gefährliche Augenentzündung zugezogen, die zwar ohne der Sehkraft zu schaden verlief, aber eine Schwächung der Augenmuskeln zurückließ, sodaß

die Augäpfel unnatürlich hervorquollen und seinem Blicke „etwas Starres, beinahe Schreckhaftes gaben, das die Harmonie seiner übrigen Gesichtszüge störte[18]).“ Usteri gab nun endgültig die Handelsschaft auf und zog sich, einundvierzigjährig, zurück, um sich ganz der Kunst und Wissenschaft zu widmen.

Ein bitterer Stachel ist in ihm zeitlebens geblieben aus den bösen Jahren, und die Stimmung jener Zeit verraten die vielen Karrikaturen und Satiren, in denen er seinem Herzen Luft machte. Er war nach Meyer von Knonaus Ausdruck „ein einseitiger und heftiger Aristokrat“, wie die meisten der regimentsfähigen Bürger. „Als Sekretair der öffentlichen Bibliothek“, erzählt Meyer in dem erwähnten Briefe an Hegner, „geißelte er im letzten Sommer in der Darstellung ihrer Schicksale während der letzten 7 Jahre die Revolution mit stachlichten Dornen und stellte einige unserer bekanntesten Männer ziemlich grausam dem versammelten gelehrten Publikum zur Schau. Doch waren sie glücklicherweise abwesend.“ Die Stadtbibliothek war gewiß der ungeschickteste Ort zu solchen Gefühlsergüssen; denn unter allen öffentlichen Instituten war sie am besten durch die Stürme der Revolution hindurchgekommen, kaum beachtet von der helvetischen Regierung[19]).

Jene Einsicht, daß die alten Zustände vor dem Geiste der neuen Zeit fallen mußten, die aus den Erinnerungen eines Meyer von Knonau spricht, geht Usteri vollständig ab. Ebenso fehlte ihm das warme Gefühl für den früher bedrückten, jetzt von gewissenlosen „Patrioten“ irregeleiteten Bauernstand, das den Verfasser von „Salys Revolutionstagen“, Ulrich Hegner, auszeichnet. Usteri hat kein Verständnis für die Forderungen der Gegenwart; wie er selbst die Tracht seiner Jugend sein Leben lang beibehielt und seine Phantasie in vergangenen Zeiten sich ergehen ließ, so schaut er auch politisch rückwärts nach der „guten, alten Zeit“.

Er sieht in den gerechten Forderungen des Landvolkes nur freche Empörung, und die Ausschreitungen, die die Revolution bei den ehemaligen Untertanen Zürichs zeitigte, galten ihm schlechtweg als Maßstab für die letztere. So kommt es, daß in Usteris Karikaturen aus der Revolutionszeit das Landvolk eine höchst unwürdige Rolle spielt; diese Auffassung macht sich noch später im „Vikari“ unerquicklich bemerkbar.

Da enthält z. B. L. 8 eine Folge von 13 Blättern, betitelt: „Szenen aus der Revolutions-Epoche“. Wir sind in einer aufgeregten Patriotenversammlung. Betrunkene Bauern sitzen gröhlend um einen mit Schnapsflaschen bedeckten Tisch. An der Wand ist das Bild Marats und eine Darstellung der Enthauptung Ludwig XVI. befestigt, während an einem Galgen das Bild des Zürcher Bürgermeisters hängt. Ein Redner mit unförmlicher Incroyablehalsbinde steht auf dem Tisch, die Hand auf der Brust gekrallt, und hält eine Brandrede: „Nein! Bürger Bonaparte! erst wann man uns Allen das Herz aus dem Leibe gerissen hat, werden wir uns wieder unter den Aristokratismus der Tyranney begeben.“ „Bravo! Bravo!“, ruft man ihm entgegen, „er muß nach Paris! apiè! apiè! [à pied]“; er rüstet sich zur Reise; doch gleich im Anfang hat er Unglück; beim Wirtshause zum „Saira [ça ira] National“, das eine Guillotine im Aushängeschild führt, wird der Gaul scheu. Nachdem er in Paris eine schmähliche Enttäuschung erlebt hat, kehrt er, mit Schimpf und Schande bedeckt, in die Heimat zurück, und im letzten Bilde zieht er zerlumpt mit Kind und Kegel nach dem „Rebellennest“ Stäfa. In einem „Aura popularis“ unterschriebenen Bilde (L. 15, 35) wird ein borniert aussehender Volkstribun mit einem Blasebalg von hinten künstlich aufgeblasen. Gerne stellt sich Usteri den gefährlichen Jakobinismus als giftigen Teufel vor, der zur Hölle fahren muß (wie in O. 2, 41), oder der den blanken Schild des guten Namens

besudelt (L. 15, 74). David Heß hatte in seiner „Hollandia regenerata“ die batavische Republik in derben, mitunter geistreichen Satiren, die ihn als Schüler Hogarths zeigen, persifliert. Ihm nachfolgend richtet Usteri seine Pfeile gegen die eine und unteilbare helvetische Republik und ihre Regierung, wie sie seit 1798 bestand. Auf dem Blatte „Mütterliche Zärtlichkeit“ (L. 33, 35) sitzt die französische Republik auf einem Throne und hält mit ihren Krallen Geldsäcke auf dem Schoß; vergeblich fleht das helvetische Töchterchen um eine Gabe aus dem reichen Schatze, den die Mutter ihm gestohlen hat. Dann wird die französische Republik als Hund mit vollem Euter dargestellt, der seine eigenen Jungen bis aufs Blut aussaugt (L. 33, 36). „Mais — mais, — je l'accepte de bo—bo—bon cœur —“ ruft ein Bäuerlein, den die neue helvetische, — ochsische[20]) — wie Usteri gerne sagte — Konstitution zur Annahme vorgehalten wird, während fränkische Soldaten mit Säbel und Bayonnett auf ihn eindringen und in der Ferne sogar eine Kanone auf den Armen gerichtet wird[21]) (L. 33, 38). Die schlimmste Ausgeburt der Revolution ist für Usteri der „Patriot“. Eine Bilderfolge aus dem Jahre 1799 macht sich über das Konzertpublikum während einer Aufführung von Haydns „Schöpfung“ lustig; da sehen wir fast zuletzt ein revolutionäres Ungetüm in sansculottischer Kleidung und darunter die Distichen:

„Und am siebenten Tag da sammelten Geister die Brocken
Von dem Teige aus dem Gott die Geschöpfe geformt:
„„Laßt uns was Edleres bilden als Adam, es habe die Spähkraft
Eines Raben, vereint mit der Schöne der Pfaus.
Es gesell' sich die Stärke des Farren zur Treue des Hundes
Und die Schlauheit der Schlang' schütz es vor jeder Gefahr.““
Und sie drückten den Teig in menschliche Formen — was ward da?
Die Fragmente des Teigs gaben Fragmente auch nur;
Und das neue Geschöpf bekam vom Raben die Raubsucht
Und den albernen Stolz von dem spiegelnden Pfau;

Von dem Farren das Plumpe, — die Unverschämtheit des Hundes,
Nur der Charakter der Schlang' blieb allein, wie er war.
Aber auch dieses Geschöpf vermehrte sich — mit dem Esel,
Und aus ihrem Verein stammet — der Patriot"!

Als fein ausgeführte Kostümstudien kulturhistorisch interessant sind die „Helvetischen Kleidertrachten im 2ten Jahre der Freiheit anno 1799". Um die gepriesene Freiheit, Gleichheit, Einigkeit und Gerechtigkeit zu illustrieren, werden ein helvetischer Direktor und ein Deputierter aus den Ländern, ein Pfarrer und ein Repräsentant, Schweizer-Bauern und fränkische Soldaten u. s. w. einander gegenüber gestellt, die einen ausgehungert, zitternd und sogar geknebelt, die andern feist, reich gekleidet, mit herausfordernden Mienen (L. 33, 52).

Als die Österreicher im Frühjahr 1799 die Franzosen in raschem Siegeszug aus der Ostschweiz vertrieben und mit ihnen die helvetischen Behörden, da mußte auch in Zürich der republikanische Statthalter, Pfenninger von Stäfa, mit Spott bedeckt abziehen. Ein bei dieser Gelegenheit verfaßtes Spottgedicht Usteris benennt sich „Das Testament des Bürgers Kaspar Pfenninger als Ex-Statthalter"[22]). Mit lauter Klage legt dieser die Zeichen seiner Würde nieder. Die Tressen am Hute — diesen braucht er noch selber — sollen das Bild der Freiheit schmücken, die Schärpe verehrt er dem großen Rate. Sie ist wohl geflickt und beschmutzt, doch hat das nichts zu bedeuten; denn auch die Flickdekrete des Rates sind durch Dummheitsflecken entehrt.

„Sammelt einst der Staat aus jeder Ecke
Unseres Landes die Märtyrerröcke,
Tret' ich auch, für Geld, den meinen ab.
Deutlich kann man noch auf seinem Rücken
Jenes Franken Prügelhieb erblicken
Und den Tritt, den Schauenberg mir gab."

Dann verteilt er seine geistigen Gaben: Weisheit, Nüchternheit, edlen Starrsinn ꝛc. an die verschiedenen helvetischen Behörden:

„Kann ich noch mit eigenem Reichtum dienen?
Doch Freund Rothpletz[23]) hat schon Schröpfmaschinen
Und das Schatzamt Kisten ohne Geld;
Und der künstliche Minister Stapfer[24])
Bläst auch ohne Seife, kühn und tapfer
Seine Seifenblasen in die Welt!

Ganz im Geiste dieser Bilder sind die politischen Satiren von Usteris Künstlerfreunden, vor allem diejenigen von David Heß. Das sind nicht mehr die harmlosen Karrikaturen auf die lieben Mitbürger; ein verbitterter Zug geht durch sie, der sich leicht erklären läßt bei Leuten, die sich bis jetzt in ihrer spießbürgerlichen Behäbigkeit und im Besitz ihrer stadtburgerlichen Vorrechte wohlgefühlt hatten und nun auf einmal der Spielball fremder, roher Emporkömmlinge geworden waren. Es ist kein frisches, keckes Drauflosschlagen wie später in den Bildern Martin Distelis, nicht die heilige Entrüstung über die dem Vaterland widerfahrene Schmach. Sie verletzte nur die Rohheit der Eroberer und die gewaltsame Störung der gewohnten bürgerlichen Ordnung. Weh haben ihre Satiren gegen die „Freiheit mit den Krallen Und Judas Angesicht" niemand getan, da sie sorgsam vor der Öffentlichkeit behütet wurden. Gottfried Keller sagte einmal richtig bei der Besprechung der beiden ersten Bände des Malerbuches: „Unsere empfindsamen Leutchen aus den neunziger Jahren stellen sich hier, indem sie die revolutionären Kannegießer satirisch zu geißeln sich bemühen, selbst wo möglich als noch größere Kannegießer dar" [25]).

Von den Entscheidungskämpfen der Franzosen gegen Russen und Österreicher bei Zürich im Sommer und Herbst 1799 hat Usteri als Erinnerung zwei interessante Gouachebilder aus dem

Lagerleben der uralischen Kosaken hinterlassen (L 29, 3 und 4). So groß war der Eindruck, den die wilden Kosaken und Tataren, von denen viele noch mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, auf Usteri machten, daß er 1803 im Neujahrskupfer der Stadtbibliothek zwei solche Gesellen anbringt[26]) und zwar im Gefolge des Herzogs Albrecht von Österreich, der die Luzerner Bürgerschaft zum Treueide zwingt.

Kein Ereignis der ganzen leidvollen Zeit hat so erschütternd gewirkt und den Haß gegen die Unterdrücker so stark entflammt, als der „Überfall" von Nidwalden vom 6.—9. September 1798, der das Ländchen in eine Wüste verwandelte. Die unmenschliche Grausamkeit bei der Niederwerfung des Aufstandes hatte die Welt empört, und sogar im französischen Heere erhoben sich Stimmen gegen die „expédition infame". Die Zahl der Schriften über das Ereignis, die zum Besten der Unglücklichen verkauft wurden, ist sehr groß. Unter den poetischen Arbeiten sei diejenige des Pfarrers Jakob Schweizer in Embrach erwähnt: „Werner von Stans, oder das unglückliche Unterwalden am Ende des 18. Jahrhunderts, die 12 Gesänge hätte umfassen sollen, von denen aber nur sechs erschienen sind (Winterthur 1802). 1801 hatte J. H. Meyer eine Serie von 12 Ätzdrucken herausgegeben unter dem Titel: „Die Ruinen von Unterwalden", die reißenden Absatz fand. Meyer war unermüdlich in seiner Propaganda für das unglückliche Land; er hat es mehrmals besucht und aus eigener Anschauung wie aus Berichten Anderer alles gesammelt, was sich auf jene Tage bezog, bis er im Jahre 1814 die Frucht seiner jahrelangen Bemühungen in einem stattlichen Sammelbande auf der Stadtbibliothek Zürich niederlegen konnte[27]). Offenbar angeregt durch Meyer hat Usteri das „Unser-Vater eines Unterwaldners" gezeichnet. Die sieben Bilder sind sauber in Sepia getuscht[28]), jedes lehnt sich an eine der sieben Bitten

des Unser-Vaters an. Die Arbeit erschien auf der Kunstausstellung 1801 und fand großen Beifall. Noch größeres Aufsehen erregte das „herrliche Werk", wie es Meyer nennt, als es 1803 von Marquard Wocher in Aquatinta geätzt zu Basel im Handel erschien. Wochers Arbeit ist durchwegs sorgfältig und hat viele Mängel der Usterischen Zeichnung verbessert.

Sonntäglicher Friede ruht im ersten Bilde auf der sonnigen Landschaft; es ist eine Gegend oberhalb Stans[29]). Effektvoll ist das dritte Bild, wo ein Mordbrenner, ein Mensch mit entsetzlich rohem Gesichtsausdruck, Großvater und Enkel zu Boden drückt. Ergreifend durch die Darstellung des Elendes und der ausgebrannten Ruinen wirken das vierte und fünfte, während im sechsten die dargestellte Szene ohne den erklärenden Text unverständlich bleibt. Überhaupt ließen sich vom künstlerischen Standpunkt aus mancherlei Aussetzungen machen. Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, daß das Werk eine offenbare politische Tendenz hatte; denn es sollte nicht nur Sympathie für das unglückliche Volk erwecken, sondern mit dieser beredten Anklage wollte der eifrige Anhänger der alten Zustände gegen die Gewaltsamkeiten der französischen Unterdrücker und ihrer Kreaturen protestieren. Der Gedanke, den sieben Blättern die Bitten des Unser-Vaters unterzulegen, war glücklich. Usteri kannte diese religiöse Einkleidung offenbar aus der älteren volkstümlichen politischen und religiösen Tendenzlyrik, wo sie seit Jahrhunderten gewöhnlich ist und selten ihre Wirkung verfehlt hat[30]). Das Ausland urteilte merklich kühler über die „artigen und angenehmen Blättchen"[31]) als die Schweiz. Und doch hat Usteris „Unser-Vater" in Deutschland auf ähnliche Darstellungen unverkennbaren Einfluß ausgeübt[32]).

Noch eine andere Darstellung Usteris aus der Revolutionszeit erwarb sich, wenigstens in Zürich, eine gewisse populäre Beliebtheit: Die Schutzgöttin Zürichs, die während des Bom-

bardements von 1802 über der bedrohten Stadt schwebt. Die Zeichnung, die Usteri für das Neujahrsblatt der Musikgesellschaft 1803 ausführte, wurde von J. Senn in der damals noch neuen Punktiermanier gestochen[33]).

Im Jahre 1804 erhielt der Augsburger Pfarrer G. A. Neuhofer[34]), der Herausgeber des Taschenbuches „Klio und Euterpe", von Usteri und Wocher die Erlaubnis, das „Unser-Vater" in kleinerem Format für sein Taschenbuch nachstechen zu lassen. Peter Laminit stach die Bilder sehr fein, so daß seine Arbeit neben den Wocherschen Aquatintablättern wohl ihren Platz behaupten darf[35]).

Aufgemuntert durch Neuhofer schuf Usteri im Jahre 1805 ein Gegenstück zum „Unser-Vater", den „Dankpsalm eines Unterwaldners", für den Jahrgang 1806 des Taschenbuches „Klio und Euterpe"[36]). Es ist wie jenes eine Folge von sieben Blättern, deren jedes einen Spruch aus dem Psalter als Motto trägt. Es ist die friedliche Stille nach dem Gewitter, die hier zum Ausdruck kommt. Die Hauptpersonen sind die gleichen wie im „Unser-Vater": Der alte Älpler und sein Enkel. Künstlerisch stehen die einzelnen Blätter z. T. über denen des „Unser-Vaters". Gut gelungen ist das vierte Blatt, der Abzug der Franzosen aus Unterwalden (1802). Im sechsten Bilde sieht man Großvater und Enkel zur Landsgemeinde eilen. Die Mediation von 1803 hatte auch hier mit der Wiederherstellung der alten Zustände Ruhe nach der Erschöpfung gebracht. Der „Dankpsalm" ist der letzte Ausläufer von Usteris Zeichnungen aus der Revolutionsepoche. Eine festliche, freudige Stimmung kommt in ihm zur Geltung, die erfrischend wirkt nach den verbitterten Karikaturen. Usteri hat in seiner Zeichnung zum Neujahrsblatt „ab dem Musiksaal" 1804 einen Friedensengel dargestellt, der eine allegorische Frauengestalt — sie soll „das trauernde Vaterland" versinnbildlichen — in eine blühende Gegend führt, wo

emsige Hände Häuser und Kirchen neu aufbauen und den verwahrlosten Acker bestellen. Auch Usteri tritt mit den folgenden Jahren unter dem Schutze der Friedenszeit in ein solches blühendes Land, wo sein Schaffen neuen Aufschwung nimmt, wo viel Arbeit ihn noch erwartet, aber auch die besten Früchte seines Lebens dem Herbst entgegen reifen.

VI.

Der Ratsherr und Künstlerfreund.

Usteri war seit 1804 aller lästigen Fesseln ledig. Wenn schon ein ansehnlicher Teil seines Vermögens in den bösen Geschäftsjahren verloren gegangen war, was ihm übrig blieb, war immerhin noch ein ziemlicher Reichtum, der ihm erlaubte, ungehemmt seinen Liebhabereien und Studien zu leben. Die folgenden Jahrzehnte sind die fruchtbarsten seines Lebens; reich an Arbeit, noch reicher an Arbeitsfreude und schöpferischer Kraft. Die Mediation von 1803 hatte unserem Lande Ruhe gebracht nach der schmerzvollen, raschlebigen Zeit, und alles ging wieder den alten, behaglichen Schneckengang. Kaum war eine Zeit so günstig für die Pflege der Wissenschaften und Künste; langsam erholten sich diese von dem furchtbaren Stoß, den ihnen die Revolution versetzt hatte, und um so größer war das Bedürfnis nach ihnen, als man der leidigen Politik satt und überdrüssig war. Der vom Vater ererbte Zug nach möglichst allseitig tätiger Vielgeschäftigkeit war aber in Usteri zu stark, als daß er sich in ein stilles Gelehrten- und Künstlerleben hätte einspinnen können. Schon 1803 war er in den neu organisierten Großen Rat gewählt worden. 1810 kam er in den Stadtrat, wo man ihm das verantwortungsvolle Amt des Seckelmeisters übertrug. Man erinnerte sich ohne Zweifel, wie gewissenhaft er in bösen Tagen die Obereinnehmerstelle verwaltet hatte. Im Jahre 1815 wurde er an Stelle des zurücktretenden Ulrich Hegner in die oberste Behörde des Landes, den Kleinen Rat, gewählt. Hier trat er dem Jugendfreund seines Bruders Paulus, Ludwig

Meyer von Knonau, näher. Dieser hat den Kollegen in seinen Lebenserinnerungen trefflich charakterisiert[1]). „Eine Raths-wahl wie diejenige meines Kollegen", sagt er, „muß in einer Republik, die keine Pensionen ausbezahlt und keine Orden kennt, als ein Seitenstück der ebengenannten Auszeichnungen betrachtet werden. Unstreitig darf dies nur gegen Männer von Kopf und auch so nur dann geschehen, wenn in den Haupt-Kollegien eine größere Anzahl von Beisitzern sich befindet. Martin Usteri war ein Rathsherr, wie 30 Jahre früher Salomon Geßner. Ein richtiger heller Verstand, ein im Denken geübter, den größeren Weltansichten nicht fremder Kopf findet sich in den oberen administrativen Geschäftskreisen ziemlich bald zurecht, so auch Martin Usteri. Er war daher nichts weniger als eine Null. Obgleich er sehr selten sprach, wußte er wohl, wozu er stimme". Wenn aber gewöhnliche und langweilige Geschäfte vorlagen, dann saß Usteri oftmals mit verträumten Augen in seinem Sessel. „Wer ein feines Gehör hatte und nicht ferne von ihm saß, konnte ihn bei solchen Verhandlungen oft ganz sachte nach irgend einer Singweise oder einem Silbenmaße etwas trillern (der Zürcher sagt „mönen") hören und mit einigen Fingern den Takt dazu bezeichnen sehen. In solchen Schäferstunden wurden Dichtungen oder Theile derselben geschaffen oder vervollständigt, und ihr Schöpfer war im Geiste weit von seinen Kollegen entfernt." Allzuweit freilich nicht immer; denn oft kommts vor, daß plötzlich ein feines, spöttisches Lächeln über sein Antlitz huscht, und eh' man sichs versieht, hat er auf dem vor ihm liegenden Blatt Papier das karikierte Porträt seines Nachbars oder seines Gegenüber entworfen. Manchmal ists ein Verschen oder sonst ein niedlicher Einfall, der ihm in solchen Stunden gelingt. Daß es dabei manchmal bedenkliche Gesichter gab und viele im Bewußtsein ihrer eigenen Ordentlichkeit über den „ungeregelten" Geist klagten, glauben wir gerne[2]). Die

meisten jedoch hatten den originellen Mann gerade um solcher Sonderlichkeiten willen lieb. Usteri steckte mit seinen Launen sogar den ernsten Meyer von Knonau an. Saßen sich die Beiden in der Finanzkommission an dem mit Schiefertafeln bedeckten Tisch gegenüber, so schrieb Meyer in irgend einem günstigen Augenblicke ein paar Worte auf die Tafel, und bald stand die Antwort des Andern, zu dessen Fertigkeiten es gehörte, bequem verkehrt lesen und schreiben zu können, vor seinen Augen. Wie sehr Meyer von Knonau Usteris Kenntnisse in der Finanzverwaltung zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß er 1817 seine Stelle als Beisitzer im Abgabendepartement aufgab, „um ihm . . . einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen“ [3]). Daneben verwaltete der Unermüdliche noch eine ganze Reihe von Ämtern und Ämtchen. Seit 1803 hatte er die wenig angenehme Stellung eines Bücherzensors inne; als Erziehungsrat war ihm die Aufsicht über die Bürger- und Kunstschule übertragen. Von dieser vielseitigen Tätigkeit geben die sauber geschriebenen Protokolle und Rechnungen Zeugnis, von denen viele wahre kalligraphische Musterstücke sind.

Heß bemerkt richtig, daß „die Zeit manches anderen guten Kopfes“ durch solch vielgestaltige Interessen völlig in Anspruch genommen worden wäre. Um so mehr ist zu verwundern, wie Usteri neben seiner emsigen Tätigkeit noch Zeit fand, als Präsident der zürcherischen und Stifter der allgemeinen schweizerischen Künstlergesellschaft anregend und belebend auf weite Kreise zu wirken.

Wenn furchtbare Katastrophen ein Volk oder einen Einzelnen bis in seine Tiefen erschüttert haben und die Gefahr vorüber ist, so bricht gewöhnlich die lang unterdrückte Lebenslust mit aller Macht hervor, um in vollen Zügen zu genießen, was sie lange entbehrt. So war es in Paris nach Robespierres Sturz,

so wars in Zürich in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts. Neues Leben war erwacht, es umspielte die düstern Mauern der Stadt mit duftigen Farben und setzte den jungen Leuten rosenrote Brillen auf[4]), den ältern aber grüne, damit sie wieder mit mehr Hoffnung in die böse Zukunft blicken konnten. Durch die fremden Offiziere der Kriegsjahre war für kurze Zeit eine gewisse Leichtlebigkeit in die zürcherische Gesellschaft gedrungen, die sich mit der althergebrachten, steifen Sitte schlecht vertrug. Später hielt der Landammann der Schweiz, Reinhard, in seiner Vaterstadt einen förmlichen kleinen Hof. Soireen, Bälle, Feuerwerk, militärische Schauspiele folgten aufeinander, und die „erst flügge gewordene weibliche Jugend“ ließ sich von den Herren Gesandten den Hof machen[5]). Daß man bei aller Lustigkeit doch vorsichtig sein mußte, um nicht ein gewaltiges Schütteln des Kopfes bei manchen Machthabern zu erregen, das erfuhr bald genug Martin Usteri. Eine ganz harmlose, eigentlich nicht ganz öffentliche Gesellschaft[6]) hatte auf den Berchtoldstag (2. Januar) 1802 einen Maskenball veranstaltet. Solcher Mummenschanz war, wie Usteri wohl wußte, seit der Reformation kaum mehr in Zürich vorgekommen und mochte wohl bei engherzigen Eiferern Anstoß erregen. Um ihnen entgegenzutreten, kam Usteri auf einen wenig glücklichen Gedanken. Er ließ Kinder aus dem Waisenhause als Pilger verkleidet an die Anwesenden Zettel verteilen, auf denen er in zierlichen Versen bat, der Armen bei dem Feste zu gedenken:

„Ach, reicht aus Euern Rosenkränzen
Dem Armen eine Blume hin!“

Auf einem hübschen Aquarellbilde hat Usteri diese Episode dargestellt. Eine ansehnliche Gabe kam auf solche Weise zusammen; allein seine wohlmeinende Absicht hatte nur zur Folge, daß die ganze maskierte Gesellschaft am folgenden Sonntag tüchtig abgekanzelt wurde. — Es fehlte den Zürchern im

allgemeinen das richtige Talent und das leichte Blut, um ausgelassen zu sein, und war es wirklich einmal vorhanden, so fehlte in der Umgebung das richtige Verständnis dafür. „Wir Zürcher scheinen weder den Hang noch die Eigenschaften zu allgemein geselligem Leben zu besitzen. Ich glaube, es fehlt uns an Stoff, an leichtem Muth und Geld; wir sind und müssen unserer ganzen Lage nach Kleinstädter sein", schreibt Heß einmal resigniert[7]). Auch ihm behagt das „high-life" nicht, das im Palais des Landammanns seinen Einzug hielt, aber er sieht es sehr gerne, daß mit der größeren Eleganz auch ein feinerer Ton zu herrschen beginnt „und unsere schönen Weiber und Mädchen nicht mehr davonlaufen, wenn ein Fremder sie sprechen will"[8]). „Und am Ende", so schließt er seine Betrachtung, „gewinnt durch den Kontrast das liebe häusliche Leben hintennach einen höhern Reiz."

In der festfrohen Zeit hatten sich auch die Künstler der alten Donnerstagsgesellschaft wieder zusammengefunden und am 9. Mai 1802 feierten sie das Andenken ihres geistigen Gründers, Salomon Geßners, gleichsam als wollten sie an der Schwelle des neuen Jahrhunderts noch einen letzten Blick tun in eine entschwundene schönere Zeit. Ein Hauch von dem Blütenduft und Sonnenschein, der den Maiensonntag erfüllte, an dem die muntere Gesellschaft den Sihlwald besuchte, liegt auch über der Beschreibung, die Sigmund von Wagner etwas überschwänglich und blumenreich davon gibt[9]). Am frühen Morgen waren sie aufgebrochen und auf dem „azurnen Element" bis nach Thalwil gefahren. Von da führte ein Fußweg über einen Berg nach dem Sihlwald, und sie eilten „unter dem Schneegestöber von tausend Blüthenbäumen und in dem Duft der mit den üppigsten Frühlingsblumen bedeckten Wiese den sanften Berg hinan, dessen Gipfel ein mächtiger Buchenwald krönte." Da wird Geßners Wohnung sichtbar. „Jauchzend stürzte der ganze

Schwarm den Berg hinunter, über die Brücke, in das Haus und das Zimmer des göttlichen Dichters und Malers; jeder wollte der Erste seyn, jeder wollte der Erste den Ort sehen, berühren, betrachten, wo der Sänger Abels, Daphnis und der Idyllen gestanden, gesessen, gedacht, geträumt und gearbeitet hatte." Wagner kann sich in der frischen Erinnerung daran in Gefühlsergüssen und elegischen Betrachtungen nicht genug tun. „Aus dem Hause verbreitete der Schwarm sich durch Wiese, Wald und Thal. Man suchte und fand die Stellen, wo Geßner den Stoff zu seinen Gemälden sammelte, die Bäume, die Quellen, die Felswände. Man bewunderte die Natur und ihren poetisierenden Maler und Nachahmer. Im Schatten der grüngoldenen Buchengewölbe, beym Murmeln der Quellen strömte Geßners Lob von unseren Lippen." Usteris „Alles veredelnde Hand" setzte der Feier die Krone auf. Insgeheim hatte er Geßners Büste auf einen Altar mitten in den Speisesaal stellen und mit Blumen und Waldkräutern bekränzen lassen. Nach dem frohen, liederreichen Mahle, während welchem Geßners Name häufig von den Bergabhängen freundlich wiederhallte, griff plötzlich Freund Usteri verstohlen in die Tasche, „und seine Hand brachte einen Bündel schön beschriebener Papiere hervor. Es waren die Abschriften eines Liedes, das er, uns unbewußt, eigens auf den heutigen Tag zum Lobe Geßners gedichtet hatte, und nun unter die erstaunte Gesellschaft austeilte." „Nur an Deinem Mutterherzen Lebt man kummerfrey, Natur!" beginnt das Gedicht anmutig, und am freundlichsten lacht Natur uns da, wo eines ihrer Lieblingskinder, ein Künstler gelebt hat. Doch er, dessen Silbersaiten in ernsten Tannenhainen lieblich ertönten, ist längst geschieden.

„Aber ach! Dein Bild nur schmücket
Unsern Kreis; — mag immerhin
Manches fehlen, — man erblicket
Den Geliebten doch darin;

Wie man dich nach Hirten Sitte
Froh im Schooß der Deinen fand,
Wo Dein Herz und Deine Hütte
Jedem Guten offen stand."

„Herrlich war die Ueberraschung!" erzählt Wagner. „Das Bravo des Beyfalls schallte an allen Enden der Tafel. Die schöne Weise des Liedes war Allen bekannt und plötzlich ward angestimmt. Rührung durchbebte die Töne und bey Stellen, die auf Geßners Liebe und Freundschaft für Künstler und Kunstfreunde Bezug hatten, deren sich mancher der Anwesenden rühmen konnte, glänzten Thränen in mehr als einem Auge." Und als die Stunde der Trennung kam, versammelte Usteri noch einmal Alle „mit frisch gekühltem Gold [so] in der Hand um Geßners Bild", und noch einmal ertönte die Weise. In gehobener Stimmung ruderte die Gesellschaft nach Hause zurück im Lichte eines Abendrots, „als hätte Claude Lorrains Geist dasselbe zur Freude der Kunstargonauten an den Himmel gemalt". Diese altmodischen Herren mit ihren rührseligen Herzen und ihrer Naturschwärmerei waren doch rechte Sonntagskinder!

Immer ist es Usteri, der durch allerlei hübsche Überraschungen die fröhliche Stimmung der Gesellschaft zu erhöhen weiß, dessen Gedichte jedem ihrer Festchen einen Reiz geben. Sein organisatorisches Talent hatte die Gesellschaft fester zusammengefügt; die Mitgliederzahl wuchs zusehends, und so bedurfte es im Jahre 1803 nur seiner Anregung, daß sich die Donnerstagsgesellschaft als eigentliche Künstlergesellschaft offiziell konstituierte. Man wählte zur Besorgung der Geschäfte einen Vorstand und Usteri als dessen Präsidenten; der kunstsinnige Bibliothekar der Stadtbibliothek, Prof. J. J. Horner, stand ihm als Aktuar zur Seite.

Die jährlichen Kunstausstellungen auf der Meise waren für Usteri ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, und wie er dafür sorgte, daß jedes Bild an die richtige Stelle und

in das günstigste Licht gehängt wurde, davon zeugen die Gruppierungspläne, die er jeweilen sorgfältig zeichnete.

Wer die Kunst jener Tage kennt, kann sich eine Vorstellung davon machen, was dem Publikum hier geboten wurde. „Unter mancherlei Mittelmäßigem Gutes", lautet die stereotype Bemerkung in J. H. Meyers Aufzeichnungen. Viele dieser Künstler waren aus dem Handwerk hervorgegangen, und eine gewisse handwerkliche Tüchtigkeit war ihnen fast Allen eigen. Es war die gute alte Zeit, wo Peter Birmanns „Werkstätte für Kunst- und Flachmalerei" in Basel blühte (seit 1792)[10]. Da entstanden jene bunten Veduten und kolorierten Kupferstiche „Vue da la ville de Berne et des Alpes" ꝛc., mit den Tonabstufungen: braun, grün, blau von vorn nach dem Hintergrunde und den leuchtenden Alpenglühen. Daß die aufblühende Fremdenindustrie eine große Gefahr bedeutete, indem sie manchen tüchtigen Künstler zur Massenproduktion zwang, erkannte am besten David Heß in einer Betrachtung über die Kunstausstellung des Jahres 1807[11]. „Lory, Vater und Sohn", schreibt er, „gewiß zu trefflichen Künstlern bestimmt, scheinen ihren Geist in der leidigen Illuminier-Fabrik zu verschwitzen. Die ganze schweizerische Art und Kunst wird am Ende noch eine Indienne-Druckerei." Die gefälligen Vedutenbildchen fanden eben guten Absatz, und manches sonst tüchtige Talent war durch schlechte ökonomische Verhältnisse, namentlich während der Revolution, zu solcher Fabrikarbeit gezwungen. Daneben findet sich aber genug ehrliches Streben und tüchtiges Können, das bescheiden seine Grenzen kennt und nicht darüber hinausstrebt. Die warme Hingabe an die Schönheit der heimischen Natur verleiht den Bildern eines Ludwig Heß, eines Biedermann u. A. noch für uns heute einen liebenswürdigen Reiz. Seit Aberli wurde das Naturstudium eifriger gepflegt; in den stillen Alpentälern und auf aussichtsreichen Bergen waren die Maler mit ihren

unförmlichen Sonnenschirmen und Malkasten keine seltene Erscheinung mehr. Zu den großen Italienern der Renaissance schauten diese Künstler mit ungeteilter Verehrung empor, in der Landschaft galt Claude Lorrain als unerreichtes Vorbild, und die Genremaler hielten sich an die Niederländer. Manche waren schon in die Bahnen des Klassizismus der Davidschen Schule geraten, wie der talentvolle Oeri während seines Pariser Aufenthaltes, allerdings ohne damit zu Hause viel Anklang zu finden. Usteris poetische Erzählung „Der Maler" hat gerade durch ihre Polemik gegen die klassizistische Richtung großen Beifall in Zürich gefunden, wie wir später sehen werden. Den Löwenanteil an den Ausstellungen hatten natürlich die Zürcher. Hier sah man zuerst Franz Hegis von charakteristischen Figuren belebte Architekturbilder, Früchte eines sorgfältigen Studiums der Kunstformen des Mittelalters. — Mit Wärme hatte das Publikum 1801 Usteris „Unser-Vater eines Unterwaldners" aufgenommen, ungeteilte Anerkennung erhielten ein Jahr später der Cyklus „Muttertreu wird täglich neu", 1805 „Der Maler" und 1806 „Die Kindesliebe". Usteri hat ausgestellt bis 1806, dann aus unbekannten Gründen nie mehr. Einige Jahre später lernte man in dem jungen Ludwig Vogel einen Künstler kennen, dessen Darstellungen zu den genrehaften, zahmen Bildchen Martin Usteris ein kräftiges Gegengewicht gaben. Konrad Geßner mit seinem breiten, kecken Pinselstrich und der feinsinnige Dilettant Salomon Landolt ragten durch ihre originelle Auffassung aus der Menge hervor, während Merz aus Basel mit niedlichen Genrebildchen sich Gunst erwarb. Anspruchsvoll war das größere Publikum nicht; es hatte die größte Freude, wenn der Zuckerbäcker David Vogel, der Vater des Malers, ein Kunstwerk von vergänglicher Süßigkeit aufgebaut hatte oder ein findiger Mechaniker einen wunderlichen Automaten demonstrierte, der zum größten Ärger

der Kunstfreunde alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nahm[12]).

Der Patriotismus eines Stapfers hatte die Ausstellungen wachgerufen. Hier lernten sich zuerst die Schweizer Künstler kennen; hier war es erst möglich, einen gewissen Maßstab zu gewinnen zur Beurteilung ihrer Leistungen. Die natürliche Folge davon war, daß die Maler, die in ihren Werken gleichsam als eine Gruppe auftraten, immer mehr auch im persönlichen Verkehr sich näherten. Schon bei den Winterzusammenkünften der Künstlergesellschaft 1805 auf 1806 ward ein Gedanke lebhaft besprochen, der im Frühjahr 1806 Verwirklichung fand: „Der Gedanke an eine Generalversammlung, wo nicht aller, doch der meisten aus denjenigen Künstlern, welche bisher die zürcherischen Kunstausstellungen durch ihre Beiträge verschönert hatten." (J. H. Meyer S. 117.) Von Usteri kam die Anregung; es war schon lange sein Lieblingswunsch, sie alle beisammen zu sehn, „mit ihnen ein oder zwey Tage auf einem freundschaftlichen Fuß zu leben, wechselweise durch Kunstgespräche sich zu ermuntern, gemeinschaftlich irgend eine Gegend unseres an reizenden Gegenständen der Natur so reichen Vaterlandes zu durchwandern, nach Künstlerweise froh zu sein, und nach dem Beyspiel jener helvetischen Gesellschaft in Olten, schöne Bande der Freundschaft zu knüpfen und dadurch selbst wohlthätigen Einfluß auf den Kunstgeschmack im Vaterlande anzubahnen." (J.-H. Meyer S. 117.)

An einem schönen Herbsttage des Jahres 1805 lagerte sich die Künstlergesellschaft an dem malerischen Wasserfall oberhalb des Dorfes Erlenbach am Zürichsee. Ein Kunstfreund aus Basel weilte in ihrer Mitte[13]). Da brachte Usteri seinen lang gehegten Plan vor. Sogleich ward die Sache mit großem Eifer an die Hand genommen und die Freunde in Basel, Bern, Winterthur, Schaffhausen u. s. w. durch Zirkulare in Kenntnis

8

gesetzt. Versammlungsort sollte das anmutige aargauische Städtchen Zofingen sein. Ein rührige, freundliche Bevölkerung hatte hier schon früher der helvetischen Gesellschaft ihre Häuser geöffnet, und so durften auch die Künstler auf den besten Empfang hoffen. Usteri trat mit dem treuen Pfleger geistiger Interessen im Städtchen, dem Pfarrer Hünerwadel in Verbindung und fand nicht nur für seine Wünsche bei der Bürgerschaft große Bereitwilligkeit, sondern auch in dem Pfarrherrn, der selbst gerne in artibus dilettierte, einen unentbehrlichen Berater und Freund.

Es mag ein hübscher Anblick gewesen sein, diese lustige Gesellschaft biederer Herren, wie sie in ihrem „Hühnerwagen" am Pfingstmontag 1806 (26. Mai) unter Blütenbäumen dahinfuhren[15]. „Horch, wie das Posthorn lustig schallt Durch den Wald! Heißa, wir singen lustige Lieder!" Ihrer vierzehn saßen sie eng gepfercht in dem Wagen.

„Sucht ihr vollen Genuß,
Nehmt euer Ränzel und wandelt zu Fuß!"

rät Usteri deshalb den jüngeren Freunden. Und bei jedem guten Wirtshaus krochen die vierzehn zum freudigen Erstaunen des Wirtes zum Wagen heraus, um die vom Singen heiser gewordenen Kehlen zu erfrischen.

„Im Strahle der sinkenden Sonne" erreichten sie Zofingen, wo zur gleichen Zeit auch die Basler und Berner anlangten. Am nächsten Morgen um 10 Uhr hielten sie auf dem Rathause die erste Sitzung. Der empfindsame Meyer hätte die erste Versammlung am liebsten unter die altehrwürdige Linde auf dem Schützenplatze berufen. „Hier hätte sie das heilige Gelübde ablegen sollen, nur die Natur zum Vorbilde zu wählen, und an der Hand des leitenden Genius jede ihrer Schönheiten aufzuspüren, Geschmack am Schönen und Wahren wohltätig um sich her zu verbreiten!"

Usteri übernahm das Präsidium und eröffnete die Sitzung. „Er äußerte seine Freude“, erzählt Meyer, „über das Zusammentreffen so vieler Männer, die Liebe für Kunst und alles Schöne und Edle, schon lange als Freunde vereinigt habe, wovon auch das Zutrauen zeuge, womit sie schon seit mehreren Jahren durch Einsendung ihrer Werke die öffentliche Ausstellung in Zürich wesentlich verschönert haben, sowie die bereitwillige Teilnahme an dem freundschaftlichen Zusammentreffen in Zofingen. Er zweifle nicht, die meisten aus ihnen werden in diesem freundschaftlichen Verein einen noch bestimmtern Zweck erblicken, als ein freundschaftliches Beisammenseyn auf wenige Stunden. Auch in seinen Wünschen liege noch etwas Höheres. Allein, wenn gerade bei diesem ersten Kongresse kein ausgearbeiteter Plan vorgelegt werden könne, so habe das blos hierin seinen Grund, daß man die Wünsche und Absichten aus den übrigen Kantonen noch nicht genugsam kenne, auch nicht unbescheiden habe vorgreifen wollen...... Er schlage deßnahen vor, daß, um einen solchen Plan ausarbeiten zu können, der bey einer könftigjährigen Versammlung vorzulegen wäre, von den anwesenden Mitgliedern eine Commission aus ihrem Mittel gewählt werde, die unter sich eine Correspondenz führe, um die Wünsche aller Künstler und Kunstfreunde aus verschiedenen Gegenden zusammentragen zu können.“

Die Pläne Usteris fanden freilich auch in den nächsten Jahren noch keine Verwirklichung. Der Plan eines schweizerischen Kunst-Journals wurde entworfen; jedes Mitglied sollte künftig ein Stück seiner Arbeit zur „Vergleichung und freundschaftlichen Beurteilung“ mitbringen, und ein Malerbuch, wie es die Zürcher besaßen, wurde auf dem Stadthause in Zofingen niedergelegt.

In den ersten drei Jahren, während welcher Usteri das Präsidium führte, stieg die Mitgliederzahl der Gesellschaft von

22 auf 88. Lips hat in einer hübschen Vignette eine der feuchtfröhlichen Zusammenkünfte dargestellt. Drei Tafeln sind hufeisenförmig gestellt. Die Zecher lassen die Gläser aneinander klingen; oben in der Mitte der Tafel sehen wir deutlich Martin Usteri, der eben einem Freunde zutrinkt.

Usteri hatte die Statuten der neuen Gesellschaft entworfen und sie den Mitgliedern zur allfälligen Berichtigung vorgelegt. Gleich zum ersten Paragraphen, der von der Gesellschaft als Pflegerin der Geselligkeit sprach, bemerkte J. H. Meyer[16]: „Zur Erhöhung dieser Vergnügen nehme ich die Freyheit, einen schon bey der vorjährigen Versammlung im Stillen gehegten Wunsch zu äußern, — nehmlich, daß eine Auswahl der Künstlerlieder, die H. Usteri in unserm Kreise sang, z. B. „Sorgsam wartet ihrer Kinder" — „Wer sich Blumen streuen will", das liebliche Liedchen Simon Dachs ꝛc. ꝛc. und — vielleicht ein allgemeines Lied auf die Zofinger-Gesellschaft? — in mäßiger Zahl auf Kosten unserer Gesellschaft gedruckt werden möchte, um dannzumal es unter die schweizerische Gesellschaft auszuteilen — und Freundschaft und Kunstliebe noch höher zu stimmen." Der Gedanke fand Anklang. Usteri ward mit der Ausführung betraut, und bald lag auf seinem Schreibtisch eine Menge von poetischen Produkten; ein wahrer furor poeticus war in die guten kunstsinnigen Leutchen gefahren. Usteri nahm seine Aufgabe, wie seine Briefe an Heß und Hegner[17]) zeigen, fast zu genau; er ordnete, sichtete, sorgte für Melodien, die er mit großer Mühe endlich zusammenbrachte[18]). Fast täglich kam er mit Heß zusammen. So vergingen die ersten Monate des Jahres 1809; dann scheint der Eifer der Mitarbeiter plötzlich nachgelassen zu haben[19]). Endlich im April konnte das druckfertige Manuskript mit sämtlichen Kupferplatten zu den Vignetten nach Basel an Haas gesandt werden, und bei der nächsten Zofingerfahrt, 1810, wurde das Büchlein den versammelten Künstlern vorgelegt[20]).

Einunddreißig Gedichte bilden den Inhalt des niedlich und reizend ausgestatteten Bändchens. Nicht leicht tritt das kunstdilettierende Biedermeiertum jener Zeit in so liebenswürdiger Weise zu Tage. Etwas wie altmodischer Lavendelduft weht uns aus den Blättern an. Das meiste ist, wie gesagt, Dilettantenarbeit, in erster Linie nur zur Erheiterung im Freundeskreise bestimmt. An Schiller und Matthisson lehnt sich der größte Teil an. Warmes Empfinden für alles „Schöne und Gute", für Freundschaft und Kunst kommt darin zum Ausdruck, in salbungsvollem Pathos bei den einen, bei den andern in frischer Natürlichkeit, in die sich eine kleine Dosis schmachtender Sentimentalität verirrt hat. Da begrüßt der schöngeistige Wilhelm Veith die Künstler,

„Die Freundschaft heut mit ewig festem Bande,
Mit starken Armen ihrer Treu umschließt,"

und preist in blumenreicher Sprache die „Schönheit im Grazien-Gewande", die

„. . . . mit ihrem engelzarten Seidenbande
Noch Rosen selbst in Silberlocken flicht".

Weit einfacher ist Usteris „Einladung" mit dem hübschen Anfange:

„In zart belaubten Zweigen spielen
Die lauen Lüfte. Thal und Fluh
Bedeckt der Blumenteppich wieder,
Die Vögel singen Liebeslieder,
Und alles jauchzt dem Frühling zu."

Dann treibt auch den Künstler die Sehnsucht hinaus in die Natur, vom West geküßt entfaltet sich die schöne Blume Phantasie aufs Neue

„Er huldiget der Kunst auf's Neue
Und, daß er doppelt sich erfreue,
Wünscht er sich eines Freundes Herz."

Künstlers Leiden und Freuden, seinen sorglosen Sinn und seine Sehnsucht — nach dem „Esel mit den Geldsäcken" versteht Usteri hübsch zu veranschaulichen. Leicht ironisch klingt Ulrich Hegners „Trinklied für Flachmaler". Appenzeller und David Heß erheben die unvergängliche Schönheit der Schweiz, während der Dialektdichter G. J. Kuhn in seiner derbgemütlichen Art ein Glas guten Weines dem Staubbach- und dem Reichenbachfall mit all' ihrer majestätischen Pracht vorzieht.

Gemütlich und heiter wie diese Gedichtchen sind die Vignetten, die König, Usteri, Heß, J. H. Meyer, Lips und Hegi dazu gezeichnet und radiert haben. Usteri hat fünf davon selbst radiert, während drei andere wahrscheinlich von Peter Vischer in Basel nach seinen Zeichnungen ausgeführt wurden. Ohne selbständigen Wert sind die beigegebenen Melodien, ausgenommen die hübsche Komposition H. G. Nägelis zu Hegners „Künstlerlied[21])".

So anspruchslos die bescheidene Sammlung der Künstlerlieder scheinen mag, sie erhält dadurch eine gewisse Bedeutung, daß hier zum ersten Male schweizerische Künstler sich in gemeinsamer Arbeit vereinigt hatten.

Anregungen, die von Mitgliedern der schweizerischen Künstlergesellschaft ausgingen, waren es auch, die wenige Jahre später (1810) ein neues literarisches Unternehmen hervorriefen, einen jährlichen Almanach, der als ein literarisches Gegenstück zu den Kunstausstellungen bald der Tummelplatz schweizerischer Dilettanten und Schriftsteller wurde und in seinen sämtlichen Jahrgängen von 1811—30 ein Spiegelbild schweizerischer Geisteskultur damaliger Zeit gibt: die „Alpenrosen"[22]).

Der Berner Buchhändler und Verleger Joh. Heinrich Burgdorfer hatte sie ins Leben gerufen im Verein mit Joh. Rudolf Wyß, dem als Mitredaktoren Sigmund von Wagner, J. G. Kuhn und der Naturforscher Meißner zur Seite standen.

Wyß, seit 1805 Professor in Bern, war ein geistreicher Kopf mit vielseitigen Interessen, als Schriftsteller gewandt und anregend. Mit vollendeter Liebenswürdigkeit wußte er fast alles, was einen Namen hatte in der Schweiz, als Mitarbeiter für den neuen vaterländischen Almanach zu gewinnen.

Schon am 4. Januar 1810 wird Usteri als der Erste von Wyß eingeladen[23]). „Die Ueberzeugung", schreibt dieser, „daß Sie alles — was Kunstsinn und edle Geselligkeit in unserm Vaterland befördern kann, ebenso willig unterstützen, als Sie es mit glücklichem Erfolg zu thun im Stande sind —, gibt mir den Muth, Sie höflich und geziemend anzusprechen um irgend einen noch so kleinen Beitrag zu einem projektierten schweizerischen Almanach, der unter einem gefälligen Titel auf das künftige Jahr bei Burgdorfer hier in Bern erscheinen soll. Herr Professor Hünerwadel hat mich aufgemuntert dieses Ansuchen an Sie zu wagen." Dann entwickelt er ein vollständiges Programm des Unternehmens. Usteri entsprach der Bitte gerne und sandte für den ersten Jahrgang 1811 das Manuskript seiner Erzählung „Zeit bringt Rosen". Das originelle Werk fand beim Publikum Anklang, wie die 1814 im vierten Jahrgang erschienene Erzählung „Gott bescheert über Nacht", sodaß Wyß, der bald unter einer Last minderwertiger Einsendungen seufzte, immer wieder sich an Usteri wandte. „Es bedarf der geistigen Pflege von Ihrer Hand, wenn sie (die Alpenrosen) wieder gedeihen und wieder zur Blüthe gelangen sollen", fleht er. Ein Dutzend Seiten von Usteri sind ihm lieber, als drei Dutzend von Allem, was er bereits in Händen hat, „die paar Gedichte von Hegner allein in Ehren, die mich ungemein freuen". (9. Juni 1822.) Dann hält er es fast nicht mehr aus, einen Jahrgang der „Alpenrosen" durchzuackern, wenn das Feld nicht eine Ähre oder Blume von Usteri zeige (23. Hornung 1825), oder er fürchtet, die „Alpenrosen" möchten beim Publikum allen

Kredit verlieren, wenn Usteri nichts mehr dazu beitrage, „kurz, wir werden bankerott und lagern uns im Thalegg vor Ihrer Hausthür mit 1700 Futteralen, wenn Sie nicht ein freundliches Einsehen thun.“ (11. März 1825.) Und wie er am 12. März 1826 seine Frühjahrsmusterung hält, da fehlt ihm der erste Stabsoffizier Usteri, ohne den es nicht möglich sei, ins Feld zu rücken.

Nicht immer entsprach Usteri diesen Bitten. Er hatte stets eine gewisse Scheu vor der Öffentlichkeit, und nur neunmal erscheint er in den Jahrgängen der „Alpenrosen“ (1811, 1814, 1817, 1819, 1820, 1821, 1824, 1825 und 1826)[22]). Sonst tat er, was in seiner Macht stand, dem jungen Unternehmen förderlich zu sein. Die äußere Ausstattung ist der Anlaß häufiger Erörterungen zwischen ihm, Wyß- und Burgdorfer. Es ist wohl möglich, daß der Herausgeber einen Usterischen Gedanken verwirklichte, als er von 1821 an die Umschläge der Almanache mit altschweizerischen Trachtenbildern des 15. bis 17. Jahrhunderts zu zieren begann. Leider wurde der glückliche Gedanke schon nach dem nächstfolgenden Jahrgang wieder fallen gelassen. Die meisten Verdrießlichkeiten verursachte die Saumseligkeit der Kupferstecher. Der Hauptschuldige war fast immer Franz Hegi in Zürich, der damals der geschätzteste Kupferstecher war, aber stets zu viele Aufträge hatte und über seiner Arbeit gar zu oft Durst bekam. „Herr Hegi fängt wieder an zu zögern, er allein war Ursache, voriges Jahr, an der Verspätung, er muß mit großem Kaliber bombardiert werden“, schreibt Burgdorfer 1811, und Wyß wendet sich in Not und Drangsal am 10. September 1813 an Usteri und bittet ihn, den „Säumigen mit allen Schrecken und Drohungen des Gerichtes zu bestürmen“. Jedesmal eilte Usteri zu Hegi und mahnte und drohte; doch die Klagen hörten nie auf.

Nicht immer sind die „Alpenrosen“ der Gegenstand des Briefwechsels zwischen Wyß und Usteri, von dem das, was uns

erhalten ist, wahrscheinlich nur ein kleines Bruchstück darstellt. Da legt Wyß z. B. dem Freund am 14. September 1815[25]) den vollständigen Plan eines Preisausschreibens der Künstlergesellschaft vor. Natürlich sollte Usteri den Plan verwirklichen helfen; denn überall, wo es galt, etwas derartiges ins Werk zu setzen, rief man seine Hilfe an.

So stand er bei der Bewerbung des Volmarschen Gemäldes „Niklaus von der Flühs Abschied von seiner Familie", das durch Subskription aus allen Schweizergauen im Jahre 1812 aufgekauft und im Rathause zu Stans deponiert wurde, an der Spitze[26]). „Er hat sehr viel Gutes", schrieb er sehr charakteristisch an Sigmund von Wagner (7. Oktober 1810), „aber warum stellte er wohl diese Familie in ein Zimmer, dessen sich damals auch der reichste Zürcher nicht erfreute und das gewiß in Unterwalden als ein Fürstensaal bewundert worden wäre?"

Es ist nicht zum mindesten auch sein Verdienst, daß der künstlerische Nachlaß Salomon Geßners in seiner Gesamtheit der Stadt Zürich erhalten blieb. Die Nachkommen Geßners sahen sich durch ökonomische Bedrängnisse gezwungen, die künstlerische Hinterlassenschaft des Dichter-Malers auf die Auktion zu bringen. Da bat Sigmund von Wagner David Heß (19. Januar 1812), im Kreise der Künstlergesellschaft eine Aktiensubskription anzuregen, um den Ankauf durch die Stadt zu ermöglichen. Usteri ergriff lebhaft die Idee; empfohlen durch Heinrich Meister kam das Unternehmen schon im Februar 1812 in Gang, geriet aber bald ins Stocken, sodaß erst im Oktober 1814, nachdem die Subskription 11,400 fl. ergeben hatte, der Nachlaß angekauft werden konnte[27]).

VII.

Unter Freunden und im Hause.

Der einsame Junggeselle Sigmund v. Wagner schrieb einmal an Heß[1]): „Wie schön, denke ich oft, muß es jetzt an einem hellen Morgen auf Ihrem Balkon sein, bei einer Schale duftendem Kaffee, einem balsamischen Pfeifchen und dem Gejauchze ihrer um sie herumpurzelnden Kleinen. Ich sehe dann im Geiste die herrliche Gegend, die sich vor Ihnen ausbreitet, von da begleite ich Sie in ihre freundlichen, sonnigen Zimmer, sehe wie Sie daselbst den Vormittag mit Entwerfung und Ausführung irgend einer sinnvollen, launigen Zeichnung oder mit einer anderen angenehmen Arbeit zubringen, höre Sie zur Abwechslung gefühlsreiche Phantasien dem Klavier entlocken, folge Ihnen nach dem Mittagsmahl in alle Provinzen Ihres niedlichen Landsitzes, spähe mit Ihnen im Garten die ersten Blümchen aus, pflücke an Ihrer Seite das Blau junger Veilchen in der Wiese, belausche die aufbrechenden Knospen des Laubes und der Blüthen unter den Bäumen, sauge mit Ihnen in Ihren Weinbergen und unter Ihren Rebgeländen den gesunden Wohlgeruch der Traubenblüthen ein, sehe wie Sie sich in einem zauberischen Winkel Ihres kleinen Paradieschens hinsetzen, daselbst an vergangene, glückliche Tage denken, mit Voß, Wieland und Goethe in idealischen Welten träumen, derselben liebliche Werke lesen, eigene Ideen und Gefühle aufzeichnen, auf ein Gegenstück zu Ihrer Weinlese[2]), (die hier Jedermann entzückt hat) denken, und so in Geistes-, Herzens- und Seelengenüssen schwelgen, bis die freundlichen Stimmen aus der Stadt kommender Freunde,

vor denen Ihr kleiner Knabe hinhüpft, Sie aus Ihren süßen Träumen weckt und Sie zum gesellschaftlichen Theetisch abruft, wo lustige Stadt-Novellen Ihr Butterbrod würzen, bis zuletzt ein Spaziergang längs den Ufern der schönen Limmat oder auf den Höhen des Hönggerberges den frohverlebten Tag schließt."

Unter den Freunden, welche den Besitzer des Beckenhofes in seiner idyllischen Behaglichkeit, die uns Wagner so sentimental biedermeierlich ausmalt, aufstörten, war Martin Usteri einer der willkommensten. Es ist jedesmal ein Fest, für Erwachsene wie für Kinder, wenn der Herr Ratsherr auf Besuch kommt; denn immer bringt er etwas mit, sei es ein Bildchen, sei es ein neues Liedchen. In der prächtigen Kastanienallee oder in dem geräumigen Wohnzimmer, von dessen Fenstern aus man eine fast unbeschränkte Aussicht auf See und Alpen und ins Limmattal genoß, saßen die Freunde oft beisammen. Da weihten sie sich gegenseitig in ihre Pläne und Arbeiten ein, disputierten über „Kunst und gelehrte Sachen" oder skizzierten gemeinsam, wenn sie auf Stadtneuigkeiten zu reden kamen, mit drolligem Spotte die Karikatur irgend einer mißliebigen bekannten Persönlichkeit. Bis zu Usteris Tode dauerte die Freundschaft ungetrübt fort, und beide wurden nicht müde, einander allerlei Artigkeiten zu erweisen. Da zeichnet z. B. Usteri die ganze Familie Heß auf der Altane des Beckenhofs, und Heß revanchiert sich wieder mit einem „herrlichen" Transparentgemäldchen. Als Heß 1819 seine Erzählung „Die Rose von Jericho" herausgab, widmete er sie „Seinem hochverehrten Freunde Herrn Rathsherr Johann Martin Usteri als ein geringes Zeichen herzlicher Ergebenheit[3])".

„Was er (Phantasus) mir eingab
Als in stiller
Nacht die gefeyerte
Blume mir aufging,
Sey dem Freunde
Alter Sagen,
Sey dem heitern
Sänger der Freude,
Sey dem edeln
Meister der Kunst

Freundlich geweiht.
Denk ich sehn,
Regt es sich immer,
Wie in der Rose
Tief mir im Herzen
Freudig und heiter,
Und den inneren
Wallenden Leben
Entsprießt die Blüthe
Der Dankbarkeit."

In der „Badenfahrt" gedenkt er dankbar des Freundes, der ihm die Arbeit erleichterte[4]). Das Manuskript des „Salomon Landolt" wandert vor dem Drucke zur Korrektur und Berichtigung ins Thalegg. Ohne Zweifel hat Usteri seinen Beitrag zu dem köstlichen Anekdotenschatz des Buches gespendet; auch die Biographie von J. C. Schweizer[5]) wird gleich, nachdem Heß sie vollendet hatte, dem Herrn Ratsherr zur Einsicht übersandt. „Sie hat mich ungemein interessiert", schreibt dieser zurück (2. März 1821), „aber ach! was für Lumpenpack kriecht nicht auf unserer Welt herum!"

Usteri hing mit großer Zärtlichkeit an der Heßischen Familie, namentlich seit ihm 1815 die Tochter entrissen worden war. Er sah mit Freuden des Freundes reichbegabten Sohn Adolf sich entfalten und die beiden Töchterchen Marie und Nettchen zu hübschen Jungfräulein heranblühen, „nach denen kein Jüngling ohne stärkeres Herzklopfen sehen konnte", wie Wagner neckte[6]). Sie waren Usteri besonders ans Herz gewachsen, und wie er selbst, auch in seinen späteren Jahren, nichts von der alten heiteren Lebensfreude eingebüßt hatte, so konnte er den Umgang mit der muntern Jugend nur schwer entbehren; er unterhielt einen artigen Briefwechsel mit seinen „Nichten", wie er sie stets nannte, obwohl er nur in sehr entferntem Grade mit ihnen verwandt war. Und der alternde Herr, der in seinen unmodernen kurzen Hosen, den Schnallenschuhen und der zierlich gepuderten Frisur wie ein letzter Vertreter der alten galanten Zeit erschien, konnte in solchen Briefchen wie ein zärtlicher Damis schmachten. Manch hübsches

Verslein und Bildchen von seiner Hand wird noch heute von den Nachkommen der beiden Damen aufbewahrt[7]). Da gibt er in dem Gedichtchen „Des Gärtchens Klage"[8]) dem Heimweh nach seiner lieben Marie Ausdruck, als diese 1822 in der welschen Schweiz weilte. Ein anmutiges Albumblatt sendet er ihr am 1. September 1823[9]). „Ach, wie viel Freuden verschafft sich ein kindliches Herz", heißt es darin,

„Ihm verdanke auch ich, auf herbstlicher Haide des Lebens,
Manche Blume, die Du — und wie so freundlich — mir botst.
Jetzt bist Du, Geberin, fern! ach möge die Stund' sich beflügeln,
Die in die Heimat zurück, schwer Entbehrte, Dich führt!
Bringst Du den Eltern — Freuden — Dieselben — erweitertes
Höhere Bildung und Kraft aus der Ferne zurück, [Wissen,
O, wie will ich so gern mich ihrer Freude dann freuen,
Aber Maria, für mich, bringe Dein kindliches Herz"! —

Marie ist ihm auch nach ihrer Zurückkunft mit kindlicher Liebe entgegengekommen, und manchen schönen Sommerabend sah man noch den Herrn Ratsherrn unter der Linde des Beckenhofs bei seinen „lieben Bäslein" sitzen und hörte ihn mit ihnen sein Lieblingslied, das Lied vom „Simeliberg", anstimmen.

Selten war Usteri allein im Beckenhof auf Besuch. Wenn Ulrich Hegner von Winterthur in Geschäften nach Zürich kam, was häufig geschah, dann durfte weder er noch Usteri an der Mittagstafel bei Heß fehlen. Für diesen gab's kein größeres Vergnügen, als seine besten Freunde bei sich vereint zu sehen. Die drei Herren, jeder in seiner ausgeprägten Sonderart, bildeten gleichsam das Triumvirat der zürcherischen Literatur jener Tage. „Sie sind in Zürich ein allerliebstes Trio von kleinen Reise- und Romandichtern, Sie, Herr Usteri und Herr Hegner. Gern möcht' ich zuweilen auf einem Besenstil sitzen, um einen Abend in ihrer Gesellschaft zubringen zu können", schreibt Wagner im November 1818[10]). Trotzdem wollte es Heß nicht

gelingen, zwischen Hegner und Usteri ein intimeres Freundschaftsverhältnis zu stande zu bringen. Usteri war eine zu abgeschlossene Natur. Durch seine gesellschaftlichen Talente, seine Liebenswürdigkeit wußte er seine Freunde zu fesseln, aber einer intimeren Annäherung stand immer ein kaltes Etwas entgegen. Bezeichnend ist, daß er mit Heß nie zum traulichen Du kam, wie dieser mit Hegner. „Theuerster Herr und Freund!", „Verehrtester Herr!" sind die stereotypen Anreden in den Briefen an Heß und nur einmal „Mein lieber Herr Heß!" Usteris Briefe treten dementsprechend fast nie aus einem konventionell höflichen Tone heraus. So blieb er auch dem schwer zugänglichen Hegner ein Rätsel. „Ich kann nicht anders", äußerte sich dieser einmal in seinen spätern Jahren[11]), „als mich der Bekanntschaft und des häufigen Umgangs dieses edeln und geistreichen Mannes rühmen, die aber nie zur eigentlichen Freundschaft wurde, ich weiß nicht warum. War es seine übergroße Bescheidenheit, oder etwas Abstoßendes an mir, etwa meine Trockenheit, daß er mir bei mehreren Anlässen zurückhaltend vorkam. Dennoch teilte er mir gefälligst alles mit, was ich von ihm zu schauen oder zu lesen wünschte. Wer will alle Individualitäten erklären?" Sie standen dennoch in regem Verkehr; bald schickt Usteri das Manuskript einer seiner Erzählungen an Hegner, bald sendet er ihm Notizen für seine Holbeinbiographie. Über Kunstsachen werde er mit Usteri nie fertig, „darin so mitteilsam, warum über anderes so verschlossen?" Immer dienstfertig, angenehm, bescheiden, lasse Usteri nie den Ratsherrn merken, glaube sich auch nicht im vollständigen Besitz der Wahrheit wie der aufgeklärte Meyer von Knonau. „Wie viel humaner und lebendiger überhaupt als die meisten zürcherischen Gelehrten in ihrer trockenen Dignität", schließt Hegner seine Betrachtung[12]). Gegenseitiges Anziehen und Abstoßen ist das Merkmal dieser Freundschaft, das seinen

Grund in der gänzlichen Charakterverschiedenheit der Beiden hat. Usteri, der vielseitige Dilettant, witzig, etwas oberflächlich, ohne viel Verständnis für tiefere Fragen; Hegner, der Allseitige, dessen Schaffen alles Dilettantische abgestreift hat, ein ernster, ruhiger Beobachter, der bis in die Tiefen des Lebens zu dringen vermag. Beide beobachten ihre Mitmenschen sehr scharf, aber Hegner weiß sie in ihrer Gesamtheit zu erfassen, Usteri bleibt zu oft an Äußerlichkeiten hängen und stellt sie zu oft bloß nach ihrer lächerlichen Seite dar. Und dann der sanfte, zierliche Zürcher Aristokrat neben dem etwas schwerfälligen Winterthurer!

Weit eher war Usteri mit dem Berner Kunstfreund Sigmund von Wagner wesensverwandt[13]), der eine heitere, optimistisch gesellige Natur besaß wie Usteri. Der gutmütige Spötter, der in jungen Jahren noch in Voltaires Schule gegangen war und später für Rousseau schwärmte, nahm im Kunstleben der Stadt Bern eine ähnliche Stellung ein, wie Usteri in demjenigen Zürichs. Er gründete eine Kunstsammlung; die Einrichtung eines Antikensaales, eines botanischen Gartens, die Herausgabe von Neujahrsblättern ging von seiner Initiative aus, sodaß Usteri in freudigem Erstaunen über diese Tätigkeit ausrief: „Wenn die Künste in Bern nicht in schönsten Flor kommen, so liegt die Schuld wahrlich nicht an Ihrem Eifer, die Pflanze zu warten und zu pflegen, daß sie wachse und gedeihe und zum kräftigen Baume werde." (30. März 1810)[14]). Aber wie Usteri infolge seiner Vielseitigkeit viele Pläne unausgeführt liegen lassen mußte, so sind in noch weit größerem Maße die meisten literarischen Arbeiten Wagners, der sich in allen Wissensgebieten versuchte, nicht über Kollektaneen und Entwürfe hinausgediehen; unter seinen zahlreichen Zeichnungen findet sich kaum eine ganz ausgeführte. Von dem Briefwechsel mit Usteri haben sich nur spärliche Überbleibsel erhalten; er muß aber zeitweise

ein äußerst reger gewesen sein; denn das Wenige zeigt eine große Vertrautheit mit gegenseitigen Arbeiten und Plänen[15]).

Wagner war infolge der ziemlichen Entfernung ein seltener Gast im Kreise seiner Zürcherfreunde. Wie sehr sich der von bösen Finanzsorgen Geplagte aus seiner Einsamkeit nach Zürich sehnte, lehrt der eingangs erwähnte Brief.

Ein anderer regelmäßiger Besucher des Beckenhofes war der durch seine treffliche und gründliche „Anleitung die Schweiz zu bereisen" verdiente Arzt und Naturforscher Dr. Ebel[16]). Schlesier von Geburt, hatte er in Zürich eine neue Heimat gefunden und sein tüchtiger Charakter öffnete ihm Herzen und Türen der sonst so verschlossenen Zürcher.

So sammelte sich im Beckenhof wie im Thalegg ein überaus anregender und unterhaltender Zirkel geistreicher Männer um Heß und Usteri. Heß wurde nicht müde, den Namen des Freundes und die Produkte seiner Muse der Welt bekannt zu machen, und nicht leicht stieg ein Gast von bedeutenderem Ansehen bei ihm ab, der nicht in das stille, mit Büchern und Altertümern vollgepfropfte Museum Usteris geführt wurde. Als Heß sein altes Freundschaftsbündnis mit Joh. Gaudenz von Salis-Seewis, auf das die Revolutionszeit trübe Schatten geworfen, anfangs der Zwanzigerjahre wieder erneuerte, machte er den Dichter mit Usteri bekannt[17]). Schon 1819 hatte Matthisson seinen Besuch im Thalegg abgestattet und Usteri hat das Album der Freundschaftsenthusiasten mit einem fein getuschten Blatte und einigen ansprechenden Distichen geschmückt[18]). Noch niedlicher ist das Bildchen, das er, mit einem Verschen darunter, der Herzogin Karoline von Württemberg als Andenken an den Beckenhof widmete, als er dort in ihrer Gesellschaft weilte. 1817 hatte Dr. Ebel Heß gebeten, dem herzoglichen Paare, „diesen herrlichen Personen", wie er sie nennt, den Ratsherr Usteri vorzustellen[19]).

In der Künstlergesellschaft bildeten Usteri und Heß den belebenden Mittelpunkt. Mit Franz Hegi trat Usteri in ein immer näheres Verhältnis; denn er teilte mit ihm die Liebe für das deutsche Mittelalter und dessen Kunst. Hegi wurde bei seinen Studien von Usteri in jeder Weise gefördert und unterstützt und hat selbst eine große Zahl von Usteris Zeichnungen radiert[20]).

1813 war Ludwig Vogel aus dem Kreise der „Nazarener" in Rom geschieden und in sein „Zürcherisches S. Isidoro" zurückgekehrt[21]). So nannte er seinen reizenden Wohnsitz im „Oberen Schönenberg", wo der alte Bodmer gewohnt hatte. Als Geschichtsmaler besaß er schon damals in seiner Heimat einen großen Ruf, und gewiß verdankt auch er, dessen Historienbilder noch heute in der Schweiz sich großer Popularität erfreuen, manche Anregung dem reichen kulturhistorischen Wissen Usteris, der oft und gerne im Schönenberg weilte.

Mit seinen antiquarischen Liebhabereien hat Usteri überhaupt viele seiner Freunde angesteckt. Der gelehrte J. J. Horner, der der aufblühenden deutschen Sprachforschung nahe stand, vermittelte die Bekanntschaft mit dem als Forscher und Sammler ebenso verdienstvollen, wie schwärmerischen Romantiker Freiherrn Joseph von Laßberg auf Schloß Eppishausen im Thurgau, der in den Zeiten des Rittertums lebte und webte. Sogar Ludwig Meyer von Knonau machte sich ein Vergnügen daraus, mit Usteri in altertümlicher Sprache zu korrespondieren. „Machten wir zusammen eine Geschäftsreise, so zerbrachen wir uns die Köpfe, um Sprichwörter, alte Redensarten, seltene Ausdrücke älterer Chronisten zu entziffern[22])."

Einer der originellsten Köpfe aber in Usteris Gesellschaft war der alte Jägeroberst Salomon Landolt, der bis zu seinem Tode (1818) einer seiner liebsten und treuesten Freunde blieb. Noch lange erzählte man sich die Schnurren, die Landolt

im Thalegg zum Besten gegeben hatte[23]). Als fleißiger und geschickter Dilettant in der Malerei bemühte er sich, jüngere Künstler und Kunstfreunde an sich zu ziehen, ihnen die erste Anleitung zu geben und sie mit allerlei technischen Vorteilen bekannt zu machen[24]). In gleichem Maße tat das auch Usteri, indem er jedem, der Kunstinteresse zeigte, seine reichen Sammlungen zur Verfügung stellte. Viele erinnerten sich in späten Jahren noch dankbar, wie er ihre ersten Schritte geleitet[25]).

Überhaupt kannte seine Gefälligkeit keine Grenzen. Wünschte eine Dame ein Stickmuster für ihr neues Ballkleid, gleich setzte sich der galante Ratsherr hin und entwarf ein allerliebstes Ornament. Wer etwas Originelles haben wollte, durfte sich getrost an ihn wenden. Die Taufscheine, Visiten- und Einladungskarten[26]), die Albumblättchen, mit denen er sogar Kinder reichlich beschenkte, die Entwürfe für Zimmereinrichtungen und Möbel, die Wechselformulare, Büchertitel rc. von seiner Hand bilden eine unzählbare Menge, ebenso die Entwürfe zu Fahnen, Bechern verschiedener Gesellschaften. Alles hat er, mochten ihn Geschäfte noch so stark in Anspruch nehmen, mit der gleichen peinlichen Sorgfalt ausgeführt, als wären es die wichtigsten Dinge.

Seine Talente kamen nicht nur der literarischen und künstlerischen Gesellschaft zu gute. Wo er erschien bei Festlichkeiten, da brachte er ungezwungene Gemütlichkeit mit und ordnete allerlei Aufführungen und Spiele an. „Man gewahrte bei seiner Anordnung keine Kunst, nichts Steifes, nichts Schleppendes“, bemerkte Rüscheler, „alles schien dabei zufällig, alles war belebend, ansprechend, erheiternd, sein guter Geist waltete — sprach aus allem, und alle fanden sich davon harmonisch angezogen.“

Um die Zunft zur Waag, bei der er zeitweise das Amt eines „Stubenmeisters“ bekleidete, hat er sich in mancher Weise

verdient gemacht. Seit 1819 setzte er bei den jährlichen festlichen Zusammenkünften am „Sechseläuten“ allerlei dramatische Aufführungen ins Werk, 1854 wurden sie gedruckt[27]). Humorvoll wirken die Ansprachen im Dialekt, die zwischen die hochdeutschen Verse eingestreut sind und sich in Lobpreisungen der alten Sitteneinfalt und Zufriedenheit ergehen. Er selbst trat niemals öffentlich auf.

1820 ward Usteri in die altehrwürdige Gesellschaft der „Schildner zum Schneggen“, wohl wegen seiner Verdienste um die Vaterstadt, aufgenommen[28]). Seine Muse hat auch hier die Feste verschönt. So besingt das hübsche Gedicht „Der Friede mit den Böcken in Zürich anno 1446“ die tapferen Ahnen, welche als die Begründer der Gesellschaft angesehen wurden.

Bei derartigen Anlässen konnte Usteri ganz aus sich herausgehen bis zur witzigen Ausgelassenheit. In großen gemischten Gesellschaften war er gewöhnlich anfangs still, besonders wenn Fremde oder Unbekannte dabei waren. Mancher, der ihn dann zum erstenmale sah, konnte sich darüber wundern, wie der Mann, von dessen Witz und Gesellschaftstalent er schon so viel gehört hatte, so bescheiden sich zurückzog. „Wie Usteri“, sagt Heß[29]), „war selten ein Mann, der keine öffentliche Rolle zu spielen verlangte, unter allen Ständen so allgemein beliebt und verehrt. Seine Anwesenheit an jedem Ort, wo er sich nur immer einfinden mochte, bewirkte einen behaglichen Eindruck, zugleich aber auch eine genauere Beobachtung anständiger Formen, und selten erlaubte sich jemand in seiner Gegenwart einen groben Ausfall oder pöbelhaften Scherz. Und doch war weder seine Gestalt noch sein ganzer Habitus ausgezeichnet, viel weniger gebieterisch. Wer ihn näher kannte, hatte immer in seinen sanften, farblosen und keineswegs bedeutenden Gesichtszügen den Geist entdeckt, der sein Inneres belebte. Nur in den Mundwinkeln konnte der geübte Beobachter zuweilen ein leichtes

Lächeln deuten, das unwillkürlich auf seinen Lippen schwebte, sobald er etwas entdeckte, das seiner heitern Laune Stoff zu irgend einer stillen Bemerkung lieferte.“ In solchen Augenblicken konnte er dann mit der ernstesten Miene einen witzigen Einfall vortragen. Sein Humor fand überall Nahrung, und war er unter Freunden, so ließ er ihm freien Lauf. Seine Spottlust richtete sich, wie schon berührt wurde, gerne gegen die Schneider. Er studierte die Vertreter dieser ehrsamen Zunft in allen ihren eigentümlichen Geberden mit besonderer Vorliebe. „So kurz auch sein Gesicht war, erkannte er einen solchen auf den ersten Blick und behauptete, dieses Geschlecht habe durch die Bank einen wedelnden, schwänzelnden Gang, um nach langem Kauern in der dumpfigen Werkstatt sich behäglich zu erlassen“ [30]. Er legte sich sogar eine eigene Sammlung von Schneiderliedern an, von denen einige von ihm selbst herrühren. Aber bei allem Spott hätte der gutmütige Mann es doch kaum über sich gebracht, ein redliches Schneiderherz auch nur mit einem Nadelstich zu verletzen. Bei einem Mahle der Künstlergesellschaft in Zofingen, als die Stimmung bereits einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte, stimmte Usteri das Lied an:

„Es saßen einmal die Schneider beisammen,
Sie hatten guten Muth:
Da tranken ihrer 90
Und 9 × 99
Aus einem Fingerhut.“

Lautes Gelächter erfüllte den Saal; der Wirt und seine Gehilfen lachten indes noch stärker als die Gäste und deuteten auf einen schmächtigen Gesellen, der zur Aushülfe für den Tag da war. Usteri erkannte in ihm sofort den Schneider. Da es ihm leid tat, den Armen unabsichtlich gekränkt zu haben, ging er nach aufgehobener Tafel zu ihm hin, ließ sich in ein freundliches Gespräch mit dem schüchternen Männchen ein und entschädigte ihn so für die Beleidigung seiner Standesehre.

Mit Kindern konnte sich der freundliche Mann stundenlang unterhalten; viele kleine Gedichte hat er für sie geschaffen, z. B. die reizenden Dialektlieder. Oder er lehrt sie Häuschen, Gärtchen, Tiere und Blumen zeichnen und kleidet seine Erklärungen in hübsche Verschen ein. Heß weiß auch da ein paar charakteristische Geschichtchen zu erzählen[31]). Als die Zürcher Künstler einst nach Zofingen fuhren, erblickte Usteri auf der Straße unweit Baden ein niedliches kleines Bauernmädchen, das einen ungeheuren Blumenstrauß sich vorgesteckt hatte und den sonderbaren Reisewagen anstaunte. Usteri ließ halten, hob das Kind in den Wagen und befahl ihm, die Blumen unter die Insaßen zu verteilen; für jedes Stück erhielt es einen Schilling. Das Kind hatte bald alle Schüchternheit abgelegt und begann zutraulich von Eltern und Geschwistern zu erzählen. In Baden wurde das vor Glück strahlende Mädchen mit Kaffee und Kuchen bewirtet, und zuletzt kaufte ihm Usteri noch Backwerk für seine ganze Sippschaft. Ein andermal, als er den Schießübungen der Zürcher Jugend zuschaute, erblickte er einen schüchternen Jungen, der mit sehnsüchtigem Verlangen nach den Kirschen schaute, die zum Verkauf aufgestellt waren, ohne sich davon kaufen zu können wie die Kameraden. Usteri weidet sich zuerst an den Tantalusqualen des Knaben, dann geht er hin und füllt ihm den Hut mit Kirschen. Von da an folgte ihm der gute Junge auf Schritt und Tritt, nachdem er die Wohnung des freundlichen Herrn erfahren, und machte ihn zum Vertrauten aller seiner kleinen Freuden. Sein pädagogisches Geschick bewährte Usteri auch als Erziehungsrat, namentlich schwächeren Schülern gegenüber, die er mit großer Schonung behandelte.

Wie Usteri nach außen erscheint, so zeigt er sich in seinem Privatleben[32]). Sein ganzes Wesen, sein Handeln und Tun war

originell; sogar in der Kleidung kehrte er, wie schon bemerkt wurde, den liebenswürdigen Sonderling hervor. Bis zu seinem Tode behielt er die Tracht bei, wie er sie in der Jugend getragen hatte: gepudertes Haar mit Zopf, Kniehosen, Schnallenschuhe und Dreispitzhut. Nur einmal mußte er widerwillig einen runden Hut tragen, bei der Eidschwörung im Jahre 1798, als der „aristokratische" Dreispitz verboten war. Gegen die neue Männertracht und das kurz geschnittene Haar, wie sie seit der Revolution allgemein üblich wurden, besaß er eine instinktive Abneigung. Sie mochten ihm wohl zu „revolutionär", zu „demokratisch" scheinen.

„Er hatte viele Eigentümlichkeiten", sagt Nüscheler, „aber alle standen ihm wohl an; denn es war ihm nicht darum zu tun, sich dadurch auszuzeichnen, aber er liebte die Freiheit, nach seinem Sinne zu leben, sich zu kleiden, zu handeln, und niemand deutete es ihm übel."

Seine Lebensweise war sehr einfach. Nur die genaueste Zeiteinteilung machte es ihm möglich, so vielen Geschäften, Studien und gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen. Er arbeitete den ganzen Tag bis zum Abend und nützte jede Minute aus. Mit Tagesanbruch stand er auf, trank seine drei Schalen Thee, zeichnete und arbeitete darauf, wenn er nicht in die Ratsversammlung oder irgend eine Amtssitzung mußte, bis zum Mittag. Selbst während des Essens las er zuweilen, skizzierte irgend etwas oder machte sich Notizen. Nach der Mahlzeit drehte er seinen Stuhl um nach dem Arbeitstisch — er arbeitete, durch keinerlei Geräusch gestört, stets in der Wohnstube — und setzte seine angefangene Arbeit fort. Der Nachmittag traf ihn gewöhnlich zu Hause oder auf der Stadtbibliothek. Abends nahm er meist in Gesellschaft den Thee zu sich, besuchte Freunde, oder machte einen Spaziergang. Sein Lieblingsweg ging über den sogenannten Höckler nach den Trümmern der

Burg Manegg, wo nach der Sage einst der Ritter Manesse die Lieder der Minnesinger gesammelt hatte. Hier war Usteris liebstes Plätzchen, hier konnte er ganze Nachmittage zeichnen, lesen und in der Vorzeit träumen. Den Rest des Tages bis abends 11 Uhr, zu welcher Zeit er zu Bett zu gehen pflegte, widmete er der Lektüre neu erschienener Werke, die ihm aus einem Lesezirkel (wahrscheinlich dem Heizischen Leseinstitut) zugesandt wurden. Neben deutschen las er mit Vorliebe englische und italienische Schriften, französisch las und sprach er dagegen nur ungern.

So lebte er in seiner behaglichen Häuslichkeit, in der kein Tagesgeräusch den Frieden störte, umgeben von seinen Büchern und seinen Sammlungen, wie ein „kunstliebender Klosterbruder" in stiller Gelehrtenruhe. Er arbeitete ohne Hast, mit heiterem Gleichmut und überraschender Leichtigkeit. Beim Zeichnen sang er, und er hatte es gerne, wenn alles um ihn her fröhlich war. Eine Athmosphäre eigener Art umgab ihn. Alles war altertümlich in dem stillen Hause. „Die alte glückliche Zite sind't me-n-i Chiste und Chäste" wie bei der Frau Amtmann in seiner Idylle „De Herr Heiri". Da stehen noch die Rokokomöbel, mit denen der Vater Hans Martin Usteri sein schönes Heim ausgeschmückt hatte, und dazwischen drängt sich allerlei Urväterhausrat, kunstvolle Buffets, Truhen, Kunstwerke aus allen Zeiten. Hier hängt ein schöner Niederländer, daneben ein altdeutscher Meister; dort stehen ein paar Bettlerfiguren, von einem Italiener des 17. Jahrhunderts kunstvoll aus Buchsbaum geschnitzt; ein farbensattes Glasgemälde aus der besten Zeit dämpft das Tageslicht. Auf den hohen Bücherregalen stehen in gewichtigen Reihen die Inkunabeln und die Chroniken, Kosmographien, Naturhistorien ꝛc. des 16. und 17. Jahrhunderts in schweinsledernem Folio neben den eleganten französischen Lederbänden aus der Zeit der Aufklärung und dem zierlichen Sedezformat der neuesten Almanache.

Bitteres Schicksal blieb seinem Familienleben nicht erspart. Nachdem schon 1804 seine treue Schwester Dorothea aus dem Leben geschieden war, starb 1815, 27 Jahre alt, seine Tochter Magdalena nach jahrelanger Krankheit. Sie war ein bescheidenes, sanftes, anspruchsloses und etwas schüchternes Mädchen. „Man mußte sie näher kennen lernen, um ihren edeln religiösen Sinn schätzen zu können", schildert sie Nüscheler, „äußerlich hatte sie mehr angenehmes als glänzendes, aber ihr Inneres war rein, — und wenn ihr Vater in seinen schönen Gedichten die schönen Tugenden beschreiben wollte, so durfte er nur das Bild dazu aus der reinen Unschuldswelt seiner Tochter hernehmen, und wenn er in seinen Abbildungen das Glück guter Eltern und wohlerzogener Kinder darstellen wollte, so durfte er nur das Bild seiner Tochter hinzeichnen." Der Vater liebte sie als die Vertraute seiner Arbeiten. Oft hat sie ihn auf seinen einsamen Spaziergängen oder in die Hallen der Stadtbibliothek begleitet. Ihr Tod war einer der schmerzlichsten Schicksalsschläge, den er in willenloser Ergebenheit trug, aber nie mehr ganz verwand.

Kleinere und größere Reisen bildeten seine beste Erholung. Seit 1792 verweilte er gerne während der Sommermonate in dem württembergischen Schwarzwaldbade Teinach, dessen hübsche Umgebungen er, wie wir schon früher gesehen, in hübschen Bildchen darstellte. Er beschreibt uns die Reise dorthin in der Art des Herrn Urian und schmückt sie mit kleinen Bildchen.

„Es klopft mein Herz voll Entzücken,
Bald werd ich Dich wieder erblicken
O Teinach, du liebliches Thal!
Schon kann ich im Geiste euch sehen
Ihr schattigen Lindenalleen,
Dich Laube und Schaukel und Saal" ꝛc.

So beginnt ein Gedicht, das die Annehmlichkeiten des Badelebens preist. Manche angenehme Bekanntschaft hat er dort

gemacht; neben Zürchern und Baslern — auch Ulrich Hegner weilte zuweilen dort – waren es hauptsächlich vornehme schwäbische Familien. Sie hatten den liebenswürdigen heitern Usteri bald lieb gewonnen — schon um der hübschen Gedichtchen und Albumblättchen willen, die er den Damen verehrte.

Gegen den Herbst, wenn die Sommerhitze etwas nachgelassen hatte, trat Usteri gewöhnlich seine Wanderungen in die innere Schweiz an, um jedesmal mit gefülltem Skizzenbuch zurückzukommen. Er muß seltsam abgestochen haben gegen das Gros der Reisenden, die im engen Postkasten mit schwerem Gepäck auf der staubigen Landstraße dahinrollten. In gewöhnlichem Anzug, mit leichtem Bündel, noch im Alter rüstig zu Fuß, spazierte er gemächlich, ohne Hast abseits von der Heerstraße, verweilte bald da und bald dort, wo es ihm gerade gefiel. Er war mit allen historischen Örtlichkeiten vertraut und wußte von Kapellen, Burgen und alten Kunstwerken wundersame Geschichten von Menschenleid und -freud aus vergangener Zeit zu erzählen.

Wer damals eine Reise tat, der mußte sie auch beschreiben, schon um der lieben Angehörigen willen, die zu Hause bleiben mußten; mancher hat damit die ersten Lorbeeren schriftstellerischen Ruhmes gepflückt. Eine Unzahl von Reisebeschreibungen überschwemmte in jener Zeit jährlich den Markt seit den Tagen Hallers und Rousseaus, als die Freude an Naturschönheiten und Reisen neu erwachte, dilettantische und meisterhafte, schwärmerische, sentimentale, historische, topographische, pädagogische und künstlerische, verlogen-süßliche und ruhig objektiv betrachtende 2c., nur selten freilich solch geistreiche, einfach und schlicht erzählende wie die Ulrich Hegners. Auch Usteri hat zwei „Schweizerreisen" verfaßt, von denen die erste im Neujahrsblatt der Musikgesellschaft erschien, in zehn Jahresheften von 1813—1822, sodaß die Leser jeweils am „Bechtelitag" einen Eßlöffel voll bekamen

und dann immer wieder ein Jahr auf die Fortsetzung warten mußten; eine Geduldprobe, die heute kaum einer aushalten würde. Wohl handelt es sich bloß um eine Reise nach der Rigi und den historisch bedeutsamen Stätten der Urkantone, aber Usteri kann so anmutig erzählen, daß jeder Gegenstand neu erscheint, und aus seinem Studienschatze fügt er hübsche Geschichten ein, Beschreibungen, Bemerkungen über die Eigenart und Beschäftigung der Bewohner. Seine besten Balladen hat er hineingeflochten und einige der beigegebenen Aquatintablätter nach seinen eigenen Zeichnungen herstellen lassen. Ein Vater, so erzählt er, durchwandert mit seinen Kindern sein Vaterland, und ihm und seinem ältesten Sohne sind all die Belehrungen in den Mund gelegt. Daß sich zuweilen der lehrhafte Zug stark vordrängt, lag im Zwecke der Arbeit; die Blätter waren eben für die „Tugend- und Wissenschaftliebende Jugend“ bestimmt. Hegner spricht einmal[33]) von einer „moralisch pädagogischen, mit Eleganz geschriebenen Rigireise“ von Usteris Hand; wahrscheinlich meint er damit diese Neujahrsblätter. Das moralische Schwänzchen fehlt auch der „Kleinen Schweizerreise im Septbr. 1816“ nicht, die Usteri für seine „lieben Reisegefährten“, seine beiden Neffen Hans Konrad und Gustav Stockar und ihren Vater, in Versen verfaßt hat. Anspruchslos, aber höchst liebenswürdig und schalkhaft ist die Erzählung, die mit allerliebsten Miniaturbildchen und Vignetten geschmückt und zierlich geschrieben, ein kleines, geschmackvoll in rotes Leder gebundenes Duodezbändchen anfüllt, dessen Anblick uns allein schon die rührige, behagliche Daseinsfreude Usteris und seiner Mitbürger vor Augen führt.

VIII.

Auf der Höhe des Schaffens.

1. Dichtungen.

Mit dreißig Jahren hatte Usteri „Freut euch des Lebens“ gesungen. Diesem Liede waren eine Reihe anderer gefolgt; außer diesen und einigen Balladen läßt sich nichts mit Bestimmtheit in die Zeit vor der Revolution zurückweisen. Erst mit dem fünften Dezennium beginnt sich sein Talent reicher zu entfalten; erst jetzt entstehen nacheinander seine besten Dichtungen. Ähnliche Erscheinungen einer verhältnismäßig späten Entwicklung finden sich in der deutschschweizerischen Literatur nicht selten. Um bei den bescheidenen Zeitgenossen Usteris zu bleiben, so sei an Heß und Hegner erinnert, die auch schon Vierziger waren, als sie endlich das ihrem Charakter und Talent angemessene Gebiet literarischer Produktion fanden.

Wir haben schon des öftern hervorgehoben, daß Usteri in richtiger Selbsterkenntnis nichts anderes sein wollte als Dilettant. Im Grunde genommen steht ja fast alles, was die schweizerische Literatur des achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, unter dem Zeichen des Dilettantismus. Die Usteri, Heß, Hegner, J. R. Wyß, J. C. Appenzeller waren als Dichter Dilettanten wie Bodmer, Geßner, Lavater. Ein wirklich bedeutendes Werk hat jene Zeit nicht hervorgebracht; was sie uns bietet, hat fast durchwegs nur noch historischen Wert. Bei der Kleinlichkeit der Verhältnisse hätte ein großer Dichter gar nicht aufkommen können. Erst mußte der kräftige Sturmwind einer neuen Zeit die morschen, auch den geistigen

Gesichtskreis beengenden Mauern Zürichs zerstören, hinter denen sich das Kleinbürgertum so behaglich eingenistet hatte, bevor sich zwei bedeutende Dichter wie Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer hier entwickeln konnten.

Der Dichter Usteri besitzt so wenig wie seine Zeitgenossen Eigenart und Selbständigkeit. Seine Schöpfungen sind unter dem Einflusse der jeweiligen literarischen Modeströmung Deutschlands entstanden. So sind seine Gesellschaftslieder durchaus Nachahmungen der Anakreontiker und der Göttinger; seine frühesten Balladen zeigen noch Anklänge an jenen Bänkelsängerstil, den Gleim aus Frankreich importierte und den auch Bürger niemals ganz überwand. Usteri hat von Bürger, namentlich von dessen „Lenore", manches gelernt, noch mehr aber von Schillers Balladen, und etwas von dem Schwung und dem Pathos der Schillerschen Sprache ist auch auf die seine übergegangen. In den Dialektgedichten ist er Schüler Hebels, während sich in den beiden Idyllen „De Herr Heiri" und „De Herr Vikari" die Einflüsse Hebels mit solchen von Voßens „Luise" und Goethes „Hermann und Dorothea" vereinigen. In der historischen Erzählung endlich hat sich Usteri erst versucht, nachdem mit dem steigenden Interesse an der Erforschung des Mittelalters und dem Bekanntwerden Walter Scotts historische Romane immer größere Beliebtheit sich errangen. Das Drama dagegen ist ihm stets fremd geblieben, wohl aus dem Grunde, weil in seiner Heimat das Theater so gut wie gar keine Pflege fand.

Im folgenden soll versucht werden, ein genaueres Bild von Usteris Dichtungen aus den letzten drei Dezennien seines Lebens zu zeichnen.

Gedichte in der Schriftsprache.

Usteri bleibt zunächst auf dem Felde, das er schon früher bebaut hatte, dem des Gesellschaftsliedes und dem der Ballade.

Aber keines der Gesellschaftslieder dieser Zeit erreicht mehr die Höhe von „Freut euch des Lebens" in seiner frischen, ursprünglichen Lebendigkeit. Es sind Gelegenheitsdichtungen, für einen bestimmten festlichen Anlaß gedichtet, anspruchslos und zum Teil mit lokalen Anspielungen. Daß einige sich dennoch über das Niveau gewöhnlicher Festdichterei erheben, verdanken sie ihrer leichtflüssigen Sprache, ihrer Sangbarkeit und der oft witzigen Durchführung des Motives. Eine weitschweifige Breite und das ewige Lobsingen von allerlei braven Tugenden machen dagegen die meisten für die heutigen Leser nicht mehr genießbar. Schon Heß hat in die Ausgabe der Dichtungen nur eine beschränkte Auswahl aufgenommen.

Der Freundschaft und der unschuldigen Lebensfreude sind sie geweiht:

„Die Rose, die uns Liebe bricht,
Entblättert, ach, so schnelle!
Wenn aber Freundschaft Kränze flicht,
Wählt sie die Immortelle."

Die Sitteneinfalt und die Taten der Vorfahren werden fortwährend herangezogen und den schwächeren Nachkommen vor Augen gestellt. „Wie Geisterstimmen aus der Ahnen Land" ruft's diesen entgegen:

„Seid, Enkel, treue Hüter
Der theu'r erkämpften Güter,
Macht euch, wie wir, des schönen Kranzes wert
Des süßen Lohns, der Bürgertugend ehrt."

Doch muß Usteri bekennen, daß die Jungen nicht ganz aus der Art geschlagen:

„Sie lieben, wie jene, das rühmliche Wagen,
Das fröhliche Leben, das männliche Spiel.“

Da die meisten dieser Lieder für den Augenblick gedichtet waren, entbehren sie einer sorgsameren Feile; sie zeigen manche Provinzialismen, manche Unebenheiten in Sprache und Versmaß. Gewöhnlich lehnen sie sich in der Form an bekannte volkstümliche Singweisen an. „Der Friede mit den Böcken“ und die beiden Pannerlieder gehen nach der Melodie des Liedes „Wo Kraft und Muth in deutschen Seelen flammen“, ein anderes „Der Straßburger-Becher“ nach der Melodie „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“, der „Zuruf an die Böcke“ nach der Melodie des Schillerschen Reiterliedes[1]).

Zum Teil Gesellschaftslieder, zum Teil Balladen sind diejenigen Gedichte, die David Heß unter dem gemeinsamen Titel „Künstlerlieder“ in der Ausgabe der Dichtungen vereinigt hat. Der Form nach verschieden, gehören sie inhaltlich zusammen; denn „Künstlers Leiden und Freuden“ bilden ihr immer neuvariiertes Thema, und für Usteri und seiner Freunde Stellung zur Kunst sind sie äußerst bezeichnend. Der Künstler strebe der Natur nach und lasse sich durch nichts von ihrem Pfade abirrig machen, so allein wird er seine Zufriedenheit bewahren.

„Wir sind keine Waterloo's,
Keine Raphaele,
Claude's und Correggio's —
Drob sich keiner quäle!
Auch dem Mindersein gebricht,
Scheint's auch dunkel, nicht das Licht“.

„Ständen wir schon oben auf
Auf der Künstler-Leiter,

Dort erlahmte unser Lauf;
Denn man kann nicht weiter.
Ach! und alles in der Welt,
Was nicht höher kann, das fällt."

Was den Künstler erwarte, der sich über die Schranken, die seinem Talente gezogen sind, hinwegsetzt und sich Stoffen zuwendet, zu deren Bewältigung seine Kraft nicht hinreicht, das lehrt eine Erzählung in Reimpaaren, die mit sauber kolorierten Bildern auf der Kunstausstellung 1805 zuerst bekannt wurde: „Der Maler". Ein zufriedener junger Maler auf dem Lande nimmt mit reinem Gefühle die Schönheit der Natur auf und gibt sie in einfachen, schlichten Bildern wieder, die jedermann gefallen und denen der Pfarrer, der Förster und der Amtmann höchsten Beifall zollen. Aber der weitgereiste Sohn des Amtmanns rümpft verächtlich die Nase und erzählt mit Pathos von Michel Angelo und der neuen Davidschen Schule, die „uns zur göttlichen Griechheit erhebe". Der Künstler kommt zur Einsicht, daß er ein erbärmlicher Stümper sei; er zieht in die Welt hinaus und sieht da die gepriesenen Meister. Alles gefällt ihm zwar nicht; man beweist ihm, daß sein Kunstsinn verhunzt sei. Erstaunt hört er das neue Evangelium, er verschlingt Jean Paul und studiert die Horen, pinselt Götter und Mythen und nordische Recken; er „lernte den Geist der Kunst erfassen",

„Fühlte Beruf zu erhabenen Zwecken
Und brennende Gier die Menschheit zu lecken,
Die ungeformte! die pestigen Beulen
Verdorb'nen Geschmacks mit dem Pinsel zu heilen
Fand er sich geeignet ....."

Er verwirklicht seine Gedanken in größtem Formate und veranstaltet eine Kunstausstellung. Man lobt seine Bilder, aber

kauft sie nicht. Der Mißerfolg bringt ihn zuletzt ins Schuldgefängnis. Da gehen ihm endlich die Augen auf; er fordert Pinsel und Farbe, und wie er vor der Leinwand sitzt,

„Da tritt im rosenfarbenen Licht
Sein freundliches Dorf ihm vor's Gesicht."

Erinnerung und Heimweh führen seinen Pinsel, und was er malt, gelingt.

„Und immer klarer es vor ihm stand,
Daß Angelo, der Glanzumstrahlte,
Anders dachte und anders empfand,
Als er — und darum auch anders malte."

In dieser Stimmung gelingt ihm ein rührendes Bild: drei Vögelchen, die, in einen Bauer gesperrt, dem Hungertode entgegengehen. Das Bild bringt seinem Schöpfer Erfolg und Ruhm. Er aber eilt zur lang entbehrten Mutter Natur zurück und schwört, nimmermehr ihre leitende Hand zu lassen,

„. . . und frohes Gelingen
Belohnt ihn wieder, da das Vollbringen
Mit seinem Wollen im Einklang stand."

„Der Maler" ist eine der anmutigsten Schöpfungen Usteris. Er versteht so treuherzig zu erzählen, daß man die Tendenz des Werkchens vergißt. Es war gegen den kalten, blutleeren Klassizismus gerichtet, der in der Malerei jener Tage den Ton angab. Waren doch bereits einige junge Schweizerkünstler, unter ihnen der talentvolle Oeri, wie schon oben bemerkt wurde, in den Bann der Davidschen Schule geraten und drohten, sich im leeren und pompösen Formalismus zu verlieren. Zeichnungen und Erzählung erregten größeres Aufsehen, als Usteri gedacht hatte. „Das Gedicht des Herrn Usteri", berichtet das Journal für Literatur und Kunst[2]) darüber, „in welchem die neu-französische Schule nicht eben zum Besten wegkommt, hatte

mehreren jungen Künstlern, die gegenwärtig in Paris studieren und ihre Arbeiten ebenfalls einsandten, ein böses Spiel gemacht. Ungeachtet es gewiß nicht des Dichters Absicht war, das Gute derselben zu verkennen und dem platten, rohen Naturalismus, der aufs geratewohl zufährt und nachahmt, was ihm vor die Augen und in die Finger kommt, das Wort zu reden und dagegen das schulgerechte, eifrige Studium, die Erhebung zum Großen und Schönen herabzusetzen, so meinten doch viele, die das Poetische allzu prosaisch nahmen und nicht merkten, daß nur die Ueberspringung der von Natur jedem Talente angewiesenen Schranken getadelt werden, es möchte wohl am besten seyn, wenn man die zu Paris und sogar in Davids Schule studierenden Künstler unverzüglich nach Hause beriefe." Das geschah nun allerdings nicht, aber das kleine Werk hatte doch seine Wirkung nicht verfehlt. „Eine der launigsten und kräftigsten Persiflagen der neuen Genialität und der neu-französischen, Davidschen Schule"[3]) nennt es ein Korrespondent des „Neuen teutschen Merkur".

Fast jede der zürcherischen Ausstellungen bis 1806 hat Usteri mit einem Lied bedacht, worin meist in launiger Weise die Aussteller und ihre Werke kritisiert werden. Wohl 1805 ist, ebenfalls im Anschluß an die Ausstellung, „Der Malerspiegel", ein umfangreiches Gedicht in verschiedenen Versmaßen entstanden, das die Manier und den Charakter eines jeden Meisters beleuchtet. Die heitere Seite des Künstlerlebens kommt in den Gedichten zur Geltung, die Usteri 1809 in die „Künstlerlieder" einreihte. Die zweite Auflage 1826 erhielt als Zuwachs einen Zyklus von vier Gedichten: „Fritzens Berufswahl", „Fritzens Anmeldung", „Fritzens Farbenreiberklage", „Fritzens Freuden und Leiden", in denen mit heiterer Ironie der Werdegang eines jungen Menschen geschildert wird, der sich ohne innern Beruf zur Malerei zwingen will.

Die Gesellschafts- und Künstlerlieder bieten zumeist ein Nebeneinander von epischen, lyrischen und didaktischen Momenten gute Charakterisierung und oft witzige Pointierung, die aber über die Häufigkeit konventioneller Phrasen und den Mangel an wahrer Poesie nicht hinweg täuschen können. Schon Hegner hat das richtig erkannt, wenn er 1804 in Usteris Gedichten „mehr elegante, witzige Ausarbeitung als wahre Poesie" findet[4]).

Rein lyrische Dichtungen finden sich bei Usteri selten. Auch hier ist er lediglich Nachahmer der Göttinger und Claudius'. Als Beispiel diene der „Morgengesang", der formell und inhaltlich sich an Claudius' „Abendlied" anlehnt:

„Die Morgenlüfte wehen,
Und an des Himmelshöhen
Beginnt der Sonne Lauf;
Die Dämmerung zerfließet,
Und mit den Blumen schließet
Sich auch das Herz des Menschen auf."

Selbständiger ist die „Sehnsucht nach den Bergen"; nur ganz leise scheint hier den Dichter die Erinnerung an Goethes „Mignon" beeinflußt zu haben. Leider wird die Stimmung durch die rhetorische Sprache verdorben.

„Wo durch des Thales Blumenmatten
Des Felsenquells Gewässer fließt,
Und in der Wallnußbäume Schatten
Sich murmelnd in den See ergießt:
An dem beschilften Ufer blicket
Aus Laubgewölben Ort an Ort
Und in der rebumrankten Hütte
Wohnt noch der Väter alte Sitte. —
O wär ich dort! O wär ich dort!"

Ein gewisser elegischer Ton gelingt ihm in den 1822 entstandenen Distichen „Das Plätzchen im Walde“; Elegie dem Inhalte nach ist auch „Der armen Frow Zwinglin Klage“. In der Form nähert sich dieses Gedicht schon mehr der Ballade. Ein recht anschauliches Bild der trostlosen Verwirrung in Zürich nach der Niederlage bei Kappel 1531 und dem Tode des Reformators entrollt sich uns darin.

Usteris ganze Natur wies ihn eben auf das epische Gebiet, auf die Ballade. In der früheren Zeit sehen wir ihn ganz unter der Einwirkung der englischen Balladen-Poesie. Daneben ist es Bürger, der für die ganze Richtung seiner Balladen bestimmend wird. Das Dämonische, Schreckhafte zog ihn, wie seine ganze Zeit, an, die unter dem Zeichen Ossians, Percys und Bürgers stand. Die Freude am Grausigen ist ihm auch in späteren Jahren geblieben, noch weit mehr aber die Lust, solche Gespenstermären zu parodieren. Ein Beispiel dafür ist das unvollendete Gedicht von der schönen Laura zu Ferrara. Sie liebt einen jungen Mann, wird aber an einen alten Filz verheiratet; da erscheint der Geliebte nachts als Gespenst verkleidet, und während der Alte vor Schreck zu Boden fällt, macht sich Laura mit dem Galan aus dem Staube. Wohl um den parodistischen Eindruck zu erhöhen, ist das Gedicht, das wie ein Nachklang der vorbürgerischen Bänkelsängerromanzen anmutet, in feierlichen, vierfüßigen Trochäen geschrieben. Auch das im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert beliebte Thema vom ungetreuen Knaben hat Usteri zu bearbeiten versucht, ist jedoch nicht über einen höchst flüchtigen Entwurf hinausgelangt. In der Naturschilderung macht sich viel wohlfeile Sentimentalität breit. Ohne das übliche konventionelle Sturmesheulen kommt auch ein „Romanze“ überschriebenes Gedicht nicht aus, das offenbar einer Erinnerung an Millers „Siegwart“ seine Entstehung verdankt. Ein Mädchen wird von seinem Geliebten

getrennt und ins Kloster gesteckt, wo es aus Gram stirbt. Ebenso gehört die „Halskette“ durchaus der Empfindungssphäre des damaligen literarischen Durchschnittspublikums an. Da wird erzählt, wie die Unschuld einer Zofe, die im Verdacht steht, eine goldene Halskette gestohlen zu haben, durch einen glücklichen Zufall an den Tag kommt. Usteri konnte auf die Dauer in der Bearbeitung derartiger Modestoffe keine Befriedigung finden, umsoweniger als ihm seine Studien eine Menge dankbarer Motive aus Geschichte und Sage zuführten. Allerdings galt es hier vielfach eigene Wege zu wandeln, und wir begreifen, daß es ihm schwer wurde, sich über den Stoff zu erheben, daß er sehr oft in ihm unterging und sich oft damit begnügte, den Inhalt seiner Quelle schlecht und recht in Verse zu bringen unter Verzicht auf künstlerische Komposition. So erzählt er in 104 sechszeiligen Strophen von ermüdender Weitschweifigkeit die „Legende von St. Oswald“. Es ist ein englischer Sagenstoff, dessen Held der 642 gestorbene northumbrische König Oswald ist[5]). St. Oswald gewinnt durch seine Frömmigkeit und Wunder das Herz der Tochter des heidnischen Königs Gaudon und entführt sie, wobei ihm die kluge List seines Lieblingsraben zu Hilfe kommt. Von Gaudon eingeholt, besiegt er diesen und gewinnt durch ein Wunder ihn und sein Volk zum christlichen Glauben; sogar die Erschlagenen dürfen für einen Augenblick wieder lebendig werden, um die Taufe zu empfangen. In Demut und Mildtätigkeit verbringt Oswald seine Tage und wirkt noch nach seinem Tode Wunder.

Die Ballade deckt sich im großen und ganzen, die veränderte Namengebung und Einzelheiten abgerechnet, mit jenem bekannten mittelhochdeutschen Gedicht „Sant Oswaldes Leben“ aus dem 12. Jahrhundert. Ob Usteri dieses Epos, das erst 1835 aus einer Schaffhauser Handschrift herausgegeben wurde[6]),

gekannt und als Quelle benutzt hat, ist nicht nachzuweisen. Die Verschiedenheit der Namengebung (der heidnische König heißt z. B. bei Usteri Gaudon, im mhd. Gedicht Aaron) läßt auf eine andere Quelle schließen, die mir nicht bekannt wurde. Usteri hat einen Abriß der Legende, leider ohne die Quelle zu nennen, dem stark korrigierten Konzept seiner Ballade beigefügt. Vielleicht folgte er einer schweizerischen Überlieferung. St. Oswald genießt auch in der Schweiz an manchen Orten Verehrung[7]).

Auf deutschem Boden finden wir Usteri mit der Ballade „Heinrich der Schwarze". Die sagenhafte Jugendgeschichte des Kaisers Heinrich I. liegt ihr zu Grunde[8]). Konrad I. verfolgt den Grafen von Calw wegen Landfriedensbruch. Da wird ihm der Neugeborene des Grafen im Traume als der Nachfolger auf dem Throne gezeigt. Der Kaiser läßt den Knaben aussetzen; der Herzog von Württemberg findet das Kind, zieht es auf und schickt den Jüngling an des Kaisers Hof. Dieser erkennt in ihm jenes Traumgesicht wieder und sendet ihn mit einem Uriasbrief zur Königin. Ein Klausner, bei dem der Jüngling einkehrt, erbricht den Brief und ändert die Stelle „Gib ihm den Tod"! in „Gib ihm die Tochter"! Dies geschieht von der erstaunten Kaiserin und der Kaiser bereut seinen verbrecherischen Plan. Es fehlt der Ballade nicht an einzelnen schönen Strophen, sie weist der Legende gegenüber unleugbare Fortschritte auf, besonders was die sprachliche Gewandtheit anbelangt. Ulrich Hegner erschien sie „unvergleichlich in der leichten, ungezwungenen Versifikation und der geschmackvollen Darstellung"[9]). Doch hat auch hier Usteri keinen höhern Standpunkt als den der bloßen Nacherzählung eingenommen. Bei der ermüdenden Weitschweifigkeit, mit der er Unbedeutendes wie Bedeutendes behandelt, wird der Mangel jeglichen künstlerischen Aufbaus empfindlich bemerkbar.

Erfreulicher ist das Bild, das jene Gruppe von Balladen

bietet, die er in seine „Schweizerreise“ (N. Bl. d. Musikges. 1813—1822) eingeflochten hat. Gewiß sind die meisten von ihnen auf Anregungen zurückzuführen, die der Dichter auf seinen häufigen Wanderungen empfing. Nur selten führt er uns die Kämpfe alter Zeit, Schlachtgewühl und weltgeschichtliche Ereignisse vor; fernab von der Heerstraße der Geschichte wandeln wir einsame Pfade durchs Gebirge, an alten Städten und an Burgruinen vorbei, verlieren uns in romantische Dämmerung und erblicken hier so manches Eigenartige und Liebliche. Gerne knüpft Usteri seine Erzählung an sagenhafte Gegenden, Denkmäler, an verwitterte Grabsteine, Kirchen, Burgen &c. an.

Der sagenreichste Berg der Schweiz, der Pilatus, hat wie kein anderer die Phantasie der Menschen bis auf unsere Zeit beschäftigt. „Wenige Berge werden sich rühmen können, zu abenteuerlichen Sagen mehr Anlaß gegeben zu haben als der Pilatus. Die Spukereien seines Namenspatrons, des römischen Landpflegers Pilatus, der Bergmännchen, Feen und Drachen würden einen nicht unbedeutenden Nachtrag zu Musäus' Volksmärchen liefern“, schreibt Usteri in der Einleitung zu seinen Kollektaneen über die sagenhafte Dominihöhle, die 1814 von Oberst C. Pfyffer von Altishofen untersucht und beschrieben worden war[10]). In dem „Bergmännlein auf dem Pilatus“ erzählt Usteri eine der anmutigsten Sagen. Er hat hier versucht, den einfachen volksmäßigen Ton von Bürgers „Lenore“ zu treffen, deren Strophenform er nachahmt. Völlig ist's ihm nicht gelungen, namentlich die zweitletzte Strophe mit ihrer Warnung streift stark an Bänkelsang. Die häufige Verwendung des Dialogs, die Usteri ebenfalls von Bürger gelernt haben dürfte, zeigt dagegen, daß er in der Beherrschung der epischen Kunstmittel Fortschritte machte. Wie das unschuldige Zwerglein ganz gespenstig sich in der Dämmerung von hinten dem weinenden Mädchen naht und ihm die Hand drückt, ist sehr hübsch.

Unscheinbar ist die Gabe der Zwerge, aber wohl dem, der sie dankbar annimmt und nicht verachtet. Magdalena und Aloys werden glücklich; doch furchtbar ist die Rache, die das winzige Volk an dem habsüchtigen Vetter auf der Kastelenalp nimmt:

„. . . . .
Mit abgeschlagenen Füßen
Kriecht bettelnd er im Land umher,
Die Sünden abzubüßen.
Die Kastelenalp verlassen steht,
Mit Felsenstücken übersäet,
Die tief erschütternd warnen:
Laß Geiz dich nicht umgarnen!"

Die Sage von der Zerstörung der Kastelenalp[11]) ist hier nicht ungeschickt mit dem Motiv der Ballade verbunden.

In der Oswaldskirche in Zug steht das Grabmal eines geharnischten Ritters, zu dessen Füßen ein Hündchen sich lagert. Es stellt den Ammann Brandenberg dar, der in spanischen Diensten einst über den Gotthard reiste, auf dem Wege von einer Lawine verschüttet und von seinem Hündchen gerettet wurde. Das ist der Inhalt von Usteris Ballade „Der treue Hund". Glücklich sind der ängstlich verzagte Hospizwirt und der furchtlose Ritter, der auch im Angesicht des Todes nur an die Pflicht denkt, kontrastiert.

Auf noch wunderbarere Weise wird „Mark Anton Studiger" vom Tode errettet. Hier ist's die Mutter Gottes Maria zum Schnee auf der Rigi selbst, die dem frommen, vom Schneewehen überraschten Ritter Studiger von Schwyz Hilfe sendet. Nicht so recht paßt zu dem lieblichen Wunder die schwungvolle Sprache und das Pathos, mit dem Studiger, der aus der Fremde zurückkehrt, sein heimatliches Gestade begrüßt:

„Sey hoch mir gegrüßet, du heimisches Land,
So seh' ich nun endlich dich wieder!
Bald segnet mich Frohen der Elteren Hand,
Bald seh ich die Schwestern, die Brüder,
Und drücke sie Alle an's klopfende Herz,
Und nimmer erneut sich der Scheidenden Schmerz!"

Hat sich Usteri in den vorhergehenden Balladen als Schüler Bürgers gezeigt, so wird hier deutlich die Einwirkung von Schillers Balladenstil fühlbar. Ohne Schiller wäre auch „Der Storch von Luzern" kaum entstanden. Man wird seine Entstehung später ansetzen müssen als diejenige des „Mark Anton Studiger". Dort hat ihn die Anlehnung an Schiller zu einer etwas umständlichen Rhetorik geführt, die in keinem rechten Verhältnis zu dem anmutigen Motiv des Gedichtes steht; hier decken sich Inhalt und Form glücklich, und, an Schiller geschult, entwickelt Usteris Sprache eine Anschaulichkeit, zu der sie sich sonst nur selten erhebt.

Das gleiche gilt von „Struth Winkelried" und der „armen Gräfin von Rapperswyl". Vielleicht hat Schillers „Kampf mit dem Drachen" Usteri angeregt, eine ähnliche Sage seiner Heimat zu behandeln, die ihn, wie eine Zeichnung aus seiner frühesten Zeit beweist, schon seit seiner Jugend beschäftigt hatte. In Unterwalden hat ums Jahr 1250 ein grausiger Drache gewütet. Da kehrt Struth Winkelried aus der Verbannung zurück, um das Land zu befreien und damit eine Schuld zu sühnen[12]). Er tritt dem Untier furchtlos entgegen und stößt ihm die dornenumwundene Lanze in den „rauchenden Rachen".

„Es windet, es wälzt sich das grimmige Tier,
Vergebens! gepfählt an die Lanze
Zerreißt es der Ritter mit Hieb und mit Stoß;
Den tiefen weitgähnenden Wunden entfloß
Da schäumende Blut auf den Anger."

Allein auch der Sieger enteilt dem Tode nicht; denn

„Es war von dem Schwert ihm das schäumende Blut
Herunter geflossen zum Leibe;
Und schnell wie das Feuer die Saaten verzehrt,
War jedes belebende Wirken zerstört,
Vom freßenden Gift des Gewürmes.“

Eine düstere Sage bildet die Grundlage der Ballade „Die arme Gräfin von Rapperswyl“. In frevlem Übermut hat sie einem Blinden eine taube Nuß hingeworfen und muß dafür mit dem Aussatz büßen.

Zu einer gewissen Knappheit in Form und Sprache gelangt Usteri in der Ballade „Die Versöhnung“. Eine bekannte Anekdote aus dem Schwabenkriege 1499, die er, wie wir gesehen haben[13]), mehrmals bildlich dargestellt hat, liegt ihr zu Grunde. Kräftig setzt das Gedicht ein und schließt bedeutsam:

„Ein Held ist, der den Feind bezwinget,
Ein größerer, wer sich selbst besiegt!“

Gerne wendet sich Usteri von Kriegslärm und Streit ab und friedlicheren Stoffen zu; da trägt die arme Mutter ihr krankes Knäblein täglich zum heilkräftigen Wasser des „Fraubrünneli bei Zürich“[14]), bis Maria sie erhört. Oder wir sehen den „Grafen von Falkenstein“ auf die Brautschau reiten:

„Wer trabt so rasch durch Feld und Haid'?
Der Graf von Falkenstein:
Es prangt sein scharlachrotes Kleid
So stolz im Sonnenschein;
Im Federbusche spielt der Wind,
Er spielt in seinem Haar,
Und Kette, Sporr'n und Wehrgebind
Erglänzen sternleinklar.“

Schlicht und natürlich wird erzählt, wie das bescheidene Edelfräulein durch Herzensgüte und Häuslichkeit die Hand des Grafen gewinnt. Die Anfangsstrophe erinnert stark an Uhland. Ob hier wirklich eine Anlehnung an dessen Balladenstil angenommen werden darf, ist fraglich. Die Berührung erklärt sich dadurch, daß Usteri in seinen späteren Jahren, wie Uhland, sich der volkstümlichen Ballade nähert. Schon das Motiv der drei Schwestern ist echt volkstümlich, und gerade die erwähnte Strophe zeigt auffallende Ähnlichkeit mit dem Anfange des verbreiteten Volksliedes vom „Herrn von Falkenstein“[15]).

Noch deutlicher tritt der Stil des Volksliedes in der „Legende von der Gräfinn Idda von Toggenburg“ zu Tage, die in der Kürze und Knappheit der volkstümlichen, schlichten Sprache eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit der „Versöhnung“ zeigt.

Der „Graf Wallraff von Tierstein“ dagegen trägt wieder ganz Schillers Gepräge. Er ist in einer Strophenform gedichtet, die in schweizerischen historischen Volksliedern sich häufig findet[16]). „Glück ist zerbrechliches Glas und gar oft zum Unglück die Pforte“, mahnt ein armes Pfäfflein den übermütigen Grafen Wallraff, der im Vollgefühl seines Glückes seinen Mutwillen an dem unbequemen Warner ausläßt. Allein noch am gleichen Tage zerstört das Erdbeben vom 18. Oktober 1356 seinen Reichtum und raubt ihm seinen liebsten Freund. Bald darauf stirbt die Gattin, und der Sohn fällt dreißig Jahre später im blühenden Alter zu Sempach. Gut ist die bange Schwüle, die dem Erdbeben vorangeht, dargestellt, das unheimliche Angstgefühl, das sich aller Wesen bemächtigt und immer drohender wird, bis endlich die ersten Stöße des Erdbebens die Spannung lösen. Nicht nur Strophenform und Inhalt der Ballade sind altertümlich, auch die Sprache ist in diesem Sinne aufgeputzt. Usteri versucht hier die schweizerische Sprache des

15. und 16. Jahrhunderts zu reden, wie er sie vor allem aus den Chroniken jener Zeit kennen lernte. Er hat sich in dieser Spielerei, die bei den Verehrern des deutschen Altertums damals sehr beliebt war, öfter ergangen z. B. im „Lied für Schützen“ 1824, in der „armen Frow Zwinglin Klag“, in den „Briameln“ und in seinen historischen Erzählungen, freilich nicht immer mit Glück. Bei seiner mangelhaften philologischen Kenntnis kam zumeist ein Jargon heraus, in dem der moderne schriftdeutsche Ausdruck in ein Lautgewand gesteckt erscheint, das halb mittelhochdeutsch, halb modern-schweizerdeutsch ist. Schon Heß muß sich an diesem für uns heute ungenießbaren Kauderwelsch gestoßen haben; denn er legte die Ballade vor dem Druck Ludwig Uhland vor, „um sich von diesem sachkundigen Richter über einige in diesem Gedichte vorkommende Ungleichheiten der Form und Sprache belehren zu lassen“. Uhland bewog ihn jedoch, offenbar in der Einsicht, daß eine Umänderung das ganze Gedicht zerstören würde, „jedes Wort so wiederzugeben, wie es sich im Original-Manuscripte vorfinde“ [17]).

Eine besondere Gruppe unter den Dichtungen bilden diejenigen, die irgend eine moralische Tendenz oder einen Weisheitsspruch, eingekleidet in ein Gleichnis, zur Darstellung bringen. Usteri hat eine besondere Vorliebe für lehrhafte Dichtung; findet sich doch bei ihm kaum ein Gedicht, in dem nicht irgendwo ein Zuspruch an den lieben Leser angebracht ist.

In „Bruder Klaus und der Graubart“ richtet sich der fromme Eremit gegen einen dünkelhaften Sittenrichter, der sich über einen modisch aufgeputzten Jüngling ärgert:

„Ist gut das Herz und bieder,
Sind alle Kleider gut.“

Usteri hat sich in diesem Genre am meisten an die Dichtung des 15. und 16. Jahrhunderts angelehnt. In der „Holzschnittmanier Hans Sachsens“ ist „Der Kaiser und die beiden Blinden“ gehalten, die Bearbeitung einer Erzählung aus Pauli „Schimpf und Ernst“[19]). Ein König ärgert sich, daß ein Blinder stets den Herrgott um Hülfe anfleht und nicht ihn, und schließlich muß er doch seine Ohnmacht anerkennen. Usteri hat das geschickt motiviert: an die Stelle des Königs ist bei ihm Kaiser Maximilian I. getreten, der eben den römischen Intriguen entflohen, sich in Innsbruck auf heimischem Boden wieder in seiner ganzen Herrschergröße fühlt; umsomehr ärgert ihn der Ruf des Blinden.

Das ausgehende Mittelalter und die Reformationszeit haben gerne Spruch und Bild vereinigt, um ihren Tendenzen leichter Eingang zu verschaffen. Usteri ahmt diese Vereinigung von Bild und Wort häufig nach. Da erblicken wir in gotischer Umrahmung die verschiedenen Diener eines Prälatenhofes, Seiner Hochehrwürden Wanst in der Mitte. Acht verschiedene Funktionäre verrichten die Geschäfte für den Herrn. Aber unten in der Grotte ruft ein Einsiedler diesem zu: „O weh! Dyn Glück wird doch verkehrt; hast keinen, der für Dich zum Tüfel fährt“[20]). Im „Briamel vom Maler“ erhält der liederliche und faule Künstler zum Lohne einen leeren Geldsack. Dieses Gedicht schließt sich in der Form an die seit dem 14. Jahrhundert in der deutschen Literatur aufgekommene Priamel an, dagegen hat Usteri den beiden Gedichten „Briamel vom Wyn“ und „vom Schuldenbott“, die ebenfalls die Sprache des 16. Jahrhunderts nachahmen, mit Unrecht den Namen „Briamel“ gegeben, sie würden besser Parabeln genannt. Treuherzig und etwas derb wird da gezeigt, wie der hartherzige „Schuldenbott“ vom Teufel geholt wird. Die „Briamel vom Wyn“ behandelt ein Thema,

das schon in der alten rabbinischen Literatur in mannigfachen Variationen erscheint und auch in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert sich häufig findet[21]). Wie Vater Noah die Reben pflanzt, gießt er zu jedem Schoß ein Näpflein Blut: Zum ersten Affen-, zum zweiten Lammes-, zum dritten Bären- und zum vierten Schweinsblut, so daß, wer von den Reben Wein trinkt, nacheinander die Eigenschaft jener Tiere annimmt.

Rein didaktisch sind die Gedichte „Arbeitsamkeit", „Bescheidenheit"[22]) und „Hauswurz". Im „Schäppelein" läßt er eine Mutter nach Art der „Winsbeckin" ihrer Tochter weise Lehren erteilen; ein andermal benutzt er Sagen wie die vom ungehobenen Schatze im „alten Schloß Wädensweil" zu einer freundlichen Ermahnung an Kinder, wobei ihm wohl Goethes „Schatzgräber" und „Getreuer Eckart" als Vorbilder dienten. Blumen als Symbole der Tugenden windet er zum „Kränzchen"[23]).

Ein allerliebstes Geschenk derart hat er seiner Nichte Nettli gemacht, ein mit reizenden Blumenvignetten ausgestattetes Büchlein, ABC betitelt[24]). Unter jeden Buchstaben sollte ein Gedicht zu stehen kommen. Der Tod des Dichters hinderte die Vollendung. Hübsch schließt das Einleitungsgedichtchen:

„Laß mich Dich seh'n als Mütterlein,
Das noch aus dem geheimen Schrein
Das Büchlein sich zuweilen holt
Und Dank dem toten Geber zollt,
Die Brille auf das Näslein setzt
Und sich in alter Zeit ergötzt."

Derartige poetische ABC waren ja in jener Zeit sehr beliebt. Auch Ulrich Hegner hat sich einmal darin versucht[25]).

Neue Weisheit bringt Usteri in solchen Gedichten nicht, das meiste erscheint uns heute trivial; aber er plaudert immer lie-

benswürdig und mit viel Witz. Tiefer wird nicht geschürft, und die Moral der Geschichte läuft stets darauf hinaus, daß man eben schlicht und brav, friedlich und gut gegen jedermann auf dem bürgerlich-ehrbaren Tugendpfad wandeln soll. Usteri zeigt sich auch hier als der Optimist, der heiter und sorglos das Leben aus dem stillen Winkel seiner kleinen Welt betrachtet, ohne sich über Probleme den Kopf zu zerbrechen, und beim „Kutschenfahren“ „Spleen und Sorgen“ vergessen kann.

So zählt er gerne mit heiterer Satire die Unannehmlichkeiten der Stadt auf, von den „gellenden Schlägen“ des „hämmernden Schmieds“ bis zu dem „böckelnden Duft der geöffneten Schneiderboutique“, oder stellt in dem „Festspaziergang auf dem Land“ und „in der Stadt, Ostern 1822“ den prätenziösen Städter dem natürlichen Bauer gegenüber. Hier die Freude am erwachenden Frühling, dort die steife Unzufriedenheit.

Unstreitig das beste dieser Art ist der „Frühlingsbote“, eine frische komische Idylle, die bei ihrem Erscheinen (Alpenrosen 1817) den größten Beifall erhielt. Sie dürfte die beste humoristische Dichtung Usteris in der Schriftsprache sein; wie im „Kaiser und den beiden Blinden“ hat er den Knittelvers Hans Sachsens mit glücklichem Griffe nachgeahmt. Voll sprudelnden Humors wird geschildert, wie der Einzug des Storches die Bewohner eines Städtleins aus dem trägen Winterschlaf weckt und ein unschuldiges Schneiderlein, das schwerer Verbrechen angeklagt ist, vom Tode rettet. Nachdem dann Usteri seinen ganzen übermütigen Witz an dem „hochweisen Magistrat“ und dem „gelehrten Pastor Helt“ ausgelassen hat, muß er zuletzt noch Genügsamkeit und das Blümchen Zufriedenheit den Lesern anpreisen:

„Und daß ihr sie findet, Alt und Jung,
Und Reich und Arm, sei wer es sei,
Der Kirchendiener wie der Lai,

Der Schultheiß wie der Amtsprofoß,
Der Kaufherr wie der Pfrundgenoß,
Die Freifrau wie die Höckerin,
Die Stallmagd wie die Bäckerin,
Die Pfarrfrau wie die Kusteri,
Wünscht Allen Hans Martin Usteri.

Gedichte in der Mundart.

Es war für Usteri von Bedeutung, daß gerade zu der Zeit, wo sein dichterisches Schaffen einen neuen Aufschwung nahm, Johann Peter Hebel seine „allemannischen Gedichte" erscheinen ließ (1804); er hat auch ihm die Anregung gegeben, seine Dichtungen in das Gewand des heimischen Dialektes zu kleiden.

Schon 1785 hatte Voß in seinen „Veerlanderidyllen" einen Versuch derart veröffentlicht, 1798 und 1800 war der Nürnberger Konrad Grübel mit Dialektgedichten gefolgt, und fast gleichzeitig mit Hebel sangen der Luzerner J. Bernhard Häfliger und der Berner J. G. Kuhn in ihrer Heimatsprache. Wie ein lange verborgener Quell drängt die Mundart ans Tageslicht und zuerst, wie natürlich, nur in solchen Gegenden, wo sie noch in vollem Sinne Volkssprache war, deren sich auch die gebildeten Kreise bedienten.

Herder hatte auf die Volkslieder, als auf den Urquell aller Poesie hingewiesen, und in seiner Sammlung (1778—79) findet sich schon das schweizerische mundartliche Lied: „Es hett e Buur es Töchterli". Die Beschäftigung mit den Mundarten wurde zur persönlichen Liebhaberei[26]). In der Schweiz war das Interesse schon früh im 18. Jahrhundert erwacht[27]). Bodmer

hatte mit Stolz auf die Ähnlichkeit seiner Mundart mit der Sprache der Minnesinger hingewiesen. Er plante schon 1756 ein Idioticon Turicense oder Zürichgovense, das aber nicht zustande kam. Ein Idioticon Bernense von Samuel Schmidt wurde erst in unseren Tagen gedruckt[28]). Ebenso legte sich der Basler J. J. Spreng ein Idioticon Rauracum, und in der von ihm unterstützten moralischen Wochenschrift „Der Eidgenoß" (1749) tritt er tapfer für die Mundart ein; „denn es stehet eine gewisse Männlichkeit und Stärke zu derselbigen, welche ich sonsten in keiner deutschen Mundart wahrgenommen, und dann ergetze ich mich über dem Lesen der alten Eidgenossen bald ebenso sehr als über einem Plautus, Montagne, Marot, Petrarchen u. dgl. Ich bedaure auch öfters, daß Herr Hofrat Haller die Alpen nicht in seiner Muttersprache besungen, indem also sein ohnedem vortreffliches Gedichte der Natur ungleich gemäßer und unstreitig das Vollkommenste in seiner Art sein würde." (57)[29]). Also schon eine Aufforderung an Schweizerdichter, ihre Heimatsprache zu reden.

Aber erst gegen das Ende des Jahrhunderts bricht sich die Dialektdichtung Bahn. Jost Bernhard Häfliger (1759 bis 1837), Pfarrer zu Hochdorf im Kanton Luzern, ist ihr erster namhafter Vertreter[30]). 1796 entstand sein bekanntestes Gedicht: „Was d'Schwyzer bruuchid", eine Schilderung derb-materialistischer, bäuerlicher Lebensauffassung. Häfliger benützt zuerst den Dialekt „nicht nur zufällig, sondern systematisch und in charakteristischer Weise als dichterisches Ausdrucksmittel" (Suter), so wie er ist, in seiner herben Frische, ohne ihn aufzuputzen. Was Häfliger in der Revolutionszeit von 1796—1801 gedichtet, wo er kräftig die Sache der Freiheit und der Bauern gegen die Aristokraten der Hauptstadt verteidigte, sind meistens Zeitgedichte und mit ihrer Zeit untergegangen, aber sie stehen hoch über der mundartlichen Pamphletliteratur jener Jahre, die,

rein tendenziösen Zwecken dienend, keinen Anspruch auf ästhetischen Wert machen darf.

Was Häfligers Gedichten fehlt, ist Stimmung; das Gefühlsleben des Volkes vermag er nicht auszudrücken. Diese Gabe war in hohem Maße dem Berner Pfarrvikar zu Sigriswil J. Gottlieb Kuhn gegeben (1775—1845)[31]. Er steht unstreitig, was Humor, Naturgefühl und feines Empfinden für menschliche Freuden und Leiden anbelangt, unter allen Dialektdichtern seiner Zeit Hebel am nächsten. Seine Gedichte sind indessen, wie er selbst sagt[32], zum großen Teil vor Hebels Erscheinen entstanden. Aber erst als die allemanischen Gedichte so weitgehenden Erfolg errangen, wagte er 1806 mit einer Sammlung hervorzutreten, durch die er, wie er sagte[33], „dem verwahrlosten Volksgesang neue und reine Quellen zuführen" wollte. Von da an ist Hebels Einfluß auch bei ihm bemerkbar. Alle die größeren und kleineren schweizerischen Dialektdichter, die jetzt der Reihe nach aufstanden und in den neugegründeten „Alpenrosen" einen Sammelpunkt fanden, zeigen sich in Stoffwahl und Form von Hebel mehr oder weniger abhängig[34]. Unter ihnen ist Kuhn fast einzig lebendig geblieben, nicht zuletzt durch die volkstümlichen Kompositionen Ferdinand Hubers[35]. Bald heiter und sorglos, bald ernst und wehmütig, hat seine Poesie neue Töne gefunden.

Das wissenschaftliche Interesse an der Mundart hatte indessen stetig zugenommen. 1806 erschien der erste Band von Stalders Idiotikon (2. Bd. 1812), das den Grund dazu legte. Schweizer Sennenlieder und Kuhreihen erlangten große Beliebtheit, namentlich seit dem 1807 unter großer Beteiligung gefeierten Hirtenfeste in Unspunnen, sodaß die von Sigmund von Wagner 1805 herausgegebene Sammlung von Schweizer Kuhreihen schon 1812 in zweiter, von Kuhn besorgter Auflage erscheinen konnte.

Auch in Deutschland hatte sich das Interesse den schweizerischen Mundarten zugewendet. A. W. Schlegel rügt wohl die rauhe Aussprache, aber der Romantiker kann seine Freude über die altertümliche Sprache der Alpenländer nicht verbergen; „in den hohen Bergländern glaubt man oft die Minnesinger zu hören“[36]).

Trotz Hebels glänzendem Beispiel stand die große Masse, die an seichte Almanachware gewöhnt war, der neuen Dichtungsart fremd oder gar feindselig gegenüber. Kuhn mußte es sich gefallen lassen, daß man ihn der Sittenverderbnis beschuldigte, ihn „Hanswurst“ und „Bänkelsänger“, seine Lieder „Gassenhauer“ nannte[37]). Im „Schweizerischen Beobachter“ 1807 und in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte (1819) sucht er sich vergebens der immer wiederholten Angriffe zu erwehren. Als die „Alpenrosen“ in ihrem ersten Jahrgange 1811 mit einer stattlichen Reihe von Dialektproben aufrückten, mußten sie sich entschuldigen[38]). 1815 sahen sich die Herausgeber noch einmal genötigt, sich zu verteidigen mit dem Hinweis auf Hebel[39]). Trotzdem wurden die Dialektstücke in den „Alpenrosen“ immer seltener, wohl aus Rücksicht auf ausländische Käufer[40]).

Nur zögernd näherte man sich in gebildeten Kreisen der mundartlichen Dichtung. Der Ratsherr Meyer von Knonau schrieb 1805 an Ulrich Hegner[41]): „Hebel habe ich selbst nicht ohne Vergnügen durchblättert, aber vor dem imitatorum stultum pecus ist es mir bange. Lieder des Volkes selbst, die aus seinem Kopfe hervorgehen, sind mir schätzbar, weil sie Abdrücke seines Geistes und Kriterien seiner Kultur sind, aber diejenigen, welche ihm der Gebildete in den Mund legt, haben dieses Verdienst nicht und können nur dann einen Wert haben, wenn sie wahre Meisterstücke sind, und dazu sind wenige hinreichend.“ Meyer von Knonau war ein warmer Freund der Mundart, noch in seinen letzten Jahren gehörte die Ausarbeitung einer

Grammatik der zürcherischen Mundart zu seinen Lieblingsgedanken[42]). Ohne Zweifel ist auch jener Aufsatz in der „Iris" 1805 von seiner Hand[43]), in dem er im Anschluß an einige Proben aus Stalders noch ungedrucktem Idiotikon sich über Gedichte in der Volkssprache ausläßt und vor Überschätzung derselben warnt. „Sollte es aber", heißt es da[44]), „einem fähigen Kopfe verboten seyn, ein Denkmal aufzustellen, was er mit seinem heimatlichen Dialekt zu leisten vermag? Keineswegs. Einzelne dergleichen Denkmäler sind dem Philosophen, dem Sprachforscher und dem Dichter gleich willkommen. Alle bereichern sich dadurch und finden aus ihnen manchen verborgenen Schatz hervor. Ein solcher Versuch eines Voß, eines Hebels hat so viel Anziehendes als die Minnesinger und die Ueberbleibsel der Troubadours; ..... aber wegen der Nachahmer ist es mir bange. Diese bereichern weder die Sprache, noch die Ideenwelt; im Gegenteil, sie und ihre Leser verarmen. Plattheiten, die man sich würde geschämt haben bekannt zu machen, werden um des originell seyn sollenden Ausdruckes wegen geschrieben und gelesen, und um trivialen Ausdrücken und Wendungen Raum zu verschaffen, werden abgeschmackte Gegenstände besungen. — Wenn das gebildete Publikum nicht recht bald diesen Produkten die Schätzung zukommen läßt, welche sie verdienen, so werden wir in Kurzem von einem ganzen Strom von „Äugeli", „Blüemeli", von „use und inne", und „use und abe" &c. überschwemmt sein." Meyer von Knonau macht hier auf bedenkliche Erscheinungen aufmerksam, die im Gefolge der Dialektdichtung auftraten[45]). Da dem Publikum bei der Neuheit der mundartlichen Dichtung der Maßstab für das Falsche und Echte meistens fehlte, so ist es begreiflich, daß mancher Dialektdichter sich vor der Öffentlichkeit scheute; und wir verstehen, daß unter den erwähnten Schweizerdichtern bisher einer fehlte: Martin Usteri. Nur zwei seiner Dialektgedichte

sind zu seinen Lebzeiten gedruckt worden[46]); nur im engen Familien- und Freundeskreise waren die übrigen bekannt, bis sie 1831 in den Dichtungen gesammelt wurden. Noch ein anderer Grund mag ihn zur Zurückhaltung veranlaßt haben. Wohl hatte die Mundart des Landvolkes und der Älpler ihre Lobredner gefunden; umsomehr fand die Mundart der Städter ihre Tadler. Schlegel findet in dem angeführten Aufsatz, daß sie „die Anmut lebendiger Eigentümlichkeit" verloren habe, ohne daß sie durch erworbene Feinheit vergütet worden sei. „Die Mundart des Gebirges ist wie ein rauschendes Instrument, das im Freyen wohltut, in Mauern eingeschlossen aber gellend wird. In Zürich, so weit in die Ebene hinaus, so nahe bey Deutschland, ist die Sprache auffallend ungeschlacht." Erst 1823 verteidigt Karl Ruckstuhl[47]) die Mundarten der Schweizer Städte in seinem Aufsatz: „Unsere schweizerische Muttersprache". Die Sprache der Alpenkantone wird hier noch immer vorgezogen, „aber in den Städten wird bestimmter und schärfer gesprochen, besser artikuliert und akzentuiert, die Landleute sprechen träger."

Das war indes nur eine vereinzelte Stimme, und Usteri, der naturgemäß seinen stadtzürcherischen Dialekt sprach, fehlte jegliches Vorbild und jede Anregung zur poetischen Verwertung desselben. Fast scheint es, als habe er, der feine aristokratische Mann, sich dieser seiner Kinder geschämt. Während er seine übrigen Gedichte kalligraphisch abschrieb und mit allerlei Schnörkeln und Bildchen verzierte, sind seine mundartlichen Poesien meistens bloß in der stark korrigierten Urschrift erhalten.

Usteri hat frühe kleine, meist vierzeilige Sprüche in der Volksmundart gesammelt und oft aus dem Gedächtnis aufgeschrieben. Volks- und Dialektlieder füllen indessen in seiner umfangreichen Sammlung nur ein spärliches Bändchen (Mscr. 78). Darin findet sich unter anderem das Guggisbergerlied und das Solothurnische: „Es hätt en Baur es Töchterli". (Usteris

Orthographie.) Von Kuhn erscheint das Berglied: „Bueb, mer wey ufs Bergli trybe", von Häfliger „Was d'Schwyzer bruuchid" und endlich eins von Häfligers Amtsgenossen, dem Luzerner Pfarrer Joseph Ineichen zu Neukirch: „Grüeß Gott, ihr liebe Landesleut, was machet ihr deheime", das Usteri wahrscheinlich durch ein fliegendes Blatt oder durch mündliche Überlieferung bekannt wurde[48]).

Wann Usteri die ersten Dialektgedichte schuf, läßt sich nicht genau bestimmen, wahrscheinlich nicht vor Häfliger, Hebel und Kuhn. In Sprache und Stoffwahl ist er in mancher Beziehung abhängig von seinen Vorgängern. Sein Gedicht „'s arm Elseli uf der Iſefluh" behandelt fast den gleichen Stoff wie Kuhns „Entstehung der Alpenrose" (Alpenrosen 1812 S. 6). In frevlem Übermut verspricht bei Kuhn ein Mädchen dem Geliebten ihre Hand, wenn er ihr die weißen Flühblumen von der Felswand hole; er stürzt zu Tode, und ihr bricht das Herz beim Anblick der Leiche. Bei Usteri starrt das wahnsinnige Mädchen nach der Fluh, von der es einst den Geliebten abstürzen sah. Die Namen sind die gleichen, bei Usteri Hansli und Elseli, bei Kuhn Hans und Eisi, Motivierung und Ausführung dagegen gänzlich verschieden. Man wird ohne Zweifel der packenden Anschaulichkeit der überaus volkstümlich gehaltenen Ballade Kuhns den Vorzug vor der weicheren Art Usteris geben müssen. Einige Ähnlichkeit zeigen auch Usteris „Was i gern möcht" und Kuhns „Was ich gern wüßte" (Volkslieder[2] 1819 S. 44), noch mehr Kuhns „Hans will nicht weiben" (Volkslieder[2] 1819 S. 13) und Usteris „Anspruchsvoller Brautwerber" (Escher S. 7). Die erste Strophe eines fragmentarischen Liedes von Usteri „Früeg' eine mich, wo's heimelig sey" stimmt formell und zum Teil auch inhaltlich überein mit dem Liede: „Was ist doch o das heimelig?" von J. R. Wyß d. j. (Alpenrosen 1815 S. 220).

Wyß:

„Was ist doch o das heimelig?
's ist so-n-es artigs Wort!
's mueß öppis Guets z'bedüte ha,
mer seits vo liebe Lüte ja,
Vo mengem hübsche-n-Ort!“

Usteri:

„Früeg eine mich wo's heimelig sey?
so wüßti wohl es Ort.
I ha kei liebers uf der Welt
I geb is nüd für alles Geld!
Das ist e gwüßes Wort!“

Inhaltlich berühren sich Usteris „Umzug“ und Wyß' „Bleisoldatenschlacht“ (Alpenrosen 1812 S. 96) und desselben Dichters „Osterhaas“ (Alpenrosen 1826 S. 102) mit Usteris „Ostereier“.

Deutlich zeigen sich die Einwirkungen Hebels und der Bernerdichter in der Sprache[49]). Wenn Usteri gnoh für gnah (genommen), no für na (noch) ꝛc. schreibt, so folgt er dem Sprachgebrauch Hebels, ebenso wenn er ā und ō reimt und stoh, Moh, Schlof schreibt für zürcherisches stā (stehen), Mā (Mond) und Schlāf; fremd für frönd ꝛc.

Ebenso hat Usteri gerne aus dem Wortschatz der genannten Dichter geschöpft; von den Bernern hat er unter anderm die Ausdrücke: Meitschi, Chlyseli (kleines Ding), den Imperativ gschau für lueg; von Hebel die Worte: Zinggli (Hyanzinthe), sölli (sehr), während die Worte einist (einmal), toll (prächtig, stolz), der Gruß „Gottwilche“ (zürcherisch „Gottgrüezi“) u. a. von Hebel wie von den Bernern herrühren können.

Usteris Dialekt ist nirgends rein[50]). In vielen Fällen komponiert er das Gedicht schriftdeutsch und überträgt es nachher

in die Mundart. Die erste Strophe des Gedichtes „Warnig“ lautete in der ersten Fassung[51]):

„Es tripplet und schnäuflet im Keller die Maus
Um d'Fallen und hätte de Speck so gern draus;
Und schläuft sie denn innen und frißt ihn — O weh!
So ist sie verloren und gümplet nie meh!
Flieh, Flieh!
Flieh, Flieh!
Wenn der Lockvogel pfeift.“

Auch Hebels und Kuhns Dialekt ist ja selten ganz einwandfrei, aber bei keinem der beiden treten die sprachlichen Verstöße so störend hervor wie bei Usteri. Heß hat mit großer Mühe wenigstens die lautlichen Fehler für die Ausgabe der Dichtungen zum Teil beseitigen können; dagegen war es unmöglich, viele syntaktische Formen und Ausdrücke, die der Schriftsprache entlehnt waren, zu entfernen. So begegnen wir in den „Idyllen“ Wendungen wie „voll tröstlicher Hoffnig“, „freut sie des glückli vollbrachte Tags“, „voll schmachteder Sehnsucht“, „das Unerwartet des Alaaß'“, „mit lachedem Herze“ u. a., die sich manchmal unangenehm hervordrängen, in den Idyllen aber hie und da absichtlich gebraucht werden, um die Sprache der gebildeten Kreise in Zürich, die gerne mit gewählten Redensarten prunkte, zu verspotten. Vielfach verleitet Usteri die Reimnot zu Reimen wie: heiter : weiter (witer), zeigt : steigt (stigt), Baum : braun (brun), du : zu (zue), Wuche : suche (sueche) 2c.

Sind daher Usteris Dialektgedichte mit großer Vorsicht als Quelle für mundartliche Forschung zu benützen, so haben sie anderseits manches gute alte Wort bewahrt, das heute kaum noch bekannt ist, neben einer Menge alter Laut- und Flexionsformen, die heute bereits durch die entsprechenden schriftdeutschen verdrängt sind.

Nach Kuhn und Hebels Vorgang läßt Usteri in seinen ersten Dialektliedern Landleute sprechen. Ihm ist jedoch nicht gegeben, wie seine Vorbilder aus dem Geiste des Volkes und für das Volk zu dichten. Es sind lediglich Spielereien. Immerhin weiß er sich einigermaßen in Bauerntracht zu verkleiden und läßt sein „Grebeli“ und „Spinnermaidli“ artig und natürlich von ihren Liebesgeheimnissen und Plagen plaudern. Da zieht ein Bauernjunge sein „Trineli“ allen reichen Bauerntöchtern vor, die ihm seine Mutter zur Ehe vorschlägt; ein anderer klagt über seine Verliebtheit, während „der verliebte Rechenmeister“ fürchtet, von seiner Angebeteten einen Korb zu erhalten.

Wie rein äußerlich die Anregungen manchmal waren, die Usteri von Außen empfing, zeigt das „Sennenlied“, das unter der Einwirkung ähnlicher Gedichte Kuhns u. a. entstanden ist. Ein Senn lobt seinen Berg gegenüber dem „Erdengräbel“ im Tale:

„Keis Prätentendiere,
Keis Protestiere,
Kei Zangg und Stryt,
Keis Paradiere,
Keis Haranguiere,
Kei langi Zyt.

Kein Bschiß, keis Lumpe,
Keis Biribumpe,
Kein Bölimah,
Keis Suppliziere,
Keis Prosterniere,
Et caetera!“

So drückt sich kein Älpler aus, das sind die Empfindungen eines Städters, der sich aus dem Stadtdunst hinaufflüchtet in die reine Bergluft. „De Berg ist de Dokter für Seel und für Lyb“, da sind noch alle Menschen gleich, heißt's auch im „Berglied“. Man fühlt die Nähe des Himmels auf den Bergen und „me gspürt, daß am Rugge es Flügelpaar wachst.“

„Und ryßt's di und zehrt's di
Denn wieder is Tal

Und griffst denn an Rugge
Ist's scho wieder chahl;
Du suchst dyni Stelze,
Setz'st Schelle-n-uf's Ohr
Und lupf'st statt de-n-Auge
Dy Nase epor."

Unter diesen Gedichten finden sich zwei Balladen: das schon erwähnte „Arm Elseli uf der Isefluh" und „De Pfarrer und 's Breneli". Ein Dorfpfarrer hat sich in das arme Breneli verliebt. Aber seine Eltern widerstreben einer Verbindung, und so verzehren sich die Beiden in Liebesgram. Nebeneinander liegen sie begraben. „Es weht darin eine so unbeschreibliche Wehmut", sagt Heß über diese Ballade[52]), „und so lang sie auch ist, macht sie (wenigstens auf mich) immer den nämlichen Eindruck, wie das melancholisch-eintönige Geläute einer Dorfglocke, der man stundenlang zuhören könnte." Eine zarte, siegwartsche Empfindsamkeit, wie sie Usteri von Zeit zu Zeit anwandelte, schwebt über den 36 gar zu redseligen und weitschweifigen Strophen des Gedichtes.

Im letzten Winter seines Lebens, 1826 auf 27, hat er zwölf Kinderlieder für die kleine Enkelin von David Heß, Henriette Finsler, gedichtet. Sie sind neben den Idyllen das Beste, was er in der Mundart geschrieben, voll anmutiger Naivität und Kindlichkeit. „Du weißt, was mir Freude macht, mein Lieber", schreibt Hegner an Heß am 5. Dezbr. 1827[53]), „und hast es durch Mitteilung der Usterischen Kinderlieder bewiesen. Seine Kinderliebe war originell, naiv, wie die Kindheit selbst, und sinnig wie das ausgebildete Alter. Wir haben sie zu Haus en famille vorgelesen und uns ihrer erfreut. Besonders gefiel uns der Storch, unvergleichlich als poetisches Gemälde, als humoristische Darstellung und als vortreffliche Lehre. Auch der „Umzug" ist ganz nach der Natur gemalt,

man sieht alles lebendig vor sich, und so manches, ja Alles. Habe Dank!" Noch heute sind „d'Störchli", von Attenhofer sehr hübsch komponiert, ein Liebling der Jugend. Usteri scheint hier Hebel am ehesten erreicht zu haben; doch hält man dieses Gedichtchen, wie die übrigen, neben diejenigen des Wiesentalers, so wird man sich des Gefühls nicht erwehren können, daß ihnen etwas Konstruiertes anhaftet. Auch hier verrät sich eben der Dilettant, dessen Produkten eine wirklich poetische Anschauung nicht zu Grunde liegt. Die naive Naturbeseelung Hebels fehlt ihnen ebenso, wie die „höchste Simplizität", die Schiller vom Dichter fordert.

Die Idyllen.

Die originellsten Früchte von Usteris Versuchen in der Volkssprache sind seine beiden Idyllen „Der Herr Heiri" und „De Vikari". Das sind die Werke, die ihm eine gewisse Bedeutung in der Literaturgeschichte verschafft haben. Die beiden Titel rühren von Heß her[54]), die Handschriften selbst sind unbetitelt, da Usteri die Idyllen, wie die übrigen Dialektgedichte, stets als Stiefkinder behandelt hat. Sie sind bloß je in einem zum Teil stark mit Korrekturen bedeckten Manuskript erhalten; nur vom „Vikari" liegt ein Teil einer älteren Fassung vor[55]). Der „Herr Heiri" ist auf 18 schmale Papierstreifen in Foliolänge, der „Vikari" auf 128 Kleinoktavseiten geschrieben.

Ohne Zweifel ist „De Herr Heiri" das ältere Gedicht. Zum ersten Mal wird er erwähnt in einem Briefe Sigmund von Wagners an David Heß vom 12. Juni 1808[56]): „Usteris Kaffeebasen tönen mir noch immer von Zeit zu Zeit in den Ohren". Und in einem undatierten Briefe aus dem Jahre 1809 schreibt Wagner nach einer Auslassung über die modernen Schöngeister: „Sagen Sie doch Herrn Usteri, er solle über diesen

Unfug der Dichter und Denker, über das Wichtigste und Edelste des Denkens und Empfindens nur bunte Seifenblasen statt Speise zu geben, eine gesalzene Lauge gießen, es sei mit der Feder oder mit dem Pinsel, wie er über die Aftermaler in seinem Maler, oder über die Z. Kaffee-Klatsch-Weiber in seinem herrlichen Gedichte, das er uns letztes Jahr in Zofingen vorlas, so trefflich getan hat". Die Kaffeebasen, von denen hier Wagner spricht, kommen in der Kaffeevisite vor, die den „Herr Heiri" eröffnet[57]); die Idylle, vielleicht auch nur einige Teile derselben, waren also schon 1808 unter Freunden bekannt. Vor 1807 darf man jedoch, wie schon Suter[58]) nachgewiesen, ihre Entstehung nicht setzen. Erstens wird auf Seite 62, 16 als Kaffeesurrogat erwähnt „Päckliwaar, wo niemert wüssi, was drin sei", wozu Heß bemerkt: „Zur Zeit der napoleonischen Kontinentalsperre wurden allerlei Kaffeesurrogate in Päckchen verkauft". Die Kontinentalsperre wurde bekanntlich im November 1806 verhängt. Die „achtenünzger Historie" (Staatsumwälzung von 1798) gehört in dem Gedichte bereits der Vergangenheit an, ebenso das Bombardement von Zürich im Jahr 1802, dessen Darstellung, von Lips gestochen, in der Stube der Frau Amtmännin hängt neben dem „Lavaterdenkmal" desselben Künstlers, einem allegorischen Kupferstiche, der im Jahre 1801 erschienen war. Auch aus innern Gründen kann die Idylle nicht lange vor 1807 entstanden sein. Erst nach 1804, nach Hebels Erscheinen, hat ja Usteri seine ersten Dialektgedichte geschaffen. Während er sich aber hier noch recht unbeholfen bewegt, zeigt er in den Idyllen eine größere Gewandtheit und Freiheit im Gebrauch der Mundart, obwohl diese auch hier nie ganz frei von schriftsprachlichen Einmengungen ist.

In der Wahl des Motives, wie in dessen Durchführung ist Usteris „Herr Heiri" unverkennbar von Goethes „Hermann und Dorothea" beeinflußt: Ein junger, wohlsituierter Mann

nimmt sich ein unverschuldet in Armut geratenes Mädchen zur Gattin, nachdem er alle Hindernisse, die seiner Verbindung entgegentreten, überwunden. Herr Heiri, der Sohn der herzensguten wohlhabenden Frau Amtmann, ist ein tüchtiger junger Beamter. Eine Jugendfreundin seiner Mutter, die intrigante, zungenfertige Frau Kapitänin, die beinahe das ganze Vermögen ihres Mannes mit ihrer herrschsüchtigen, koketten Tochter in Putz und Tand vergeudet hat, gibt sich alle Mühe, den reichen jungen Mann für ihre Babette zu gewinnen. Sie bietet ihre ganze schlaue Beredsamkeit auf, um Babette bei der Frau Baas Amtmann in ein günstiges Licht zu stellen, und wirklich gelingt es ihr, der harmlosen Frau Sand in die Augen zu streuen. Der verständige Herr Heiri durchschaut das Spiel der Kapitänin wohl und weiß der aufdringlichen Babette geschickt auszuweichen. Umsonst sind die Bitten seiner Mutter. Da lernt Herr Heiri Nette, ein anmutiges, bescheidenes, aber armes Mädchen kennen, das sich mit seiner Mutter, auch einer Freundin der Frau Amtmann, durch Strickarbeit ernährt. Herr Heiri faßt sogleich eine heftige Neigung zu ihr, sucht sich aber vergebens der Zurückgezogenen zu nähern. Durch eine Mittelsperson kauft er sämtliche Arbeiten von Mutter und Tochter. Eines Tages entdeckt die Amtmännin im Zimmer ihres Sohnes eine ganze gestrickte Kindergarderobe; sie wird stutzig und mißtrauisch, und so kommt es zur Aussprache von Mutter und Sohn, in der leise das herrliche Gespräche zwischen Mutter und Sohn in „Hermann und Dorothea“ durchklingt. Aber eine Verbindung mit dem armen Mädchen stößt bei der Mutter, die sich nun einmal auf Babette kapriziert hat, auf große Bedenken. Die Aussichten des Herrn Heiri werden immer trüber. Ein schwerer Verdacht weckt noch dazu seine Eifersucht: jeden Tag nämlich wird Nettes Haus von dem berüchtigten Leutenant Sterndli[59]) besucht. Das sittsame Mädchen ist in Gefahr, seinen guten Ruf zu verlieren;

ein gesundenes Fressen für die Frau Kapitänin und die Zuträgerin Liese. Die Bosheit der Kapitänin geht so weit, daß sie die beiden armen Frauen in Gegenwart der Frau Amtmann in ein schlechtes Licht zu setzen sucht. Schon am nächsten Tage bereut die letztere, nicht gegen die boshaften Bemerkungen der Intrigantin eingeschritten zu sein. Sie eilt, Nette um Verzeihung zu bitten und sie zugleich vor Sterndli zu warnen. Die Kapitänin erfährt's und will ihr schleunigst zuvorkommen. Voll Erstaunen treffen beide Frauen auf dem Estrich neben Nettes Mutter den Herrn Heiri, der eifersüchtig dem vermeintlichen Nebenbuhler nachgeschlichen ist, ohne ihn zu erwischen. Noch größer wird die Überraschung, als plötzlich in der Dachlucke zwei Beine erscheinen und bald darauf die ganze Gestalt des Herrn Leutenant zum Vorschein kommt. Er stellt sich als der Liebhaber Babettes heraus, die, um den Verdacht von sich auf Nette abzuwälzen, ihren Galan durch das Nachbarhaus über die Dächer zu sich kommen ließ. Voll Freude darf jetzt Herr Heiri Nette als Braut heimführen.

Usteri hat das Ganze offenbar nach dem Vorbild von Goethes Epos in neun Abschnitte geteilt, denen er neun kolorierte Zeichnungen beigab. Sie scheinen gleichzeitig mit der Dichtung entstanden zu sein; denn der Text nimmt fortwährend Bezug auf sie und knüpft stets an sie an. Wir haben also hier wieder die von Usteri bevorzugte Form des Zyklus, wo Bild und Wort einander ergänzen. Hübschere Genrebilder aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben Zürichs jener Zeit lassen sich kaum finden als diese neun Zeichnungen.

So nahe es lag, in weitschweifige Schilderung zu geraten, Usteri hat das meistens glücklich vermieden. Frisch, lebhaft, voll launigen Humors, fließt die Erzählung dahin; nur zuweilen halten wir inne und schauen uns um in dem gemütlichen Milieu, in dem wir uns befinden. Selten erlahmt unser In=

teresse; denn geschickt hat Usteri die Lösung des Knotens bis auf den Schluß aufgespart. Freilich sind die Hexameter, in denen er nach dem Muster von Voß und Hebel seine Erzählung schrieb, nicht immer einwandfrei, und oft hat der Dichter zu einer gezwungenen Wendung oder zu Klebsilben und Flickwörtern greifen müssen, um seine Verszeilen richtig ausfüllen zu können. Allein gerade der fremde Hexameter entsprach, was auch Hebel gefühlt hatte, dem allemannischen Dialekte mit seinem vorwiegend daktylischen Rhythmus am besten und verlieh der Rede eine gewisse natürliche Frische. Das zeigt sich gleich in der ersten Szene, die vielleicht das Köstlichste ist, was je in Zürcherdialekt geschrieben wurde.

Eine Kaffeevisite bei der Frau Amtmann. Natürlich fehlt auch die Frau Kapitänin nicht; still nebenan sitzt Nettes Mutter bei ihrer „Lismete". Beim Kaffee lassen sich die Frauen niemals stören, „i glaube, rief me: Das Huus brünnt! gryftets z'erst nah der Tasse und nah de Tiere die Bsinntere". Frau Amtme macht ihre Aufwartung um den Tisch herum. „Noh es Täßli Frau Baas?" fragt sie jede, aber jede dankt — die eine ist zum zerspringen voll, die andere fürchtet sogar „es chäm zumene Rüüschli"; doch keine kann der verlockenden Bitte widerstehen, „scho wäge der schätzbare Gsundheit"; Frau Amtme kennt ihre Leute, kaum sind alle versehen, so läßt sie gleich wieder frisch aufgießen: „Send, Lisebeth, macheb e frisches!" Solche charakteristisch ausgemalte Genrebildchen finden sich im ganzen Werk. Sehr gelungen ist die Konzertszene auf der „Saffran", wo der Herr Heiri Nette kennen lernt, noch besser die lustige Entwicklung auf dem Estrich.

Es sind die Typen einer vergangenen Zeit, die Usteri hier vorführt, echte Zürcher in ihrer besondern Eigenart, mit ihrer etwas nüchternen Lebensauffassung. Da ist noch die Kleinstadt Zürich aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit ihren wink-

ligen Gassen, ihrer behaglichen Tüchtigkeit und ihrem Klatsche. Streng hält man auf althergebrachte gute Sitten.

Die würdige Mutter Herr Heiris ist gleichsam der Ruhepunkt in der erregten Handlung, eine wohltuende Behaglichkeit geht von ihr aus; in manchen Zügen hat sie Ähnlichkeit mit Hermanns Vater; sie ist etwas „altfränkisch“, wie selbst ihr Sohn gestehen muß; die neue Zeit hat bei ihr nichts verändert,

„. . . .   Die alte, glückliche Zyte
findt me i Chiste und Chäste, . . .
da ist alles noh alt, die Tisch, die Sessel, die Umhäng,
und die Chäste mit Glas, mit dene chinesische Blatte,
und dene Gläsere drin und porseläne Figure.“

Hübsch ist ihr Verhältnis zu der armen Strickerin, ihre Wohltätigkeit gekennzeichnet. Gutherzig und harmlos, ist sie der Kapitänin gegenüber machtlos und läßt sich von der oberflächlichen Bildung Babettes imponieren. Warum widerstrebt sie der Verbindung ihres Sohnes mit der Nette?

„. . . sie cha nu lisme, cha weder singe noh spiele, weder
brodiere, noh zeichne, noh tanze — und au nüd französisch“,

d. h. sie ist nicht gesellschaftsfähig. Genau so verlangt ja in „Hermann und Dorothea“ der erzürnte Vater von einer zukünftigen Schwiegertochter: „Spielen soll sie mir auch das Klavier, es sollen die schönsten, besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln, 2c.“ Auch Heiri hat große Ähnlichkeit mit Hermann. Treuherzig und offen, besonnen und klug, ist er wie dieser ein Vertreter aufstrebender bürgerlicher Tüchtigkeit. Auch er haßt alles Vornehmtun, Babette nennt er „en zierte Aff, de alle Herre will g'falle“. Sein klarer Blick erkennt beim ersten Zusammentreffen Nettes Charakter, und er ist wie Hermann sogleich fest entschlossen, sie zur Gattin zu wählen.

Neben ihm spielen Nette und ihre Mutter eine fast passive Rolle, etwas blaß und leblos entbehren sie der Lebendigkeit der übrigen Gestalten.

Ganz in seinem Elemente war Usteri bei der Schilderung der Frau Kapitänin und ihrer Tochter, durch die er den bösen Einfluß der sogenannten vornehmen Erziehung auf einfache bürgerliche Verhältnisse möglichst drastisch verbildlichen wollte.

Stärker als im Herr Heiri treten satirische Züge im „Vikari“ hervor.

Der „Vikari“ muß nach dem Herr Heiri entstanden sein. Die Datierung seiner Entstehung ist bedeutend schwieriger als beim „Herr Heiri“. Im Beginn der Dichtung ist von einem kleinen „Götti“ die Rede, der die Bücher des Dichters „durchneuset“ und, wenn er eines mit schönen „Helgen“ gefunden, den Onkel bittet, eine Geschichte dazu zu erzählen. Im Entwurf heißt der Götti Gustav; es ist ohne Zweifel Gustav Stocker im „Berg“, Usteris Neffe, der am 31. Oktober 1805 getauft wurde. Man wird also den Entwurf, der im großen und ganzen nicht sehr von der späteren Form verschieden ist, etwa in das Jahr 1810 setzen müssen. Vielleicht hat Usteri auch den „Vikari“ der Künstlergesellschaft in Zofingen vorgelesen. 1810 vernahm J. R. Wyß d. j. von Hünerwadel, daß Usteri ein „idyllisches Gedicht in Zürcher-Mundart“ vollendet habe, und bittet den Dichter am 4. Juni um die Überlassung eines Teiles für die „Alpenrosen“[60]). Meint er damit den „Herrn Heiri“ oder den „Vikari“? Für die spätere Entstehung des letzteren dürfte auch vielleicht der Umstand sprechen, daß die Zeichnungen zu ihm fast unkenntliche flüchtige Bleistiftskizzen geblieben sind, während diejenigen zum „Herr Heiri“ sauber vollendet wurden. Erst aus dem Jahre 1825 haben wir ein direktes Zeugnis für die Existenz des „Vikari“; am 18. April bittet Hegner Usteri, er möchte ihn einmal in Winterthur be-

suchen und „den Herrn Vikari" mitbringen, der ihm unlängst so lieb geworden. Zum Wort „Vikari" macht Usteri die Notiz: „keine lebende Person, sondern ein geschriebenes Romänchen"[61]).

Usteri hat sich in dieser zweiten Idylle, obwohl sie im Grunde das gleiche Motiv behandelt, wie die erste, eine bedeutend schwierigere Aufgabe gestellt: Die Pfarrerstochter Nette bringt ihre Liebe zum Vikari dem Willen der Eltern zum Opfer und will dem Ungeliebten die Hand reichen. Im „Herr Heiri" haben wir eine einfache, fortlaufende Handlung, im „Vikari" ist sie vielfach unterbrochen; Vorgänge, die sich bereits vor dem Zeitpunkt der Erzählung ereignet, sind eingeschoben und mit der Haupterzählung verknüpft. Usteri hat die Dichtung in sechs Gesänge eingeteilt.

1. Ein ländliches Pfarrhaus einige Stunden von Zürich entfernt. Wir kommen freilich zur ungelegensten Zeit, denn soeben wurde der Frau Pfarrerin ein Besuch ihrer Jugendfreundin aus der Stadt, der Frau Hauptmann und ihres Sohnes „Chasper", für den nächsten Tag angekündet. Darob große Unruhe, bis endlich die verständige Tochter Nette, die bereits sich zur Ruhe niedergelegt hat, alle Vorbereitung für den nächsten Tag übernimmt. Aus dem Briefe der Hauptmännin erfahren wir, daß sie Nette als Gattin für ihren Sohn gewinnen will.
2. Der zweite Abschnitt bringt die Geschichte des Fischers Joos, dessen Zwist mit dem Pfarrer schon im ersten angedeutet wird. Der arme Fischer war vom Pfarrer, als er um ein Darlehen bat, schroff abgewiesen worden. Kaum war er fort, so wurde die silberne Tabaksdose des Pfarrers vermißt. Dieser verklagte Joos als den Dieb, wurde aber als „Stadtherr" von dem Bauerngericht mit aller Parteilichkeit abgewiesen. Der in seiner Ehre verletzte Joos entwendete dem Pfarrer aus Rache drei silberne Löffel.

3. Der Besuch der Hauptmännin langt im Pfarrhaus an. Der gerühmte Herr Chasper ist ein tölpelhafter Lümmel. Allein die Liebenswürdigkeit der schöngeistigen Frau Hauptmännin und ihres Gemahls imponiert den Pfarrersleuten dergestalt, daß in kurzer Zeit die beiden Elternpaare mit einer Verbindung ihrer Kinder einverstanden sind, während das arme Mädchen sich kaum der plumpen Zudringlichkeiten ihres Freiers zu erwehren weiß. Endlich scheidet der verhängnisvolle Besuch unter submissem „Scharinggeln" (Komplimentieren) auf beiden Seiten.
4. Nette hat sich unterdessen an ihr Lieblingsplätzchen unten am Bache geflüchtet. Jetzt eröffnet sich uns der Grund ihres Widerstandes gegen jede Werbung. Ein armer Vikari hat längere Zeit den Pfarrdienst für den alternden Vater versehen und sich bald jedermanns Liebe errungen; mit Nette vereint unterstützte er die Armen des Dorfes, und bei gemeinsamem Wohltun war unvermerkt in den beiden die Liebe erwacht, ohne daß eines dem andern etwas verraten hätte. Da regte sich in dem alten Pfarrer etwas wie Eifersucht gegen die Beliebtheit des jungen Mannes, und als dieser einst über den Traumglauben des Pfarrers sich einen Scherz erlaubte, mußte er erkennen, daß hier seines Bleibens nicht mehr sei.
5. Nette ist von ihrem Lieblingsplätzchen zurückgekehrt; sie entdeckt der Mutter ihre Liebe zum Vikari. Diese ist ihm gewogen, doch scheint ihr eine Verbindung mit ihm schon wegen seiner Armut unmöglich. Eine traurige Zeit beginnt im Pfarrhaus. Nette härmt sich sichtlich ab. Der Pfarrer wird immer mißmutiger; zudem plagt ihn sein Gewissen — er hat nämlich die vermißte Dose wieder gefunden und ist in Verlegenheit, wie er sein Unrecht gegen Joos wieder gut machen soll. Kaum ahnen die Eltern die Seelenqualen

der Tochter; schon haben sie beschlossen, ihr bei der Wahl des Gatten freien Willen zu lassen; da erscheint sie heiter und ruhig vor ihnen; in schmerzlichem Ringen hat sie ihre Liebe niedergekämpft. Um ihren Eltern ein sorgenfreies Alter zu bereiten, will sie dem Tölpel Chasper die Hand reichen.

6. Der arme Vikari hat unterdessen nicht minder eine traurige Zeit verlebt; er vernimmt nun dazu noch die bevorstehende Verlobung. Vergeblich versucht er vom Pfarrhause Nachricht zu erhalten, bis er durch eine Frau aus dem Pfarrdorfe erfährt, daß Nette um ihn sich abhärme. Da hält ihn nichts mehr; er eilt nach dem Ziele seiner Sehnsucht. In einem benachbarten Gehölze maskiert er sich mit Frauenkleidern als Pilgerin und nähert sich dem Hause. Da fällt ihn der Hofhund an, er flüchtet sich in die Scheune des Joos, kriecht vor Angst in den Heustock und findet dort die gestohlenen Löffel des Pfarrers. Eben tritt der Pfarrer herein, der dem Hunde nachgeeilt ist, und findet voll Erstaunen hier den jungen Geistlichen. Dieser erzählt, im Traume habe er das Versteck der Löffel erfahren, so daß der Pfarrer triumphierend seinen Traumglauben bestätigt sieht. Rasch entschlossen bringt der Vikari seine Werbung vor, und nach kurzem Zögern gibt der Alte seine Einwilligung. Er hat nämlich die wahre Gesinnung der heuchlerischen Hauptmannsfamilie erfahren und außerdem, daß die Zukunft des Vikari durch ein reiches Erbe gesichert sei.

Vergleichen wir den Vikari mit der früheren Idylle, so zeigt sich, was Gestaltung und Komposition anbelangt, unleugbar ein Fortschritt. Handlung und Charaktere sind lebhafter und reicher, und durch den bitteren Ernst, den die Sachlage zu nehmen droht, wird die Spannung des Lesers immer rege gehalten. Einzelne Szenen, namentlich das Bauerngericht, sind

so dramatisch gestaltet, daß sie zur Umarbeitung für die Bühne förmlich reizen mußten. Heinrich Cramer, der interessante Gelegenheitsdichter, hat das 1869 im engen Anschluß an Usteris Text mit Glück versucht[62]).

Aber Usteri ist in manchem über sein künstlerisches Vermögen hinausgegangen. Er hat zu viel gekünstelt. Die erste Idylle spricht in mancher Hinsicht mehr an, gerade weil Inhalt und Form ungezwungen und ungewollt im schönsten Verhältnis stehen. Die Komposition des „Vikari" ist zu kompliziert; die einzelnen Teile zu einer harmonischen Einheit zu verschmelzen wäre einem größeren Epiker schwer gefallen. Die Vorgeschichte des Vikari ist freilich ganz geschickt eingefügt; dagegen steht die Episode des Fischers Joos in allzulosem innern Zusammenhang mit der Haupthandlung.

An hübschen Einzelbildern ist der „Vikari" fast noch reicher als der „Herr Heiri". Die kräftigste Szene ist wohl das Bauerngericht im zweiten Gesang, das uns den schroffen, zuweilen feindlichen Gegensatz vor Augen führt, wie er sich infolge der Revolution zwischen Stadtbevölkerung und Landleuten herausgebildet hatte. Der Haß gegen die „Reichen", die Borniertheit der ländlichen Richter, die kritiklos ihrem großmäuligen „Präsidenten" nachplappern, ist köstlich geschildert. Schon längst steht der Pfarrer mit der radikalen Gemeindebehörde, besonders mit dem Scherer, der gewaltig „achtenüünzgerlet" (nach der Revolution von 1798 riecht), auf gespanntem Fuß; die Klage gegen Joos gibt diesem die erwünschte Gelegenheit, den Aristokraten zu demütigen. Treffend ist gezeichnet, wie die Richter ohne ihren Wortführer völlig verlegen, hilflos und feig dem Pfarrer gegenüber stehen. Die Krone des ganzen ist aber die Rede des Scherers, der im Grunde nichts anderes ist als eine Wiederholung des schwadronierenden Dorfbarbiers in Goethes „Bürgergeneral". Pathetisch beginnt er:

„Presidänt und ihr Bürger! es stönd mir d'Haar zue de Berge!
's Vaterland ist i Gfahr! ihr Richter, i rüef i's noh lüüter:
's Vaterland ist i Gfahr! drum yled! hälfed! und retted!
Gspüreder nüd a de Hälse?" — die Richter gryfed erschrocke
All a d'Häls. — — „Ihr Chüeh! figürli verstah-n-i's, figürli!
's Oligarchemesser, das setzt me-n-is wieder a d'Gurgle!"

Halbverstandene Schlagwörter von Freiheit und allgemeinen Menschenrechten mischen sich mit verballhornisierten Zitaten. Kampf auf Leben und Tod gegen die verfluchten Tyrannen predigt er,

„Kampf! und fieled mer all wie d'Römer by Maranathan!"

Wenn ein Reicher mit einem Armen streitet, so ist der Reiche immer im Unrecht, ohne Zweifel; denn er kann die größere Buße bezahlen, und so wird der Pfarrer als „Tyrann" verurteilt.

Die Figur des Pfarrers war Usteri ein willkommener Anlaß, auch den Vertretern der Kirche einen kleinen Stich zu geben. Allerlei Auswüchse in der zürcherischen Geistlichkeit, Festhalten an Vorurteilen, pedantische und nachlässige Predigtweise ꝛc. hatten schon seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts satirische Schilderungen und Spottgedichte hervorgerufen. Der Fabeldichter Ludwig Meyer von Knonau geißelte die Pfarrer in Wort und Bild; noch unbarmherziger geschah das in dem „Tagebuch eines unsichtbaren Reisenden" (von Heidegger). Die Stimmung, die sich hier, wenn auch in manchen Übertreibungen, kund gibt, tritt auch im „Vikari" zu Tage, nicht gerade erfreulich[63]). Freilich ist der Pfarrer „en rechtliche Ma", aber seine philiströse Natur vermag die Herzen seiner Pfarrkinder nicht zu erobern; buchstabengläubig und selbstgerecht ist er unerbittlich streng gegen solche, die, wie die rührende Gestalt des „Breneli", durch Verirrung ins Unglück gekommen sind. Dem Fischer Joos gegenüber findet er den Mut

nicht, sein Unrecht einzugestehen. Es sind lediglich materielle Erwägungen, die ihn die Werbung des Vikari günstig aufnehmen heißen, obwohl hier Usteri die Gelegenheit geboten war, diesen Charakter dadurch zu vertiefen, daß rein menschliche Beweggründe ihn dazu bestimmt hätten. Der Neid, der fast unmerklich in ihm gegen den Vikari aufkeimt, verdeutlicht den Kontrast der beiden Gestalten. Der lebenslustige Jüngling im Pastorkleide bringt gleichsam den Geist einer neuen Zeit in das Pfarrhaus und die Gemeinde. Der alte Pfarrer und sein Vikari können sich innerlich nicht mehr verstehen. Und doch fehlt auch diesem Charakter etwas; ein leiser Spott über seine Verliebtheit läßt sich Usteri nicht entgehen, und manchmal weiß man nicht, wo der Ernst aufhört und die Ironie beginnt. Die innere warme Anteilnahme des Dichters an seinen Personen fehlt. An diesen beiden Gestalten wird der Hauptmangel der Usterischen Art zu charakterisieren am deutlichsten, den schon Hegner rügte: „Zuviel witzige Ausarbeitung auf Kosten wahrer Poesie“.

Usteris Witz gefällt sich eben zu sehr darin, lediglich die lächerliche, komische Seite der Menschen hervorzuheben und zu übertreiben.

Aus diesem Grunde gelangen auch Figuren wie die des tölpelhaften Bramarbas „Chasper“ am besten. Durch sein martialisches, lümmelhaftes Benehmen und Renommieren, wie durch seine plumpen Artigkeiten gegen Nette wirkt er äußerst komisch. „Das ist, bym Tunner! en Brate! es lauft eim 's Wasser i d'Gosche!“ rühmt er von Nette. Mit demselben Humor zeichnet Usteri die verlogene Schöngeisterei der Frau Hauptmann, die so poetische Briefe schreibt und auf schöne Predigten so erpicht ist. Sie ist eine Wiederholung der Frau Kapitänin im „Herr Heiri“, wie die Frau Pfarrerin ein Gegenstück der Frau Amtmann ist.

Auf diesem dunkeln Hintergrund hebt sich um so heller die Gestalt der Pfarrerstochter Nette ab. In ihr hat Usteris Kunst der Menschendarstellung ihre Höhe erreicht, ohne in ihre Fehler zu verfallen. Psychologisch so fein zu zeichnen ist ihm nie mehr gelungen. Wie anmutig wird sie gleich zuerst in ihrem Schlafkämmerlein vorgeführt, wie zart wird das erste keusche Erwachen der Liebe zum Vikari dargestellt.

Maler Müller und Voß haben zuerst gewagt, ihren Idyllen ein gewisses Lokal- und Zeitkolorit zu geben. Usteri geht noch weiter: Zeit und Ort der Handlung sind bei ihm genau bestimmt. Es sind mehrere Jahre seit der Revolution von 1798 verflossen, aber noch begegnen wir in beiden Dichtungen überall ihren Nachwehen, von dem Franzosenhaß der Frau Amtmann bis zu der Befürchtung des Pfarrers: „...... me wüss no nüd was noh uf ein warti; Eb de Chrieg wider chömm und gar die helvetisch Regierig Wider ge Bern use hock und d'Pfarer ufs neu drangseliere". Nettes Mutter im „Herr Heiri" ist durch die Revolution um Hab und Gut gekommen. Die Gestalt des Chasper ist nichts als eine Satire auf „die göttli Grobheit," welche — nach Usteris Meinung — seit der Revolution alle feinere Sitte verdrängt hatte. Ohne Zweifel spielen bekannte Personen und Geschichtchen aus dem damaligen Zürich in die Idyllen hinein. Namentlich im „Vikari" dürften wirkliche Vorgänge zu Grunde liegen. Die Lage des Pfarrdorfs läßt sich ziemlich genau bestimmen; es können nur die beiden Dörfer Buchs und Dielsdorf in Betracht kommen[64]). Die Zeitgenossen Usteris dürften eine Menge Beziehungen gefunden haben, die wir nicht mehr aufspüren können. Vielleicht war das ein Hauptgrund, warum Usteri seine Idyllen vor der Öffentlichkeit bewahrte.

Die naturtreue Zeichnung des kleinbürgerlichen Alltagslebens jener Zeit, das bis ins kleinste Detail ausgemalt wird, verleiht den Idyllen einen dauernden Wert. Greifbar und deutlich stehen die Gestalten der biederen alten Zürcher vor uns. Gerade wie die Leute im „Vikari" und „Herr Heiri", so sprechen noch heute ältere Zürcher, in denselben charakteristischen Ausdrücken und Redewendungen. Die Einmengung schriftsprachlicher Ausdrücke und französischer Brocken in die Mundart, die bei Vielen als ein Zeichen feiner Bildung galt, hat Usteri wirksam verspottet. Als vor einigen Jahrzehnten Liebhabertruppen in Zürich den „Vikari" in der Cramerschen Bearbeitung auf die Bühne brachten, hatte das Stück einen beispiellosen Erfolg. E. Rambert erzählt[65]): „Chacque soir, le théâtre, plein, menaçait de crouler sous les applaudisséments, et l'on cite nombres de Zurichois qui ont assisté aux cinq soirées avec un enthousiasme toujours croissant. Ils se retrouvaient dans les vers de leur poëte; c'était leur langage, leurs habitudes, leur façon de sentir et de comprendre la vie. De tous les miroirs que la poésie a jamais posés devant eux, il n'en est aucun où ils se soient si bien reconnus."

Man wird den Idyllen den Vorwurf nicht ersparen dürfen, daß sie das triviale Spießbürgertum mit seiner intriganten Klatschsucht allzu naturalistisch und zu breit schildern, humoristische Szenen und Situationen zu sehr ausspinnen. Das scharfe Urteil A. Ottikers[66]), daß diese „unwürdigen" Idyllen „aus trivialen, spießbürgerlichen Karrikaturen des zürcherischen Volkslebens bestehen, die übertrieben, prosaisch und ordinär jedes gebildeten Menschen Ekel und Überdruß erregen", ist übertrieben und ungerecht. Aber Hegner hat schon, wahrscheinlich im Hinblick auf die Idyllen, bemerkt, daß die Muse Usteris etwas nüchtern sei und sich selten über den Nebel

Zürichs erhebe[67]). — Es wäre des Dichters Aufgabe gewesen, die Schilderung dieser Gesellschaft auf eine künstlerische Höhe zu heben, das allgemein Menschliche, wie es sich in beschränkten Verhältnissen zeigt, hervorzuheben und zu vertiefen, mit einem Wort, wirklich poetische Gestalten zu schaffen; in Hermann und Dorothea hätte er ja das herrlichste Vorbild gehabt; aber dazu reichte eben seine dichterische Kraft nicht aus. Nur bei der Pfarrerstochter und in gewissem Sinne auch beim Herr Heiri ist ihm das gelungen.

Heß hat den „Herr Heiri" nach dem Schauplatze der Handlung eine städtische, den „Vikari" eine ländliche Idylle genannt. Er nannte sie „Idyllen", weil er den Zusammenhang, in dem sie mit den idyllischen Dichtungen ihrer Zeit standen, wohl empfand. Usteris Freunde haben sie denn auch stets mit denen von Voß und Hebel verglichen. „Voß und Hebel hätten sich ihrer nicht zu schämen", sagte Hegner einmal, als er sich an dem „sanften, muntern Dichtergeist" erfreute, und der Winterthurer ergötzte sich etwas schadenfroh an der „genialischen Heraushebung der Sittenlächerlichkeit und Frau-Baaserei in Zürich"[68]).

Usteris „Herr Heiri" und „Vikari" sind eigenartige Werke auf dem Gebiet der Idyllendichtung; sie zeigen aber auch, wie diese die ihr von Natur gezogenen Grenzen damals bereits überschritten hatte. Die Einflüsse, die Usteri von Goethes „Hermann und Dorothea" von Voß, Hebel und vielleicht von Maler Müller empfangen hat, sind schon berührt worden. Die meiste Anregung ist von Voß ausgegangen, den Usteri schon in jungen Jahren verehrte. Von ihm dürfte er den Gebrauch des Hexameters angenommen haben. Manche technische Eigentümlichkeiten erinnern an den Dichter der „Luise", so, wenn Usteri die handelnden Personen direkt anredet[69]), u. a. Wie die „Luise" spielt auch der „Vikari" in einem ländlichen

Pfarrhause; in beiden ist die Heldin eine liebliche Pfarrerstochter, die von den Dorfbewohnern geliebt und verehrt wird; Usteri wie Voß geben jene behagliche und stillvergnügte Schilderung des Milieus, bei der die Zurüstung festlicher Gastmähler eine erhebliche Rolle spielt. Aber während Voß ein ganzes Menu aufzählt, hat Usteri jede Beschreibung vermieden und läßt uns selbst an der Bereitung einer Mahlzeit teilnehmen. Voß bleibt stets im Rahmen der Idylle, läßt die eigentliche Handlung ganz hinter der Schilderung zurückstehen und verzichtet fast ganz auf jede Charakterisierung seiner Personen. Usteri gibt, indem er Goethe folgt, eine lebhafte, fast dramatische Handlung, in der die handelnden Charaktere oft heftig aufeinander platzen. Zeitereignisse spielen hinein, wie sie in „Hermann und Dorothea" den Hintergrund bilden. Bei Voß, Maler Müller und Usteri werden politische und ethische Tendenzen gern in die Idylle hineingebracht. Voß verfällt leicht in einen Predigerton. Er nimmt sich in den „Leibeigenen" des bedrückten Bauernstandes an, während Usteri im Vikari seine antidemokratische Gesinnung hervorkehrt. Maler Müller führt die verständige und natürliche Sinnesart eines Bauern gegen städtische Halbkultur ins Feld; gerade so preist Usteri die bürgerliche Sitteneinfalt gegenüber modischer Verkehrtheit und affektierter Gefallsucht. Was aber bei Müller und Voß ernst und wie Protest klingt, wird bei Usteri zur komischen Karikatur; seine Idyllen nähern sich, wie Gervinus schon bemerkte[70]), der komischen Epopoee. Durch die lokale Beschränkung werden sie zum Zeitgemälde, das wie kaum ein anderes das Leben des schweizerischen und speziell zürcherischen Bürgertums seiner Zeit in frischer Farbe festhält. Usteri ist darin ein Vorläufer der großen schweizerischen Realisten des 19. Jahrhunderts, eines Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller.

Die historischen Erzählungen.

Von der Gegenwart steigt Usteri hinunter in die Vergangenheit seiner Heimat und läßt in der Form der Erzählung eine Reihe von Bildern aus einer längst verschwundenen Zeit erstehen. Die Erzählungen Usteris sind wie die Balladen von der romantischen Zeitströmung beeinflußt; dennoch ist er kaum ein Romantiker seinem innersten Wesen nach; das zeigen gerade diese Dichtungen. Für ihn ist das Mittelalter keine „mondbeglänzte Zaubernacht“, sondern die Zeit des aufstrebenden, einfachen und tüchtigen Bürgerstandes; nicht die Zeit der ritterlichen Abenteuerlust und des Minnesangs ist seine Idealwelt, sondern das verstandesklare 16. Jahrhundert.

Seit dem „Götz von Berlichingen“ erfreute sich der historische Roman in den breitern Schichten der deutschen Lesewelt großer Beliebtheit, und die Almanache jener Jahre kamen diesem Bedürfnis mit allerlei seichten und überschwänglichen Erzeugnissen entgegen. Das historische Kostüm darin war willkürlich, wie in der sentimentalen „Gertrud von Wart“ des Zürchers J. C. Appenzeller; oder es waren phantastisch-unklare Erzeugnisse nach Art der Fouquéschen Erzählungen. Usteri ist ohne Zweifel durch diese Modeliteratur zu seinen Erzählungen angeregt worden[71]; aber die Anregung war diesmal mehr negativer als positiver Art. Die historische Unwahrheit seiner Vorbilder mußte ihn reizen, Besseres zu machen; mit Hilfe seiner geschichtlichen Kenntnisse wollte er — was er schon früher mit Pinsel und Zeichenstift getan hatte — wirkliche Kulturbildchen aus der Vergangenheit seiner Heimat schaffen. Die Erzählungen sind nichts anderes als die literarischen Gegenstücke der historischen Zeichnungen. In diesem Streben nach geschichtlicher Treue berührt sich Usteri vielfach mit Walter Scott, der ja der eigentliche Begründer des modernen historischen Romanes ist. Die Berührung ist

wohl nur zufällig, da Scotts „Waverly", der die stattliche Reihe seiner Geschichtsromane eröffnete, erst 1814 erschien, als bereits drei Erzählungen Usteris im Drucke vorlagen.

Der Dichter will den Leser ganz in den Bann der Vergangenheit ziehen. Dazu soll auch die Sprache dienen, die Usteri hier den Chroniken des 15. und 16. Jahrhunderts nachzubilden suchte. Wir haben über diese seine Spielerei schon gesprochen. Der altertümliche Jargon macht sich am störendsten bemerkbar beim „Erggel im Steinhuus" und hat entschieden den Erzählungen und ihrer Verbreitung geschadet. Am besten gelingt ihm die Nachahmung im „Thomann Zurlinden", in dem er sich ziemlich genau an eine alte Quelle anschließt.

Die älteste Erzählung wird wohl „Der Schatz durch den Schatz" sein. Sie wird schon 1808 erwähnt; erschienen ist sie erst 1812 in der „Alruna". Am 5. Juni 1808 berichtet Hegner an J. G. Müller in Schaffhausen[72]): „Die Zürcher Kunstausstellung hab ich nicht gesehen, hingegen hab ich immer ein Manuskript von Martin Usteri .... auf Euere Ankunft behalten, welches uns insgesamt eine angenehme Lektüre gewährt hätte. Es ist die Lebens- und Liebes-Geschichte eines Goldschmieds von Freiburg im Breisgau aus der Reformationszeit; Zeichnung, Schrift, Papier, alles ist aufs täuschendste jenen Zeiten nachgemacht" .... In der Tat ist das Manuskript (klein 4°, 32 Bl.) auf künstlich vergilbtes Papier geschrieben und mit 16 Zeichnungen geschmückt, die den Charakter der Holzschnitte des 16. Jahrhunderts glücklich treffen. Der arme Goldschmiedgeselle Hans Breidbach wird, als er um die Geliebte freit, von deren hartherzigen Vater abgewiesen. Er geht auf die Wanderschaft, wird aber von aufrührerischen Bauern aufgegriffen, nimmt an der Zerstörung eines Schlosses teil und findet dort einen kostbaren Schatz. Als reicher Juwe-

lier führt er seine Amaley, die inzwischen den Vater verloren hatte und in Armut geraten war, in sein neuerbautes Haus. Die Entwicklung der Handlung beruht allerdings auf bloßen Zufälligkeiten, aber die Bauernerhebung von 1525, die den Hintergrund der Erzählung bildet, gibt ihr ein lebhaftes Kolorit. Goethes „Götz“, der den jungen Usteri begeisterte, ist hier nicht ohne Einwirkung geblieben.

In ganz ähnlicher Lage wie Breidbach ist auch der junge Konrad Haldenstein in der Novelle „Zeit bringt Rosen“, die 1811 in den „Alpenrosen“ gedruckt wurde, als der erste Beitrag Usteris zu dem Almanach. Es sind Briefe, die der Held an seinen Freund Andreas Meyer in Basel schreibt. Natürlich will sie Usteri irgendwo gefunden und nur, um die Gunst schöner Leserinnen nicht zu verlieren, sie dem modernen Sprachgebrauch etwas angenähert haben. Leider ist sein Manuskript verloren gegangen. Konrad Haldenstein ist gerade in Baden i. A., als französische Gesandte dort weilen, um den Bund Frankreichs mit den Eidgenossen zu erneuern (1582). Zürich widerstrebt dem Bündnis. Nur der ehrgeizige und hochmütige Nägeli ist auf Seiten der französischen Partei und sucht eine Anhängerschaft um sich zu versammeln. Geschickt bringt Usteri damit das Liebeswerben des jungen Kaufmannes um Nägelis Tochter in Verbindung; als Feind des eigennützigen Mannes hat er keine Hoffnung, sie zu erhalten. Doch Nägelis eitle Pläne mißlingen und führen zu seinem Sturze, und er ist nun froh, daß Haldenstein seine Tochter zum Altar führt. Die Briefe sind etwas breit geraten, es mangelt ihnen auch die Lebendigkeit der vorigen Erzählung und der folgenden. Doch fehlt es nicht an hübschen Bildern; dahin gehört die humorvolle Schilderung der verliebten Unbeholfenheit Haldensteins.

In der Erzählung „Gott beschert über Nacht“ will Usteri wieder nur der glückliche Besitzer und Herausgeber einer

alten Handschrift sein, die er im Vorwort genau beschreibt. Die Erzählung erschien 1814 in den „Alpenrosen“ und führt uns die Spannung vor Augen, die in Basel zur Zeit des Schwabenkrieges zwischen der eidgenössischen und kaiserlichen Partei entstanden war. Ein lüsterner Domherr stellt der schönen Weberin Rosine, der Geliebten des armen Krämers Bernhard, nach und sucht sie vergeblich mit List in seine Gewalt zu bekommen. Bernhard gelingt es, mit Hülfe von Rosines Mutter zwei Grafen von Tierstein vor den Eidgenossen zu retten. Er erhält von ihnen eine ansehnliche Summe, die es ihm möglich macht, Rosine zu ehelichen und ein Geschäft zu begründen. Rührend ist die Gestalt von Bernhards Vater, der im Kriege zum Krüppel geworden ist und ins Armenhaus gehen will, weil er glaubt, das Vermögen seiner verstorbenen Frau sei auf unrechtmäßige Weise erworben worden. Mit dem Usteri eigentümlichen Humor wird erzählt, wie Mutter Anne die erschrockenen Grafen aus ihrem Verstecke hervorklopft.

Die Erzählung hatte elf Jahre nach ihrem Erscheinen noch ein kleines Nachspiel. Karl Spindler, der bekannte fruchtbare Romanschriftsteller[73]), schuf 1825 aus der Erzählung ein ziemlich unbedeutendes Lustspiel und überreichte es Usteri. Dieser war davon gar nicht erbaut, wie wir aus einem Briefe an seine Freundin Frau von Escher erfahren[74]). Trotz des üblen Prognostikons Usteris und des Schmerzes der Frau von Escher über das Vergehen des „Comedi-Autors“, der das „Zarte mit Roheit“ antastete, ist das „vaterländische Lustspiel in 4 Akten“ mit großem Beifall in Basel am 18. und 22. März 1825 aufgeführt worden und erschien sogar in Zürich in dem altberühmten Verlage von Orell Füßli & Co.

1819 brachten die Alpenrosen „Thomann Zur Lindens Abentheuer auf dem großen Schießen zu Straßburg 1576“, wieder eine Erzählung in Briefform, deren Entstehung

im Zusammenhange steht mit Usteris Studien über die berühmte Fahrt mit dem Breitopf. Dieses Ereignis hatte schon mehrere poetische Bearbeitungen gefunden; die berühmteste ist „Das glückhafft Schiff“ von Fischart[75]).

Der junge Thomann — das ist der Inhalt der Usterischen Erzählung — ein Seiler aus Zürich, ist mit dem glückhaften Schiffe nach Straßburg gefahren, hat sich in eine schöne Straßburgerin verliebt und seine geliebte Helene ganz vergessen. Mit Mühe vermag er sich von der leichtfertigen Kokette loszureißen, nachdem er erfahren, daß sein gefährlicher Nebenbuhler „nit allein sin nest“ bei ihr findet, „sunder sitzen noch ander güggel mer dryn“. Reuig kehrt er zu seiner Helene zurück, die ihm anfänglich zürnt, aber schließlich doch seinen Ring annehmen wird. „Und mustu nit glouben, lieber Johannes, daß das das ringlin syge, das ich in Basel für die Straszburgerin kouft hatt. Denn ich mich dessen schamt und hab es in Frankfurt an ein ander ringlin tauscht, das gar schön ist und zeigt das einen geschmelzten güggel mit usgspreizten Fecken — gar ähnlich dem der ze Straszburg vf der vhr staht. Vnd soll mich der zytlebens warnen, das ich myn pflicht nie verraht vnd vf dem rechten weg blyb, wie das der im Münster zu Straszburg ouch than hat!“

Usteri hat für diese Erzählung alle Berichte über jenes Ereignis sorgfältig verwertet. Am meisten schließt er sich an das anmutige Reisebüchlein des Doktor Jörg Keller[76]) in Zürich über die Hirsbreifahrt an; einige Stellen sind fast wörtlich in die Erzählung hinübergenommen. Damit im Zusammenhang steht, daß die Sprache jener Zeit verhältnismäßig treu nachgeahmt ist. Die Handschrift, die auf die königliche Bibliothek in Berlin kam, ist ein wahres Unikum[77]) und so täuschend, daß selbst ein guter Kenner der Literatur des 16. Jahrhunderts, Camillus Wendeler, eine zeitlang glaubte, ein

Original=Manuskript aus jener Zeit vor sich zu haben, bis Dr. F. Staub in Zürich ihn auf den unschuldigen Betrug Usteris aufmerksam machte. Die farbigen Schilderungen, die gute Entwicklung, die Zeichnung der schönen Straßburgerin erheben das hübsche Werklein über die vorangegangenen Erzählungen. „Herr Usteris Thomann zur Linden ist herrlich", schrieb Wagner in seiner enthusiastischen Art an Heß am 1. November 1818[78]), „wie der Verfasser sich in die alten Zeiten zu versetzen, und die alte Sprache so trefflich zu geben weiß; beinahe möchte man die jetzige, trotz aller Schiller und Goethe, dagegen vertauschen".

Sieben Jahre nach der Vollendung des „Thomann zur Linden" brachte ein äußerer Anlaß Usteri die Anregung zu seiner letzten großen Arbeit, dem „Erggel im Steinhuus". 1825 sollte das „Steinhaus" an der Kirchgasse in Zürich renoviert werden[79]). Von etwa 1400—1795 war das Gebäude, das der Regierung gehörte, im Besitze der Familie von Meiß, deren eines Glied, Junker Jakob, um 1425 den hochgewölbten steinernen Erker mit seinem Wappen schmücken ließ, um das in acht Abteilungen die Wappen verschiedener seiner Ahnfrauen sich scharten. Am Eingange des Erkers befanden sich zur Linken das Wappen der Meiß, zur Rechten dasjenige der Kilchmatter, des Geschlechtes von Junker Jakobs Frau. Diese Wappen wiederholten sich, mit zwei Mädchenköpfen als Schildhalter geziert, an den Ecken des Erkers. Bei der Renovation sorgte Usteri dafür, daß die Wappen sachgemäß restauriert wurden. Das gab ihm die Anregung, in einer Folge von acht Erzählungen die Geschichte der Frauen, von denen die Wappen erzählten, in der Form einer alten Hauschronik zu schreiben, und zwar sollte sie in Sprache und Schrift vom Ende des 15. Jahrhunderts abgefaßt sein. Auf vergilbtes Papier in klein 4° ist das Manuskript geschrieben, zu dessen Einband die

Pergamentblätter eines alten Meßbuches verwendet wurden. Die Schriftzüge des 15. Jahrhunderts sind täuschend und gewandt nachgeahmt, während allerdings die Wappenvignetten am Anfange jeder Erzählung stark modernen Charakter tragen. Ein Junker Meiß soll die Chronik geschrieben haben; er hat sie seiner Frau Base als sog. „Badschenke“[80]) zugeeignet; allein, wie durch Zufall, ist das Widmungsblatt halb weggerissen und das Fehlende durch weißes Papier säuberlich ergänzt worden, sodaß wir ihren Namen nicht erfahren. Das Manuskript zählt 153 Blätter, wovon Usteri 285 Seiten beschrieben[81]). In der Reinschrift hatte er bereits die achte Erzählung angefangen, da zwang ihn die letzte Krankheit innezuhalten; mitten im Satze ist er stehen geblieben, und die halb erblindeten Augen vermochten die Arbeit nicht mehr zu vollenden.

Eine alte „Bäsin Gotten“ hat dem fingierten Schreiber der Chronik und der Empfängerin derselben, als sie beide noch Kinder waren, die Wappen erklärt.

Das erste Wappen ist das der Tyo oder Tyg. Ein stolzes Edelfräulein ist die Tygin; das Waidwerk ist ihre liebste und fast einzige Beschäftigung. Sie ist stets von glänzenden Rittern umschwärmt und schämt sich beinahe des armen Junkers von Meiß, der um ihre Liebe wirbt. Der opfert wie jener Federigo in Boccaccios Novelle vom Falken sein ganzes Vermögen im hoffnungslosen Minnedienst, bis die Tygin sich seiner erbarmt und ihm die Hand reicht unter der Bedingung, daß sie ihr lustiges Leben auch in der Ehe fortsetzen dürfe. Eines Tages hat sie große Jagd im Adlisberg veranstaltet. Fernab von der Gesellschaft sitzt traurig Junker Hans an einem Brunnen. Plötzlich naht ein vornehmer junger Reiter mit Gefolge; er steigt ab und fragt ihn, warum er nicht bei den lustigen Jägern sitze; Meiß klagt über das Leben seiner Frau. Der Reiter ist König Balduin von Jerusalem; aus-

sätzig war er nach Europa zurückgekehrt; da zeigte ihm der hlg. Lazarus im Traume das Klösterlein Seedorf im Lande Uri, wo er genesen werde, und wo er wirklich Heilung fand. Jetzt ist er auf dem Wege zum Kaiser. Alles kniet vor ihm; denn von manchem Wunder ging schon die Kunde. Auch die Meißin bittet um seinen Segen, er aber wendet sich von ihr und spricht: „Wie mag ein Samenkörnlin Wurzel fassen, das uf einen Felsen gesäyet wird, wie mag min Segen einem Wyb zu Gut kommen, das in Lust und Freuden leben kann, indeß sin Eheherr sich bekümberet und weint?“ Und die Meißin, heftig erschrocken, geht in sich, sagt Windspiel und Falken Lebewohl und wird „ein fromm Husfrow“. Ein Hauch mittelalterlicher Romantik liegt über dieser Erzählung und wie die Romantiker, die gerne alte fromme Legenden und Sagen in ihren Werken verwendeten, so hat Usteri die Legende von der wunderbaren Heilung König Balduins hübsch eingeflochten. Frisch und naturwahr ist der Charakter der Tygin gezeichnet, lebendiger als der ihres schwächlichen Gemahls.

Der Sohn der Tygin hat von seiner Mutter das wilde Wesen geerbt. Einzig die kleine Furgerin, die ein Oheim an Kindesstatt angenommen hat, weiß ihn zu zähmen. Er aber tötet im Zorn des Oheims Hund, weil er das Mägdlein gebissen, und zieht sich damit des Mannes Haß zu, den auch die Jahre nicht auslöschen können. Durch List wird die Furgerin den Werbungen des Meiß entzogen, bis der Alte als hinterlistiger Kuppler ertappt wird und das Machtwort des Grafen von Rapperswil die Liebenden verbindet.

Wie eine edle Frau die Eifersucht ihres Mannes zu Schanden macht, zeigt jene Meißin aus dem Geschlechte der Mirsal. Graf Rudolf von Habsburg ist häufiger Gast des Ulrich von Meiß, bekommt jedoch nie dessen schöne Gemahlin zu sehen; denn der Meiß hält sie strenge verborgen vor den Blicken des

Grafen. Als er endlich den Bitten Rudolfs nachgeben muß, zwingt der Eifersüchtige seine Frau sich krank zu stellen. Der Graf bemerkt spöttisch den Betrug, aber die treffliche Mirsalin weiß auf so kluge und anmutige Weise sich und ihren Gemahl zu entschuldigen, daß der Graf mit der größten Achtung von ihr scheidet. „Sagt ouch noch zu jrem Mann, Junker, wahrlich jr habt da gar ein treffenlich Husfrowen, haltet dieselb in hohen Eren, und wenn sie üch einen Rat ertheilt, so folget demselben, denn er lychtlich besser syn möcht als üwer eigener." Hier kehrt Usteri wieder ganz den Schalk hervor in den artigen Komplimenten, in die der Graf seine Sticheleien über die seltsame Verunstaltung der Frau Meißin kleidet, wie in der Schilderung der peinlichen Verlegenheit der Ehegatten.

Eine treffliche Hausfrau wie die Mirsalin ist auch Frau Anna Bilgerj. Zum größten Ärger ihres Gemahls, des Junkers Walther Meiß, sind nach Aufhebung des kirchlichen Bannes (1249) die Pfaffen wieder nach Zürich zurückgekehrt. Allerlei Umstände lassen in dem von einem Gläubiger gedrängten Manne den Verdacht aufsteigen, seine Frau habe sein Vermögen den Pfaffen zugewendet. Fast hätte er im Zorne die Schuldlose getötet; sie weiß sich glänzend, jedoch mit aller Bescheidenheit zu rechtfertigen, und er muß beschämt erkennen, daß er selbst von den Barfüßermönchen, auf die er so große Stücke hielt, schmählich betrogen und hintergangen worden ist. Der Geist einer derben, aufgeregten Zeit spricht aus dieser Erzählung. Man glaubt an manchen Stellen einen Schwank des 16. Jahrhunderts zu lesen.

Usteri hat auch wirklich öfter alte, volkstümliche Anekdoten frei bearbeitet. Das ist der Fall in der folgenden Erzählung, deren Grundzüge schon in den Gesta Romanorum, bei Ulrich Boner, Hans Sachs u. a. sich finden[82]). Ein armes Edelfräulein aus dem Geschlechte der Fink liebt den Sohn Walthers, Jakob

Meiß. Aber der will von ihrer Liebe nichts wissen und macht drei anderen Fräulein den Hof; er wird jedesmal zornig, wenn ihn jemand an die Finkin erinnert. Wie ihn der Vater nötigt, unter den dreien eine als Hausfrau sich zu wählen, da gibt er seinem Knechtlein, das mit seinen witzigen Antworten und Wortspielen eine äußerst gelungene Figur ist, drei Rehschlegel; die soll er den Schönen bringen und alsdann getreu berichten, was er gesehen und wie sie die Gabe aufgenommen. Hübsch sind die drei Mädchen charakterisiert, die eine in ihrem Hochmut, die andere in ihrer Faulheit und die dritte in ihrer Gefallsucht. Ärgerlich über den schlechten Bericht schickt der Herr das Knechtlein nun auch zur Finkin; er muß zur Freude seiner Mutter erfahren, daß sie die würdigste ist, und reicht ihr die Hand. Dann zeigt uns Usteri, wie die Finkin, trotz ihrer glücklichen Ehe, auch ihren Teil Kummer tragen muß, „wie den das der Welt Lauf ist". So gerät ihr Sohn bei einem Gefechte in die Gefangenschaft des Junker von Saal, und wieder ist es das kluge Knechtlein, das ihn befreit und den Feind in die Falle lockt.

Von treu ausharrender Liebe erzählt das sechste Wappen. Schon als Kinder lieben sich Ulrich Meiß und die kleine Kriegin. Scherzend nennt er sie sein Bräutchen. Dem anmutigen Spiele macht der alte Meiß ein Ende, er will den Sohn mit einem vermöglichen Mädchen verbinden und schickt ihn zu einem Freund. Dort verliebt sich der Junge in die kokette Tochter; er muß sie heiraten, sie stirbt jedoch nach kurzer, unglücklicher Ehe. Als gereifter Mann kehrt Meiß nach Zürich zurück. Ansprechend und fein wird nun geschildert, wie die Liebe zu seinem „Bräutchen" neu erwacht und ein Ringlein mit einem verdorrten Blütenzweiglein, das er ihr einst als Liebespfand gegeben, die lange Getrennten zusammenführt. Steht diese Novelle den andern des Zyklus vielleicht in der Farbigkeit

der Schilderung etwas nach, so übertrifft sie sie durch feinere seelische Züge.

Das gilt auch von der siebten Erzählung. Junker Heinrich ist ein tapferer Junge, aber ein Heißsporn, wie fast alle Meißen. Dreimal hat ihn ein sanftes Mädchen, die Schwendin, besänftigt und beschämt zugleich, wenn er sich vom Zorn hat hinreißen lassen. Sie liebt ihn, aber ihre Mutter fürchtet seinen Jähzorn, zumal eine heuchlerische Beghine — man glaubt hier die Kapitänin und die Liese des „Herr Heiri" in einer Person zu sehen — den arglosen Jüngling aufs schändlichste anzuschwärzen weiß. Der Meiß wird, als er um die Schwendin freit, abgewiesen und heiratet aus Zorn darüber eine Manesse, die er bald durch den Tod verliert. Aber die Schwendin ist ihm treu geblieben, und da er zum besonnenen Manne gereift ist und die Verleumdungen der Beghine enthüllt werden, reicht sie ihm gerne die Hand.

Was für Schicksalen der leichtlebige Junker Jakob an der Seite seiner stillen, fast klösterlich erzogenen Frau aus dem Geschlechte der Kilchmatter entgegenging, hat uns Usteri nicht mehr erzählt. Heß vermutet, daß das Thema von „der Welt Lohn" das Motiv der Novelle geworden wäre. Die bekannte Fabel, welche schon ganz am Anfange von der „Gotte" erwähnt wird, sollte am Schlusse des Ganzen stehen.

So stellt der „Erggel im Steinhuus" eine regelrechte Familienchronik der von Meiß dar. Die Erzählungen sind zwar sämtlich Usteris eigene Erfindung, aber sie beruhen auf den gründlichsten historischen Studien. Die ganze Geschichte Zürichs im Laufe von drei Jahrhunderten spiegelt sich darin. Die beiden ersten Erzählungen führen uns in die Blütezeit des Rittertums und in die festen Wohnsitze des Stadtadels. Die Spaltungen zwischen Welfen und Ghibellinen klingen in der vierten leise durch. Die dritte zeigt uns Rudolf von Habsburg

von seiner liebenswürdigen Seite; es ist die Zeit der Kämpfe Zürichs gegen den mächtigen Freiherrn von Regensberg. Der Gemahl der Finkin kämpft unter Rudolf gegen Ottokar, und die liebliche Tochter des alten Krieg erscheint vor uns im Waffenschmuck, als Kaiser Albrecht 1298 die Stadt belagert. Die Judenverfolgungen, die Mordnacht zu Zürich ꝛc. bilden den Hintergrund der siebten.

Usteri legte sich für den ganzen Zeitraum, in dem die Erzählungen spielen, sorgfältige Annalen über das Geschlecht der Meiß an, von denen sich jedoch nur ein Bruchstück erhalten hat, das von 1249—1261 reicht. Hungersnot, Feuersbrünste, Erdbeben, Kometen, Hitze, Dürre, politische und religiöse Wirren, alles findet sich darin getreulich registriert und ist in die Erzählung hineingeflochten worden.

Im „Erggel“ hat die Reihe der Erzählungen Usteris wie die seiner Dichtungen überhaupt einen würdigen Abschluß gefunden. Aus ihm spricht die ganze Liebe des Dichters für das Leben vergangener Zeiten. Kein Schweizerdichter vor ihm hat uns das häusliche Leben unserer Ahnen so wahr vor Augen gestellt wie er. „Während in diesen Dichtungen das Kostüm einer vergangenen Zeit mit größter Treue wiedergegeben ist, so zeigt sich doch nirgends Manier“, äußerte sich Uhland Heß gegenüber[89]), „hier ist Wahrheit, Menschennatur, die in allen Zeiten gültig ist und unter der fremden Tracht nur um so überraschender hervorblickt.“

Man hat Usteris Erzählungen lange Zeit überschätzt. Die Neuheit und Eigenart des historischen Kostüms ließ auch einen Uhland übersehen, daß sie, so wenig wie die andern Werke Usteris, wirklich künstlerische Leistungen sind. Es ist immer dasselbe Thema, das in den verschiedensten Variationen wiederkehrt: eine Liebeswerbung, bei der allerlei Hindernisse überwunden werden. Die Führung der Handlung ist ziemlich

primitiv; zu einer psychologischen Entwicklung und Charakterzeichnung sind nur hie und da Ansätze gemacht worden. Immerhin ist es nicht die historische Treue allein, die diese Erzählungen über den Durchschnitt der romantischen Almanach- und Taschenbuchliteratur hebt. So weiß Usteri ganz im Gegensatz zu Walter Scott dem Leser ohne viel Detailschilderung das Milieu seiner Erzählung verständlich zu machen und verwendet sein reiches kulturhistorisches Wissen nur so weit, als es dazu dienen kann, uns in der Vergangenheit fühlen und sehen zu lassen.

Der bescheidene Dichter ahnte nicht, daß er mit seinen historischen Erzählungen der Herold eines Größern würde, der ein halbes Jahrhundert später in seinen „Zürchernovellen" die Vergangenheit Zürichs mit leuchtenderen Farben und größerer Kunst vor unseren Augen wieder aufleben ließ.

---

2. Die Zeichnungen der besten Epoche.

Unter diesem Titel hat Heß in L. 16 eine Reihe von Zeichnungen aus den letzten drei Jahrzehnten von Usteris Leben vereinigt. Wir dürfen diese Zeit in der Tat die beste Epoche nennen; Usteri hat die Höhe seines Könnens erreicht, und in rascher Folge entstehen seine besten Werke, die, von geschickten Stechern verbreitet, ihn zum bekannten und geschätzten Künstler machen. Der Künstler Usteri hat sich von jetzt an nicht mehr entwickelt und weder neue Formen, noch Ausdrucksfähigkeiten, noch neue Stoffgebiete gefunden. Der Zeichner unterscheidet sich darin gänzlich vom Dichter. Sein Stil wird zur Manier. Die Sicherheit und Gewändtheit in der Zeichnung, die Frucht langjähriger Übung, befähigt ihn, die von ihm so geliebten Meister des 16. Jahrhunderts täuschend nachzuahmen. Das jugendfrische Ungestüm seiner früheren Jahre, das sich oft in maßlosen Karikaturen und Grotesken erging, tritt zurück; dafür

macht sich die Vorliebe für das Kleine, Niedliche und Zarte stärker als früher geltend; es entstehen Miniaturbildchen, die mühsam mit der Loupe gezeichnet werden mußten. Er verwendet oft die größte Mühe auf die unbedeutendsten Sächelchen. Der liebenswürdige Humor hat sich bis zum letzten Bildchen erhalten, aber immer häufiger drängt daneben sich ein kleinlicher, philiströser Zug hervor.

Sein Lieblingsgebiet bleibt nach wie vor die Darstellung historischer Gegenstände. Die Kostümfehler, die früher noch hie und da vorkamen, sind geschwunden; er sucht mit fast ängstlicher Sorgfalt seine Bilder bis ins kleinste Detail historisch getreu zu gestalten, und gerade darin hat er auf junge Künstler einen großen Einfluß geübt. Wenn man in Zürich manchmal allzu pedantisch auf den Kunstausstellungen die historischen Bilder auf Kostümechtheit untersuchte, so war daran gewiß ein gut Teil Usteri schuld. Ulrich Hegner machte sich in seiner trockenen Art darüber lustig:

„Da hät de Maler gmacht en Bock,
Herr Zwingli hät am Herenrock
Durabe nu zwölf Chnöpfli gha,
Warum sind jetzt dryzechni dra?
Me sets dem junge Mensche säge,
Am Costum ischt ja alles gläge!“[84])

Für jene Zeit, da die Künstler die Nibelungenhelden im Krebsharnisch und die Minnesinger in Kniehosen auftreten ließen, war es gewiß ein bemerkenswertes Zeichen, wenn die Herausgeber der in der Füßlischen Kunsthandlung von 1812—1822 erschienenen „Historischen Schweizerszenen“[85]) in der Vorrede auf die Kostümechtheit der Bilder hinwiesen und sich entschuldigten, daß auf einem derselben durch ein Versehen des Stechers aus einem Kettenpanzer ein Plattenharnisch geworden

sei, auf einem andern Baumgarten die geschlitzte Tracht des 16. Jahrhunderts trage. Ludwig Vogel verdankt, was das Kostüm anbetrifft, Usteri viel, mehr noch Franz Hegi, der, anfänglich ganz Usteris Schüler, bald seinen Meister in der künstlerischen Erfassung und Bewältigung der Lebens- und Kunstformen vergangener Jahrhunderte, namentlich in der Architektur weit übertraf. 47 Zeichnungen Usteris hat Hegi radiert und in Aquatinta geätzt. Er übersetzte sie vielfach so frei und kühn, daß von Usteris Arbeit manchmal nur die Idee blieb. Wie Hegi überhaupt der größere Künstler war, gestaltete seine geschickte Hand Usteris Zeichnungen nicht selten zu wahren Meisterwerken der Kleinkunst.

Darstellungen aus der Sagenwelt sind in dieser Zeit, wo Usteri doch am meisten romantische Neigungen zeigte, nicht so häufig wie früher. Recht gelungen ist der Bilderzyklus „Landgraf Ludwig II. von Thüringen genannt der Springer" nach Johann Rothes „Chronica Thuringiae" (L. 15). Ein anmutiges Bild zu der „Legende der frommen Zofingerin" befindet sich im Malerbuche zu Zofingen. 1820, während eines Aufenthaltes in Richterswil, sind sechs Bildchen zu der Sage vom alten Schloß Wädenswil und seinem vergrabenen Schatz, wahrscheinlich zur gleichen Zeit wie das Gedicht entstanden (L. 34, 16—21)[86]. Dem volkstümlichen Sagen- und Aberglauben gehören auch die vielen Hexen- und Gespensterbilder, die eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit denen des Zürchers Albert Welti zeigen, an; unter ihnen gehören die Hexe, die auf einem Besenstiel zum Kamin hinausfährt (L. 16, 52), und diejenige mit dem Wechselbalge zu den gelungensten. Merkwürdig ist der hlg. Gallus in L. 16, 59. Ein verfrorenes, zusammengekauertes Mönchlein sitzt da am Herbstmorgen mit verzerrten Gesichtszügen auf einem Stein im Rübenacker. Darunter steht die Bauernregel:

„De Galli sitzt uf em Stei
Und rüeft: ir Bure, thüend d'Rebe hei!"

Interessante Blätter finden sich vor allem unter den historischen Kompositionen. Als Illustrationen zu der schwächlich-sentimentalen Erzählung einer Dame in Jacobis „Iris" erschienen 1807 Szenen aus dem Leben der Schwabenherzogin Hadewig auf Hohentwiel. Sie bedeuten als künstlerische Leistung nicht viel. In die Zeit trotzigen Rittertums führt das Blatt L. 16, 48. Der Herr von Bessersdorf zwingt seine tyrannischen Söhne, ihr festes Schloß selbst zu verbrennen, damit die Bauern der Umgegend Ruhe vor dem Raubnest hätten. Hier wie im „Tod des Alten von Ramschwag"[87]) (L. 16, 46) macht sich wieder Usteris Vorliebe für das Schaurig-Romantische geltend. Ein anmutiges Gegenstück dazu bildet ein Aquarell: „Der Auszug eines Ritters von Erlach in den Kampf" (L. 16, 22)[88]).

Es ist auffallend, daß unter Usteris historischen Bildern — ganz im Gegensatz zu denen anderer Schweizer-Künstler wie Ludwig Vogels und anderer — kaum einige sich finden, die sich mit den Sagen von der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft beschäftigen. In dem zweiten Heft der „Historischen Schweizerszenen" erschien nach seiner Zeichnung von Lips geätzt das künstlerisch so oft behandelte Thema der Stauffacherin. Anmutig ist die Komposition und gut der zweifelnde Ausdruck im Gesichte Stauffachers. Die Zeiten der schweren Kämpfe der Eidgenossenschaft im 14. Jahrhundert sind ebenfalls kaum vertreten. Bildchen, wie die Waldstättischen Gesandten vor Ludwig dem Bayer, oder Bürgermeister Brun in der Mordnacht zu Zürich (1351) sind ziemlich unbedeutend. Eine Komposition aus früherer Zeit „Zurkinden und von Winkelried" (1499), erscheint mit geringen Abänderungen als Neujahrskupfer der Stadtbibliothek

1816. Ebenfalls aus dem Schwabenkriege 1499 ist die Szene gegriffen, wo ein Priester an der Spitze der eidbrüchigen Wallgauer mit der Monstranz vor die Eidgenossen tritt und für jene um Verzeihung fleht. Ruhig und kindlich nennt Salomon Vögelin[89]) diese Darstellung im Vergleiche zu Ludwig Vogels lebendiger Skizze, die den gleichen Gegenstand zum Vorwurf hat.

In der französischen Geschichte des 15. Jahrhunderts hat Usteri die Gestalt der Jungfrau von Orleans zur Darstellung gereizt (L. 28, 11 ff). Von romantischer Mystik ist freilich nicht viel in den drei Bilderchen zu spüren; elegant sitzt Johanna auf ihrem Schlachtroß, umgeben von einem Schwarm von Rittern, und weist mit graziöser Handbewegung nach einem befestigten Schlosse.

So recht zu Hause ist Usteri im 16. Jahrhundert. Da holt er am liebsten seine Anregungen und Stoffe. So zeigt er uns einmal den Marktplatz in Zug um 1522; päpstliche und französische Reisläufer sind aneinander geraten; da tritt ein Priester mit der Monstranz zwischen sie; alle fallen auf die Knie und vergessen ihren Hader. Nicht immer ist Usteri eine Komposition so wohl gelungen wie diese. Noch durchzittert Leidenschaft die Gestalten, die malerisch vor und hinter dem Priester gruppiert sind. Franz Hegis Radiernadel hat noch mehr Verve in das Bild hineingebracht, als sie Usteris Zeichnung besitzt[90]). Dann folgen hübsche Episoden aus dem Leben Luthers, Zwinglis und Thomas Platters. (Musiksaal 1807—10, Chorherren 1812.) Auf das Reformationsfest 1819 erschien „Zwinglis Predigt in Monza". In der dunkeln Halle des dortigen Kaufhauses hat sich eine bunte Menge zusammengefunden, um den Reformator zu hören. Leider hat Usteri das Ganze des beschränkten Raumes wegen zu sehr zusammengedrängt und die Leute wie Häringe in die düstere,

enge Halle gepackt. Weit besser wirkt „Zwinglis Predigt in Bern 1529". Sie gehört zu Usteris schönsten und auch bekanntesten Kompositionen. Dort im Hintergrund auf der Kanzel der schlichte Gottesmann, hier am Altare der messe-lesende Priester, der, ergriffen von dem neuen Evangelium, unmutig den Ornat von sich reißt, eine treffende Kontrast-wirkung. Im Neujahrsblatt der Chorherren 1816 sieht man die ganze Zürcherische Geistlichkeit im Großmünster zu Zürich um Zwingli geschart bei der Bibelübersetzung: Zwingli, Leo Jud, Pelikan, Bullinger lassen sich sehr gut erkennen. Die letzten Augenblicke des Reformators führt Usteri im Neujahrsblatt des Musiksaales 1809 vor. Regungslos, mit gefalteten Händen liegt der tötlich Verwundete unter einem Baum auf einem Haufen Toter. Rohe Feinde nahen sich dem Sterbenden. Das Bild ist gut, wenn es auch Weckessers späterer Darstellung dieser Szene nicht gleichkommt.

Ein friedliches Idyll aus der Reformationszeit — in der Gruppierung wieder sehr gut — ist die Speisung der Armen im Almosenamte (Hülfsgesellschaft 1819). Schlichter Ernst herrscht in dem Neujahrsblatt der Chorherren 1810, wo die um ihres Glaubens willen vertriebenen Locarner (1555) zu Schiff in Zürich anlangen und von der harrenden Bürgerschaft empfangen werden. Das malerische Wassertor und die Land-schaft im Hintergrund geben dem Bild einen hübschen Ab-schluß.

Von der außerschweizerischen Geschichte dieser Zeit ist bloß die Regierungszeit Heinrichs IV. von Frankreich unter Usteris Darstellungen vertreten. Einmal gaben ihm die Memoiren Sullys den Stoff zu sechzehn flott skizzierten Zeichnungen (L. 9, 28—44), ein andermal illustrierte er für die „Iris" 1806 eine Reihe von Anekdoten aus Heinrichs IV. Leben.

Wie schon bemerkt wurde, liebte es Usteri, Bilder aus

dem häuslichen Leben in historisches Kostüm zu kleiden, und da er im 16. Jahrhundert, dessen Lebensformen ihm vertraut waren, wie keinem zweiten, lebte und webte, so hat er auch viele seiner Genredarstellungen wie seiner Dichtungen in jene Zeit verlegt. An künstlerischem Werte stehen die Erzählungen höher, aber hier wie dort grüßen uns braungetäfelte Burgerstuben mit lauschigen Erkern, mächtige geschnitzte Buffets mit schönem Zinngeschirr und dem kunstvoll geformten Gießfaß mit der brodierten „Handzwehle“ daneben. Wappenscheiben und ernste Bildnisse erzählen die Geschichte der Bewohner; nichts ist bloß zufällig hineingehängt oder hingestellt, sondern alles steht in irgendwelcher Beziehung zur dargestellten Begebenheit. Von dem kräftig-derben Geiste jener Zeit ist dagegen nichts zu spüren, der historische Hintergrund der Novellen fehlt. Empfindsame Menschen aus Usteris Tagen haben sich auch hier in die kleidsame Tracht ihrer Voreltern gesteckt. Es sind trauliche Biedermeierbildchen, wie sie das ausgehende 18. Jahrhundert und das beginnende 19. liebte.

Im Mai 1802 erschien auf der zürcherischen Kunstausstellung ein Zyklus von neun Aquarellbildchen, jedes etwa in der Größe 9 × 10 cm und sauber gemalt unter dem Titel „Muttertreu wird täglich neu“. Ein Menschenkind wächst unter der sorgsamen Erziehung der Mutter zum Manne heran. Sie gibt den Sohn einem Geschäftsmanne in die Lehre, sie steht dem jungen Kaufmann mit Rat und Tat zur Seite, in Zeiten schwerer Not opfert sie ihm alles und lenkt die Blicke des Freiers von der koketten Schönen auf ein sittsames Mädchen; wir glauben in ihr eine Vorläuferin der prächtigen Frau Regel Amrein Gottfried Kellers zu erblicken. Die Bilder sind anmutig, dabei von jener Anspruchslosigkeit, die Usteris beste Sachen so anziehend macht. Man wird noch heute diese zierlichen Miniaturdarstellungen mit Vergnügen betrachten, vor

allem das erste, wo die Mutter mit dem Säugling auf dem Arm vor der aufgeschlagenen Bibel sitzt. Das Werkchen fand eine begeisterte Aufnahme in der Schweiz. „Welchen Grad von Feinheit in der Komposition und Zierlichkeit in der Ausführung seine Arbeiten haben, das wird wohl Niemand glauben können, der nicht das Glück gehabt hat, dieselben selbst zu sehen", schreibt ein Berichterstatter über die Kunstausstellung 1802 im helvetischen Journal. Der Maler Rudolf Füßli in Wien schrieb am 20. Dezbr. 1804 an die Füßlische Kunsthandlung[92]): „Diese Vorstellungen sind mit so feinem Gefühl und Scharfsinn gedacht, mit so viel malerischem Verstand und Simplizität dargestellt, daß ich mich nicht erinnere in dieser Art etwas gesehen zu haben, was damit verglichen werden könnte, selbst die besten Chodowieckischen Werke nicht ausgenommen." In der „Bibliothek der redenden und bildenden Künste"[93]) wird Usteri „den geschicktesten Künstlern von Beruf" gleichgestellt. Diesen für uns heute unverständlichen überschwenglichen Lobpreisungen steht Meusel, dessen Kritik über Usteri im „Archiv für Künstler und Kunstfreunde" schon zitiert wurde[94]), ziemlich kühl gegenüber: „Wir unserseits glauben demselben alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn wir, wenigstens von der Muttertreu, sagen, die meisten seien artige, angenehme Blättchen"[95]). Die Blätter erschienen in Umrissen von J. Senn geätzt und von Meili koloriert in der Füßlischen Kunsthandlung. Sie fanden großen Absatz trotz des hohen Preises (12 fl.)[96]). Noch heute findet man die „Muttertreu" in zürcherischen Bürgerhäusern als Zimmerschmuck[97]), gewöhnlich auf grauem Karton aufgezogen — unsere Urgroßväter und -mütter hatten ja eine merkwürdige Vorliebe für Ausschneiden und Aufkleben von hübsch kolorierten Bildchen.

Durch den Beifall des Publikums aufgemuntert, schuf Usteri vier Jahre später einen neuen Bilderzyklus als Pendant

zur „Muttertreu“, die „Kindesliebe“, die auf der Ausstellung 1806 in ganz gleichem Format erschien und 1807 von Meili radiert und koloriert im Handel erschien. Eine Tochter, ein wahres Musterkind, die in kindlicher Sorgfalt um ihre Mutter bemüht ist. Bei einem Brande rettet sie diese, sie pflegt die durch bittere Not krank gewordene, bis ein reicher Nachbar, durch so viel aufopfernde Treue gerührt, das Mädchen freit. Künstlerisch reicht die „Kindesliebe“ nicht an die „Muttertreu“ heran, in Idee und Ausführung ist sie von ihr abhängig. Immerhin sind auch diese Blätter nicht ohne Reiz. Man betrachte das zweite Blatt und man wird etwas von der duftigen Morgenstimmung fühlen, die Moritz von Schwinds „Morgensonne“ durchweht.

1807 brachte das Taschenbuch „Alruna“ eine Reihe von zehn Stichen von Lips nach Usteris Zeichnungen zu der Erzählung „Die Rückkehr zur Spindel“ vom Herausgeber Ernst Müller. Ob die Bilder als Illustrationen zu der langatmigen, moralisierenden Erzählung mit ihrer verwässerten Sentimentalität gezeichnet wurden oder ob diese im Anschluß an die Bilder geschrieben wurde, läßt sich kaum mehr feststellen. Ein eitles Mädchen, Amalgunde, wird von der ehrgeizigen Mutter zur Leichtfertigkeit erzogen und gerät als Geliebte des Herzogs nach dessen Tod in Armut und Schande. Sehr gut getroffen ist der aufgedunsene, lüsterne Herzog und sein hagerer Günstling, der Gemahl Amalgundes. In der Gruppierung wirken die Bildchen ansprechend. Das gleiche gilt von der „goldenen Halskette“, die in der „Alruna“ 1809 als Fortsetzung der „Rückkehr zur Spindel“ in zehn Bildern mit der gleichnamigen Erzählung von Ernst Müller erschien[98]). Die stets von der Mutter auf häßliche Weise bei Seite gesetzte Schwester Amalgundes, Jutta, wird an einen rohen, stelzfüßigen Trunkenbold, Leuenhorst, verheiratet, pflegt diesen in Krankheit

und Elend und findet nach dessen Tod an der Seite seines Arztes ihr lang entbehrtes Glück.

Uns muten diese Bildchen mit ihrer gut gemeinten moralischen Tendenz heute nicht mehr recht an; damals fanden sie großen Anklang und wurden ein beliebter Zimmerschmuck. Was Usteris derartigen Zeichnungen Reiz verleiht, ist vor allem die Behandlung des Kostüms. Hier zeigt sich am besten der Geschmack des Künstlers, der elegante, farbenprächtige Kleidung über alles liebte. Wie hübsch steht seinen Frauengestalten die Tracht des 16. Jahrhunderts. Der Hut mit den wallenden Federn sitzt graziös im Nacken; er wird gewöhnlich mit einem breiten Seidenbande unter dem rundlichen Kinn zusammengebunden, und unter ihm quellen einige kokette Löckchen auf die Stirne. In schönen, weichen Falten fließt das Gewand zur Erde, das, allerdings weniger nach der Mode des 16. Jahrhunderts als nach derjenigen der Empirezeit, kurz unter der Büste zusammengehalten wird. Dem einfachsten und ärmlichsten Kleide weiß Usteri eine gewisse Eleganz zu geben. Noch größere Mannigfaltigkeit herrscht in den männlichen Kostümen: der Bauer, der Handwerker, der Kaufmann, der Gelehrte, der Edelmann und der Fürst erscheinen in ihrer charakteristischen Kleidung, im Kittel und Schurzfell die einen, in den enganliegenden Beinkleidern, dem geschlitzten, malerischen Wams, dem spanischen Mäntelchen oder pelzverbrämten langen Rocke die andern.

Neben den erwähnten Zyklen finden sich im Nachlaß noch ziemlich viele Genredarstellungen im Kostüm des 15. und 16. Jahrhunderts. Dahin gehört vor allem die lebendige, köstliche Illustration zu dem Gedicht „Der Frühlingsbote“, die Franz Hegi meisterhaft radierte[99]). Ein hervorragendes Stück ist L. 16, 35, das die kräftige und sichere Zeichnung der alten deutschen Meister des 16. Jahrhunderts fast erreicht. Das Blatt

ist auf grünem Grunde gezeichnet und weiß gehöht. Ein kräftiger, fröhlicher Jüngling in malerischer Tracht lustwandelt an der Seite seines geschmückten Liebchens. „Besser mit schönen Jungfrauen spazieren, als im Kriege sein Leben verlieren", heißt's auf dem Spruchband, das sich um das Bild schlingt. In ähnlicher Manier ist L. 28, 84 gezeichnet: ein Mägdlein mit schmachtendem Augenaufschlag spielt mit einem gefangenen Vögelchen; „will's Finklein entfliegen, hält's 's Schnürlein zurück, will's Knäblein entfliehen, tut's Wort oder Blick."

In jüngere Zeit führt die Zeichnung „Die Verlobung eines vornehmen Mädchens um die Mitte des 18. Jahrhunderts". Lips hat das Bild für das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1809 gestochen. Die kulturhistorisch interessante Darstellung ist etwas zeremoniell, aber gerade dadurch charakteristisch für die vornehme Gesellschaft der Schweiz jener Zeit[100]. Bemerkenswert ist der Abschied des jungen Arztes Hirzel von seiner Familie während der Typhusepidemie 1814 (Hülfsgesellschaft 1815). Die von Eßlinger gestochene Komposition ist schön und auch dadurch interessant, daß sie ohne Zweifel Ludwig Vogels Bild „Zwinglis Abschied" beeinflußt hat[101]. In einer zarten und anmutigen Vignette zum Neujahrsblatt der Gesellschaft zum schwarzen Garten 1808 hält Usteri ein lustiges Bild aus den Familienbädern in Baden fest; nicht minder ansprechend ist die Familiengruppe auf der hohen Promenade in Zürich mit dem hübschen Blicke auf See und Gebirge[102].

Eine ganze Anzahl Zeichnungen sind Erinnerungen an Bergreisen. Darunter befindet sich eine Darstellung des Hirtenfest in Unspunnen, das 1807 unter der Leitung des Rousseauschwärmers Sigmund von Wagner bei großer Beteiligung abgehalten wurde. Das in den Farben zart abgetönte Bildchen ist wieder ein Beweis von Usteris Kompositions-

talentes und von einer Feinheit, die dem Stiche von Lips im Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft 1808 ziemlich abgeht. Im übrigen sind Szenen aus dem ländlichen Leben, wie unter den früheren Zeichnungen so auch unter den spätern, ziemlich selten.

Karikaturen und Spottbilder nehmen auch in dieser Periode breiten Raum ein. Als zur Zeit der Kontinentalsperre die Verteuerung der Kolonialwaren den Kaffeekränzchen und -Klatschen einen tötlichen Stoß versetzt hatte, da zeichnete Usteri ein paar köstliche alte Frauen, die mit verzerrten Mienen ein Habermus hinunterwürgen (L. 16, 80).

„Nei, so cha-me nümme läbe,
Töde mues ein dä Verdruß!
Statt dem thüre Caffêtierli
Jezt e troches Habermuß!"

Hübsch ist der neue Theologe mit mächtiger, neumodischer Halsbinde, der mit der Scheere den neuen Glauben beschneidet, bis nur noch ein winziges Restchen übrig bleibt (L. 28, 57). Von politischen Karikaturen ist nur noch eine nach der Revolution entstanden, im Jahre 1822: der „scarabaeus arrogans", eine neue Käferart (L. 34, 51). Zweiundzwanzig Käfer in den Farben der Schweizerkantone kriechen planlos auf einem Felsen herum.

Unter der Menge der humoristischen Zeichnungen können hier natürlich nur einige Beispiele herausgegriffen werden. Da ist ein scheußliches, buckliges Weib (L. 16, 65), das sich mit dem „Trost vieler Christen" tröstet: „Ich habe noch keinen jungen Burschen verführt". Ihre Kollegin in L. 14, 8 scheint es dagegen, trotz ihres Alters, auf Männer abgesehen zu haben, so aufgeputzt und geschminkt ist sie.

„Ein Bild von Aarons Stab ist Frau von Kiriki,
Sie selbst ist zwar verdorrt, und dennoch blühet sie".

Zu den besten Usterischen Karikaturen gehört diejenige der zwei tiefsinnigen Freunde Peter und Otto, von der Heß eine gelungene Beschreibung gibt [103]). Mehr satirisch ist die gelehrte Frau, die mit wichtiger Miene durchs Teleskop den Sternenhimmel betrachtet, während hinten in der Stube der Ehemann vor dem leeren Teller sitzt und vor Hunger gähnt (O. 6, 25).

Wie in früheren Jahren liebt Usteri, einen satirischen Gegenstand oder eine humoristische Erzählung in einer Reihe von Bildern nach dem Muster von Hogarth darzustellen. Eine solche ist z. B. „Der bestrafte Argwohn" in sieben Aquarellbildchen mit Versen (L. 16, 75—78), oder „La coquette ou les deux soeurs" in neun Blättern (L. 14, 61). Derber ist der „Lebenslauf Sr. Wohl-Ehrwürden des Herrn Pastor", der seine Tage mit Essen, Trinken und Schlafen zubringt (L. 16, 49). Gerne zeichnet Usteri seine Bildchen als Illustrationen zu alten Sprichwörtern, Priameln ꝛc. L. 9, 53 ff. enthält eine Folge solcher Zeichnungen im Kostüm des 17. Jahrhunderts, so zierlich und fein ausgeführt, daß sie auf den ersten Blick Kupferstiche scheinen. Da steckt z. B. ein Stutzer einer jungen Frau, die mit ihrem Gemahl spaziert, heimlich ein Brieflein zu [104]); ein darunter stehendes Priamel mahnt Ehemänner zur Wachsamkeit.

Solche kleine Humoresken haben oft etwas ungemein Anziehendes. Es ist jene Mischung von Witz und heiterer, manchmal naiver Harmlosigkeit, die Usteris eigenster Charakter war und hier besonders hervortritt.

---

3. Der Forscher und Sammler.

Die Jahre der Revolution hatten in der Schweiz das Interesse an der Wissenschaft, zumal der historischen, lahm ge-

legt. Wer hätte sich auch in den Tagen, wo jedermann für die Zukunft bangte, mit der Vergangenheit beschäftigen wollen? Jetzt, da man vielerorts die alten Zustände wieder herzustellen bemüht war, erwachte, getragen von der romantischen Zeitströmung, auch in unserem Lande das historische Studium wieder[105]). Das Mittelalter feierte, wie in der Kunst, so auch in der Wissenschaft seine Auferstehung. Johannes von Müller schildert es als der erste in seiner ganzen Lebendigkeit und Farbenpracht. Hottinger, Vulliemin, Monnard, Pupikofer, Salomon Vögelin u. a. folgen ihm nach. Eingehender und gründlicher wird das Studium der Quellen; Archive öffnen ihre Schätze, und überall bilden sich historische Gesellschaften, die bald Mittelpunkte der Studien werden.

Unter den Geschichtsforschern der Zeit nimmt Usteri eine zwar bescheidene, aber nicht uninteressante Stellung ein. Die Ungleichmäßigkeit seines ganzen Schaffens zeigt sich auch hier. Auf der einen Seite ist er der kritisch prüfende Forscher, auf der andern in manchen Dingen ziemlich dilettantisch; er unterscheidet zu wenig zwischen Wichtigem und Unwichtigem und läßt vielerorts die historische Schulung vermissen. Seine Studien beschränken sich auf Mittelalter und Neuzeit, und auch da fast ausschließlich auf Schweizergeschichte. Seine Detailkenntnisse auf diesem Gebiete erregten Staunen; „ein lebendes Repertorium des Mittelalters“ nennt ihn einmal Heß.

Betrachtet man die zahlreichen historischen Kollektaneen, die er im Laufe der Jahre gesammelt, so muß man immer wieder seinen unermüdlichen Fleiß bewundern und zugleich bedauern, daß ihm seine allzu vielseitige, zersplitternde Tätigkeit nicht Muße ließ, all das aufgehäufte, zum Teil noch ungesichtete Material wissenschaftlich zu verarbeiten. Wenn er nur von Zeit zu Zeit einiges von dem, was sein Spürsinn aus dem Staube der Jahrhunderte gezogen oder was er mit un-

endlicher Mühe gesammelt, publiziert hätte, die Forschung hätte manchen Gewinn daraus ziehen können. So war vieles für sie verloren. Immerhin darf nicht vergessen werden, daß Usteri von allen Seiten persönlich und brieflich mit Anfragen bestürmt wurde, daß er stets bereitwillig Auskunft erteilte und die Früchte seiner Arbeit andern in der uneigennützigsten Weise zukommen ließ, während er bescheiden zurücktrat.

Die Bände, Bändchen und Mappen seiner historischen Sammlungen bestehen zumeist aus Kopien von Urkunden und Chroniken, Exzerpten, Summarien, Registern 2c., die er sorgfältig und genau zusammenstellte. Das frühere Mittelalter bis zum 14. Jahrhundert ist auffallend spärlich vertreten, wohl deswegen, weil ihm hier die Quellen noch wenig zugänglich waren. Die interessante Gestalt Rudolfs von Habsburg hat auf ihn großen Reiz ausgeübt; er sammelte alle Anekdoten aus dessen Leben, sowie alles erreichbare Quellenmaterial (Mskr. 28).

Seine Vorliebe gehört aber dem 15. und 16. Jahrhundert an, der Zeit der glänzendsten Entwicklung seines Vaterlandes, die von einer neuen Entfaltung der Geschichtsschreibung begleitet war. Die Chroniken mit ihrer naiven, treuherzigen Sprache sind für ihn ein Gegenstand des stetigen Interesses; er lebt sich ganz in die Anschauung und Sprache dieser Werke ein und weiß sie, wie wir sahen, täuschend nachzuahmen. Zu ihrer bequemeren Benützung legt er Summarien an. Gerold Edlibachs Chronik hat er äußerst sorgfältig kopiert mit zierlich ausgemalten Wappen; er hat das Werk mit einer gleichzeitigen Abschrift verglichen, aus ihr ergänzt und über Verfasser und Werk manche wertvollen Notizen gesammelt. Die Arbeit ist so genau, daß sie ohne weiteres 1844 dem Drucke der Chronik zu Grunde gelegt werden konnte. Diplomatisch genau ist auch seine Abschrift von Niclaus Schradins Beschrei-

bung des Schwabenkrieges nach der 1500 in Sursee gedruckten Ausgabe. In Orthographie, Seiten- und Zeilenzahl, Druckfehlern 2c. stimmt sie genau mit dem Originale überein, und auch die Holzschnitte sind mit der größten Treue kopiert. Dem gleichen Bande (Mskr. 20) sind noch verschiedene andere Nachrichten über den Schwabenkrieg beigegeben. Aus Tschudis Chronik macht er sich ein Verzeichnis von sämtlichen Dokumenten, die darin enthalten sind, mit kurzen Inhaltsangaben. Ein Bändchen enthält die Aufzeichnungen der letzten Vorsteherin des Klosters St. Leonhard zu St. Gallen aus der Zeit der Reformation, ein anderes die sauberen Kopien der Missiven Zürichs an Bern während des Jahres 1531. Sorgfältige Sammlungen hat Usteri für eine Geschichte der schweizerischen Freischießen gemacht und unter anderem alles kopiert, was über die berühmte Fahrt der Zürcher nach Straßburg mit dem Hirsebrei 1576 an zeitgenössischen Beschreibungen, Gedichten und Abbildungen zu finden war[106].

Eine erstaunliche Quellenkenntnis und Belesenheit beweisen die zahlreichen Kollektaneen zur Kulturgeschichte. Aus den Urteils-, Richts- und Ratsbüchern der Stadt Zürich notiert er sich alles Interessante, was Kriegswesen, Sitten, Kleidung, Spiel, „allerley Sittliches und Unsittliches" betraf. Er greift auch über die Grenzen der Schweiz hinaus und gibt nach Polizeiverordnungen von 1616 eine „Historische Darstellung, wie Kaiser Maximilian II. dem Luxus durch Verordnungen zu steuern suchte" (Mskr. 48). Die umfangreichen „Collectanea ethica" (Mskr. 51) ziehen die Kulturgeschichte ganz Europas von den ältesten Zeiten an in Betracht. Sorgfältige Register, nach Materien und Ländern geordnet, ermöglichen die Benutzung. Welche Unsummen von Werken der Unermüdliche zu solchen Zwecken heranzog, lehrt das „raisonnierende Verzeichnis von Büchern, Bibeln, Chroniken

u. s. w., worin für die Sittengeschichte und das Kostüm mehr oder minder wichtige Notizen und Kupferstiche enthalten sind, und die sich sämtlich auf der Stadtbibliothek befinden" (Mskr. 61). Interessant ist die Zusammenstellung von Äußerungen aus den Predigten Geilers von Kaisersberg, die sich auf Kleidung und Sitten beziehen.

Was für Usteri immer die größte Anziehungskraft besaß, ist das Kostüm und seine Wandlungen durch die Jahrhunderte. Er errang sich hier mit der Zeit die umfassendsten Kenntnisse; der Forscher ging mit dem Künstler Hand in Hand. Er wußte wohl, daß ein richtiges Verständnis des Kostüms und seiner oft abenteuerlichen Formen nur dann zu erzielen ist, wenn es im Zusammenhange mit sämtlichen Kulturformen seiner Zeit betrachtet wird, und daß die sonderbarsten Moden ihre Fremdartigkeit verlieren, wenn man das Milieu kennt, in dem sie getragen worden. Deshalb studierte er dieses einläßlich; Geräte, Einrichtungen, Wohnungen rc. vom 14. Jahrhundert an lernte er nach und nach bis ins kleinste Detail kennen. Er galt auf diesem Gebiet als Autorität; sogar vom Ausland her holte man sich bei ihm in Kostümfragen Rat [107]).

Der Heraldiker Usteri hat sich umfangreiche Wappensammlungen aus Wappen- und Turnierbüchern, nach Siegeln, Münzen rc. angelegt. Meist betreffen sie schweizerische Adels- und Bürgergeschlechter des Mittelalters; sie führten ihn manchmal zu eingehenden genealogischen Studien. Ein schwerer, engbeschriebener Folioband enthält nur Material zu einer Geschichte der Grafen von Hallwyl, das wohl in Ferienaufenthalten bei dem Freunde Heinrich Schinz, dem Pfarrer zu Seengen, gesammelt wurde. Es sind Auszüge aus den Pfarrbüchern von Seengen, Wappen, Armoriale, sorgfältig kopierte Bildnisse und Abbildungen der Grabmonumente der Hallwyl (Mskr. 1). Mskr. 2 gibt in einem Quartbande eine

Genealogie des Geschlechtes mit kurzen historischen Notizen. Nach den Aufzeichnungen von J. M. Schinz stellt Usteri im Mskr. 3 die Geschichte der Grafen von Toggenburg zusammen; nach denen von J. C. Vögeli diejenige der Familie von Landenberg (Mskr. 5). Eine Genealogie der Familie von Meiß, die, wie erwähnt wurde, Usteri die äußeren Daten gab zum „Erggel im Steinhuus", enthält Mskr. 4.

Neben den schriftlichen Aufzeichnungen weist der Nachlaß Nachzeichnungen und Abbildungen von allen möglichen Antiquitäten, alten Bildern und Porträten auf (L. 17—27). Einen Band füllen Abbildungen von alten Schweizerfahnen, einen andern Grabmäler aus Stein und Erz, mehrere Bände enthalten ein ganzes kulturhistorisches Bilderwerk vom frühesten Mittelalter an bis ins 18. Jahrhundert u. a. aus Jakob von Cassalis Buch der Sitten die Darstellungen des Schachzabelspieles[108]). Dann folgen Studien nach den Bildern in den Chroniken von Froissart, Tschachtlan, Edlibach, Diebold Schilling, Schodeler, Trachtenbilder aus den Wickischen Annalen (1550—1560), aus einer illustrierten Bernerchronik Johannes Hallers (1550—1573), die für Usteri durch die Menge des bunt aufgehäuften kulturhistorischen Materials wertvoll war[109]). Heute ist diese illustrierte Ausgabe nicht mehr auffindbar[110]).

Aus diesen überreichen Materialien, zu denen noch die vielen wertvollen alten Drucke, Kupferstiche und Holzschnitte kamen, über deren Bestand wir leider nur dürftige Kunde besitzen, hat Usteri nun nach allen Seiten hin gespendet und allen Interessenten zur Verfügung gestellt. „Die Badenfahrt" von David Heß wäre wohl kaum so reichlich ausgefallen ohne Usteris Beihülfe; er hat alle historischen Daten des Werkes durchgesehen, korrigiert und ergänzt[111]). Und noch heute können diese Sammlungen dem Forscher treffliche Dienste leisten, sei es, daß sie Notizen und Kopien aus seither verloren gegan-

genen Büchern und Handschriften enthalten, wie das Beispiel der Hallerschen Chronik zeigt, sei es, daß sie die Aufmerksamkeit unserer Zeit auf manches wertvolle, halbvergessene Werk lenken können; so haben Usterische Kopien aus Diebold Schillings Beschreibung der Burgunderkriege (L. 21, 46) auf die Bedeutung des Originals, das auf der Stadtbibliothek Zürich liegt, aufmerksam gemacht [112]).

Nur zweimal ist Usteri mit größeren Arbeiten vor die Öffentlichkeit getreten. 1804 erschien aus seiner Feder im „Helvetischen Journal“ ein Aufsatz „Ueber die jetzige weibliche Kleidung oder nichts Neues unter der Sonne“. In liebenswürdiger humoristischer Einkleidung wird das pikante Thema der damals wieder aufgekommenen allzuweiten Decolletage der Damen behandelt; er verteidigt sie anmutig und schalkhaft gegen strenge Sittenrichter, indem er in Wort und Bild nachweist, daß zu allen Zeiten solche Moden beliebt waren. Der Aufsatz ist wertvoll durch die zahlreichen Belegstellen, die Usteri zur Bekräftigung seiner Behauptungen herbeizieht. Fast sämtliche deutsche Satiriker und Sittenprediger von Berthold von Regensburg bis Geiler von Kaisersberg sind mit ihren meist ziemlich derben Aussprüchen vertreten [113]).

Von größerer Bedeutung ist eine andere Arbeit. Bis 1798 hatte die Gesellschaft für Feuerwerker in Zürich alljährlich, wie andere Gesellschaften, am 2. Januar ein Neujahrsblatt für die Jugend herausgegeben. Durch die Revolution war diese Institution ins Stocken geraten; 1806 rief sie Usteri wieder ins Leben zurück; man vertraute ihm die Ausführung an, und er beschloß im Einvernehmen mit der Gesellschaft, in den folgenden Jahresheften, dem militärischen Charakter der Gesellschaft entsprechend, eine fortlaufende Kriegsgeschichte der Schweiz von den Zeiten der Helvetier an zu schreiben. Zweiundzwanzig Hefte hat er geliefert in den Jahren 1806—1827 und sein

Thema bis zur Schlacht bei Näfels 1388 geführt. Er hatte deren Beschreibung für das 23. Heft vorbereitet, als der Tod ihm die Feder entriß. Der Art des Erscheinens gemäß mußte jedes Heft eine selbständige Monographie bilden, dabei womöglich der innere Zusammenhang des Ganzen nicht gestört werden. Usteri fand einen Fortsetzer in J. J. Hottinger, der das 23. Heft bearbeitete; an seine Stelle trat 1829 David Nüscheler, der 1849 das Werk mit dem 44. Heft zum Abschluß brachte.

Die Arbeit war ursprünglich für die Jugend bestimmt, der sie eine „umständliche Erzählung der Kriegsthaten unserer Voreltern" geben wollte. Diese Erzählungen sollten, wie es im Vorwort des ersten Heftes heißt, von militärischen Plänen begleitet sein, „die mit der möglichsten Sorgfalt in Hinsicht auf die Natur und zeitliche Beschaffenheit des Kampfplatzes entworfen werden sollen, um so dem aufmerksamen Beschauer einen bestimmten Begriff von dem Vorfall zu verschaffen und ihn somit in den Fall zu setzen, über die damalige Taktik, sowie über das Kühne und Gewagte, Kluge oder Unüberlegte der That ein richtiges Urtheil fällen zu können." Die Vignetten sollen irgend einen Gegenstand abbilden, der mit der Erzählung in Verbindung steht, aber keine historischen Kompositionen, sondern „z. B. auf den Schlachtfeldern errichtete Kapellen oder andere Monumente, die eroberten Fahnen und Rüstungen, die Einrichtung des ersten Geschützes oder der früheren Wurfmaschinen — und andere solche Gegenstände darstellen."

„Was aber den historischen Theil unseres Neujahrsblattes anbelangt, so hoffen wir Euch damit nicht erst bey weiter vorgerücktem Alter ein willkommenes Geschenk zu machen, da schon der Knabe beym Erzählen der Großthaten seiner Vorfahren mit gespannter Aufmerksamkeit zuhorcht, und mit warmer Theilnahme über ihre Siege jauchzt, oder ihr Mißgeschick beklagt. Diese

vaterländischen Gefühle beleben auch Euere Brust, liebe Jünglinge! und wenn es uns in der Folge gelingen sollte, dieselben durch die Erzählung der Thaten Euerer Ahnen am Morgarten — bey Murten — bey Sempach — noch mehr zu erhöhen, wenn Euch das bluterkaufste Vaterland heilig wird, zernichtend der Gedanke, solches zu verlieren, wenn Euch die Aufopferung jener Helden in ihrer höhern Glorie erscheint, und Ihr unaufgefordert und laut die Nachahmung dieser erhabenen Vorbilder am Altare des Vaterlandes schwört, — dann blickt Helvetiens Schutzgeist segnend auf Euch herab und uns beglückt das Bewußtseyn diese edlen Gefühle in Euch entflammt zu haben." Dieser patriotische Zug geht durchs ganze Werk, das in warmer, begeisterter Sprache geschrieben ist. Usteri unterläßt nie, am Schluß der Hefte je eine beherzigenswerte Lehre zu geben. Es ist jene vorwiegend ethische und patriotische Geschichtsauffassung, wie wir sie im 18. Jahrhundert bei den Gliedern der helvetischen Gesellschaft, in Lavaters Schweizerliedern und bei Johannes von Müller finden. Die Geschichte soll in erster Linie charakterbildend wirken, die Taten der Ahnen sollen zur Nacheiferung anregen.

Die Kriegsgeschichte baut sich auf dem solidesten Fundament auf[114]). Die lange Frist zwischen den einzelnen Heften bot Gelegenheit, die Arbeiten gründlich nach allen Seiten hin auszugestalten. Usteri machte, wo es anging, Studien an Ort und Stelle, trat mit Gelehrten in Verbindung, um sich über Lokalfragen und Einzelheiten genaue Auskunft zu verschaffen, sorgte für Karten und Pläne und lieferte die Zeichnungen zu verschiedenen Vignetten, die Franz Hegi ätzte[115]). Vieles hat der gefällige Sigmund von Wagner beigesteuert und alles aufgetrieben, was dem Freunde dienlich sein konnte. Die Beschreibung der Schlachten bei Laupen und am Donnerbühl hat Usteri nach den Angaben Wagners gearbeitet. In manchen Fragen

wurde auch Hegner konsultiert. Viel Schwierigkeiten scheint die Bestimmung der Lage des Schlachtfeldes von Morgarten bereitet zu haben. Er trat mit dem Schwizer Ithen, der sorgfältige Untersuchungen darüber angestellt hatte, in längeren Briefwechsel[116]) und schloß sich schließlich der Ansicht des letztern an, die die Schlacht nach der sog. Haselmatte verlegt.

Der Kunsthistoriker darf an dem unermüdlichen Sammler nicht vorbeigehen. Seine „raisonnierenden Verzeichnisse“ von Malern, Kupferstechern, Formschneidern des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, sowie ihrer Arbeiten und der Werke, worin sich diese befinden, können heute noch von großem Werte sein (L. 42—44), ebenso das Verzeichnis von 49 alten Bilderbibeln aus seiner eigenen Sammlung und der des Prof. J. J. Meyer. Usteris Kupferstichsammlung muß sehr bedeutend gewesen sein. Schon sein Vater hatte eifrig gesammelt, 1802 erbte er die Sammlung seines Oheims Heinrich und hat sie unermüdlich vermehrt[117]). Merkwürdig bleibt, daß er, der einen so peinlichen Ordnungssinn besaß, keine Zeit fand, seine wertvollen Blätter übersichtlich und anschaulich zu ordnen, und alles in einem chaotischen Durcheinander hinterließ[118]). Er sammelte nicht nach einem bestimmten Plan, sondern kaufte auf Auktionen zerstreute Blätter, wie sie ihm der Zufall in die Hände spielte. „Seine Liebe zu allen Arten Kunsterzeugnissen war so groß, daß er öfters unscheinbare und beschädigte Blätter übernahm, bloß um sie vor gänzlichem Untergange zu retten.“ (Heß.) Nicht immer war für ihn der Kunstwert eines Blattes für die Erwerbung maßgebend; fast mehr noch sah er auf den kulturhistorischen Wert. Seine Sammlung wuchs zu einer bunt zusammengewürfelten Menge von Blättern an, unter denen neben den deutschen Meistern die Niederländer und Italiener reichlich vertreten waren. Usteri war ein großer Liebhaber von Holzschnitten und auf diesem Gebiete bedeutender Kenner; er

suchte alles, was die Geschichte dieses Kunstzweiges beleuchten konnte, zusammenzubringen. In den Bänden L. 22 und 23 des künstlerischen Nachlasses sind eine Reihe von Kopien von Werken Albrecht Dürers, Niklaus Manuels[119]), Daniel Hopfers, Ambergers enthalten, neben sehr getreu nachgezeichneten satirischen Holzschnitten aus der Reformationszeit.

Eine besondere Vorliebe hatte Usteri für Holbein. Hegner verdankte ihm manche wertvolle Notiz für seine Holbeinbiographie (Berlin 1827). Als die berühmten Gemälde Holbeins im Hertensteinschen Hause zu Luzern 1824 ihrem Untergange durch Neubauten entgegensahen, bot er alles auf, um sie zu retten. „Ich lege Ihnen den Gegenstand ans Herz", schreibt er an K. Pfyffer von Altishofen in Luzern am 16. Dezbr. 1824[120]), „predigen, belehren, bitten, ermahnen Sie, und wenn Alles dieses nicht helfen sollte, so sprechen Sie den Kunstfluch gegen ihn aus: daß, wenn er [der Besitzer des Hauses] unsern Bitten und Ermahnungen nicht Folge leisten sollte, des biedern, ruhmwürdigen Schultheiß Jakobs von Hertenstein Rache ihn treffen, und Holbeins Schatten mit allen seinen lustigen Gesellen ihn lebenslang necken und plagen, und die 40 Nägel der 4 Frauen des besagten Schultheißen ihm alle Nacht im Traume erscheinen und alle freundlichen Bilder von seinem Lager verscheuchen sollten." Trotz aller Anstrengungen konnten die Bilder nicht gerettet werden. Ebenso verhandelten Usteri und Hegner mit dem Obersten May von Büren in Luzern, der mit ihrer Hülfe eine Publikation der Holbeinschen Malereien zu veranstalten gedachte. Sie kam nicht zustande, wohl weil die Nachbildungen unzureichend waren[121]).

Teilweise von hohem Werte sind Usteris Zeichnungen von Denkmälern der Architektur und des Kunstgewerbes, die er meist von seinen Reisen heimgebracht hat; vieles, was heute der Zerstörung anheimgefallen ist, kennen wir nur aus

seiner Zeichnung. Als Neffe des letzten Zürcheramtmanns in Stein am Rhein, Paulus Usteri (seit 1797), weilte er oft in dem alten St. Georgenkloster, das der verschwenderische letzte Abt, David von Winkelsheim (1490—1525), zu einem wahren Schatzkästlein spätgotischen Kunstgewerbes ausgestaltet hatte. Usteri hat das Chorgestühl in der Kirche gezeichnet, mit Detailausführungen und Maßangaben (L. 22). Diese Zeichnungen sind das einzige, was wir über das Werk wissen; Usteri hat selbst später dazu notiert: „Diese Stühle sind Ao. 182· weggebrochen und verkauft worden". Nach andern Berichten hat sie der damalige Pfarrer, Melchior Kirchhofer, zersägen und verbrennen lassen[123]). Noch andere spätgotische Werke des Klosters, die heute nicht mehr vorhanden sind, hat Usteri gezeichnet. Ein schönes Schankgestell, das heute im Musée de Cluny (Salle François I) steht, wurde nach seiner Zeichnung als Steiner Arbeit erkannt.

Am verdientesten hat er sich durch seine Sammlung von Glasmalereien gemacht, die im Laufe der Jahre zu einer der schönsten und reichsten anwuchs, die man finden konnte. Zu einer Zeit, wo jegliches Verständnis für die Schönheit und den Wert dieses Kunstzweiges fehlte, hat er mit Eifer das Schönste und Beste daraus gesammelt und vor roher Zerstörung gerettet, unbekümmert darum, daß man ihn als Sonderling belächelte. Das 18. Jahrhundert und zum Teil noch das 19. ist blindlings an der Farbenpracht der alten Glasgemälde vorbeigegangen. In Kirchen und Ratshäusern mußten die wertvollsten Stücke nüchternem Fensterglase weichen. Die mittelalterlichen Neigungen der Sturm- und Drangzeit haben sich hie und da auch diesem Zweige mit Interesse zugewandt; bekanntlich hat Lavater eine wertvolle Sammlung von Glasgemälden für den Herzog von Anhalt-Dessau zusammengebracht, die sich im sogenannten „gotischen Hause" zu Wörlitz

befinden. Solche Bestrebungen blieben indes ganz vereinzelt; im übrigen wurde der vandalische Vernichtungskampf fortgesetzt, und noch in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts wurden die Glasgemälde in der Fraumünsterkirche zu Zürich eingestampft und fässerweise nach der Glashütte geschickt. Für eine Handvoll Gulden konnte man sich, nach heutigen Begriffen, die wertvollste Sammlung anschaffen [123]). Das war noch die goldene Zeit für Sammler, wo der Meister „Sepp von Eppishusen", Laßberg, in seinem grünen Jägerkleide die Lande auf und ab zog, nach alten Kunstschätzen spähte und die herrlichsten Glasmalereien gegen gewöhnliches Fensterglas eintauschte [124])! In Usteris Tagebuch von 1798 findet sich einmal die Notiz: „für Glasgemähle fl. 7". Wie wenig verbreitet die Wertschätzung derselben auch bei Gebildeten war, zeigt am besten die Verschleuderung von Usteris Sammlung nach seinem Tode, von der oben (S. XXXI) die Rede war. David Heß erwähnt sie, die heute eine Zierde des schweiz. Landesmuseums bildet, in der Biographie des Freundes nicht einmal. Immerhin fehlte es schon damals nicht an Privatsammlungen neben der Usterischen. Er selbst gibt uns Kopien von Glasgemälden aus dem Besitze des Pfarrers Veith von Andelfingen, ferner aus einer Schellenbergschen und Heideggerschen Sammlung (L. 23).

Die älteste Erwerbung Usteris mögen wohl die Kirchenscheiben von Wald sein [125]), die er vielleicht beim Umbau der Kirche schon 1784 erwarb. 1796 wurde ihm von der Regierung eine Serie von sechs Scheiben aus dem Refektorium des ehemaligen Augustinerklosters in Zürich geschenkt, die 1519 dorthin gestiftet worden waren [126]). Laut mündlicher Tradition hat Usteri auch die Scheiben aus dem Rathause zu Lachen erworben. Vielleicht gehört dahin eine Folge von zwölf Standesscheiben [127]), die zu den künstlerisch bedeutendsten

Stücken der Sammlung zählen. Sie sind in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts entstanden und geben ein glückliches Bild von der schweiz. Glasmalerei der Zeit kurz vor ihrer Blüte (Mitte des 16. Jahrhunderts). Wunderbar ist die Farbenpracht dieser Scheiben und ebenso ihre Erhaltung. Der Glanzpunkt der Sammlung bildet eine Pannerscheibe der March von 1507[128]) mit dem prachtvollen Schwizerbauer als Pannerträger, der wie kaum eine andere Darstellung jener Zeit uns die rassige Kraft und das selbstherrliche, rauhe Auftreten eines alten eidgenössischen Heerführers vor Augen führt.

Usteri scheint auch Scheiben aus den Kirchen von Küsnacht und Kloten besessen zu haben. Der Band L. 46 der „artistischen Kollektaneen" gibt ein „Raisonnierendes Verzeichnis hie und da befindlicher Glasmalereyen"; es enthält Scheiben von Oberglatt, Seengen, Königsfelden, Kappel, Baden, aus der Probstei zum Großen-Münster und Almosenamt in Zürich, ferner Beschreibungen von Glasgemälden aus Hedingen, Mettmenstetten, Schinznach, Wollerau und Herzogenbuchsee, „sowie solchen, die sich ehemals auf der Zunft zu Stein am Rhein befanden". Wie viele davon Usteri für sich erwarb, dürfte eine genaue Untersuchung des in den Kollektaneen enthaltenen Materials und der in L. 23 enthaltenen Kopien lehren. In jeder Weise war er bemüht, das Vorhandene vor Zerstörung zu retten. Unter seiner Leitung wurden die Glasmalereien aus der ehemaligen Zisterzienserabtei Kappel 1819 nach Zürich gebracht, neu in Blei gefaßt und von Franz Hegi ergänzt[129]).

Hundertacht Scheiben aus Usteris Sammlung sind 1894 aus dem Auslande zurückgekauft worden. 1829, als sie nach Deutschland wanderten, waren ihrer über 150, fast ein halbes Hundert ist verschleudert worden. Eine Betrachtung des Erhaltenen lehrt, daß Usteri mit seinem, sicherm Geschmack aus dem Guten das Beste ausgelesen hat; hier war er den meisten seiner

Zeitgenossen überlegen. Es ist zwar ein lokal beschränktes Gebiet, aus dem er seine Stücke erworben, dafür waren es fast durchwegs Meisterwerke; die naivplumpen Bauernscheiben des 17. Jahrhunderts sind nur spärlich vertreten, gleichsam nur als Kuriosa, und Grisaillen, diese Zeichen des Verfalls der alten farbensatten Glasmalerei, fehlen gänzlich[130]).

Auffallend wenig hat sich Usteri mit dem Studium der poetischen Literatur abgegeben. Was er hier gesammelt hat, sind fast ausschließlich Volkslieder. Die Einflüsse, die er in der Jugend von Percy, Herder und Bürger erhielt, wurden auch hier für sein ganzes Leben bestimmend. Er träumte sich gerne zurück in die Zeit, wo diese halbvergessenen Weisen noch lebendiges Gut des Volkes waren. In der Erzählung „Gott bescheert über Nacht" singen Rosine und Bernhard „den Graf von Rom oder den Meister Hildebrand . . . und voraus die Lieder von dem Zuge gegen den Herzog Carlj, die der Weber und ander gmacht hattend". Seine Bibliothek vereinigte die seltensten alten Liederdrucke, Flugblätter 2c. Nicht ausschließlich literargeschichtliche Gründe mögen ihn geleitet haben bei den fleißigen Zusammenstellungen der „Streit- und Spottlieder religiösen und politischen Inhalts aus dem 16. Jahrhundert" (Mskr. 72) und dem „raisonnierenden Verzeichnis alter und neuer Schweizerlieder meist historischen Inhalts", das nicht weniger als 221 Nummern anführt. Leider enthalten nur die Bändchen Mskr. 69, 73 und 74 vollständige Texte; sonst gibt Usteri nur die Titel mit Anfangszeilen, Inhaltsangaben und sachliche oder ästhetisch-kritische Bemerkungen. Die Fundorte sind oft ungenügend angegeben[131]). Uhland, Liliencron und Tobler haben diese Sammlungen benützt; Uhland hat sie bald nach Usteris Tod durch David Heß zugeschickt erhalten[132]).

Erst in seinen späteren Jahren scheint Usteri sich mehr für literarhistorische Fragen interessiert zu haben, namentlich

seit er mit dem Freiherrn von Laßberg bekannt geworden war. Der warmen Begeisterung, womit dieser unermüdliche Forscher, der mit Usteri in manchen Stücken Ähnlichkeit besaß, seine Bekannten für die altdeutschen Studien zu interessieren wußte, konnte sich auch Usteri nicht entziehen. Ein reger Briefwechsel entspinnt sich in den Jahren 1818—21[133]). Sie tauschen Bücher und Manuskripte aus; Usteri besorgt Abschriften, Exzerpte und ist unermüdlich im Aufstöbern alter Drucke für den Freiherrn, während er von diesem wieder wertvolle Aufschlüsse über historische und literarische Fragen erhält; er besorgt mit Pünktlichkeit und Umsicht Laßbergs Wünsche auf den Bücher- und Glasgemäldeauktionen des Antiquars Wüst. Als Laßberg im Jahre 1818 beabsichtigte, die in seinem Besitze befindliche Handschrift der Nibelungen (C) ganz in Steindruck herauszugeben, knüpfte Usteri Unterhandlungen mit Lithographen an, wobei ihm der Inspektor Horner behülflich war, bis sich zuletzt die Sache wegen der Kostspieligkeit des Unternehmens zerschlug. Im Jahre 1819 ist die Herausgabe des „Liedersaales"[134]) das Sorgenkind der Drei; Usteri besorgt das Titelkupfer, und bis man endlich im reinen darüber ist, welchen der eingereichten Entwürfe man wählen soll, vergeht wieder eine Zeit; dann kommt wieder die Verzögerung des Stiches durch Hegi, der immer mehr versprach, als er halten konnte. Gerade damals war er mit Aufträgen überhäuft. „Bey diesem Nothquartal hatte es mich wirklich einigermaßen befrembet, daß er Ihre Bestellung annahm, allein der Gegenstand der seinen Liebhabereyen zuspricht, mag davon Ursache gewesen seyn, daß er ihn nicht, wie schon manchen, ins Verlies versenkte", schreibt Usteri am 1. Dezember 1819.

Interessanter sind die Bemühungen Laßbergs, durch Usteris und Horners Hilfe den sog. Manessischen Kodex, die jetzige große Heidelberger Liederhandschrift, auf einige Zeit zur

Abschrift und Herausgabe aus Paris zu erhalten. Seit Bodmer auf den Wert dieser schönen Handschrift aufmerksam gemacht hatte, fehlte es nie an Bemühungen, sie wieder auf deutsches Gebiet zu bekommen. Usteri kannte ihren Inhalt aus Bodmers „Minnesingern" schon in seiner Jugend und hatte in Paris ihren Bilderschmuck kopiert; um so mehr mußte ihm daran gelegen sein, sie in einer schönen und würdigen Ausgabe, wie sie der Freiherr plante, gedruckt zu sehen. „Möge er (Usteri) in seiner Bewerbung um den Manessischen Kodex glücklich und eine vollständige Herausgabe, samt den wichtigen Zeichnungen, die Folge seiner Bemühungen sein"! schreibt Laßberg am 28. November 1818 an Horner. Man hatte anfangs die beste Hoffnung. Usteri wandte sich an den Schultheiß v. Mülinen in Bern, und dieser hoffte sogar, wenn auch mit starken Bedenken, den Kodex für die Stadtbibliothek Bern zu erwerben als Ersatz für eine Handschrift, welche der französischen Regierung anvertraut worden war und nicht mehr zurückkam[135]. In dem bekannten Philologen J. C. von Orelli, der eben eine Professur in Zürich angetreten hatte, hoffte Usteri „einen tüchtigen und rüstigen Mitarbeiter zur Kollationierung dieses Codex mit dem gedruckten Werk" zu finden. „An Arbeitern fehlt's nicht, wenn die Arbeit nicht ausbleibt". Am Ende des Jahres 1819 waren schon alle Pläne zur Herausgabe der Handschrift fertig, aber diese selbst fehlte immer noch. Am 7. Dezember 1819 schreibt Usteri: „Was den Maness. Codex anbetrift, so habe ich auch eine Einfrage von der Gräfin Caroline [von Schaumburg] erhalten und freue mich über Ihre Antwort an den Herrn von Stein, des nämlichen Gegenstandes halber; ich stehe gänzlich in seinen Ansichten, daß, wenn man eine Ausgabe mit Kupfern veranstalten will, alle Zeichnungen aufgenommen werden sollen, bin auch sehr gerne erbötig, die Copie derselben unter meine sorgfältige Aufsicht zu nehmen: denn wenn

einmal etwas geleistet werden soll, so soll es recht geleistet werden: machen Sie nur, daß wir endlich den sehnlich gewünschten Codex erhalten; denn auf dem Bernerweg dazu zu gelangen, habe ich nun alle Hoffnung aufgegeben". Am 28. Januar 1820 verspricht er „bey neu aufgehender Hoffnung jenen ersehnten Codex zu erhalten . . ., recht unverdrossen mitarbeiten zu helfen, wenn es einmal darum zu thun seyn sollte, eine neue, vollständige und mit getreuen Copien der dazu gehörigen Vorstellungen ausgestattete Auflage dieser merkwürdigen Sammlung zu Tage zu fördern". Das „Hoffnungsbarometer in Rücksicht des Maneff. Codex" sank indessen immer tiefer: „ich fürchte, ich fürchte, es steht bey: windig!" schreibt Usteri am 25. Februar. Bald darauf scheint die ganze Angelegenheit eingeschlafen zu sein, nachdem man sich Jahre lang darum bemüht und schriftlich wie mündlich auf Spaziergängen nach der „heiligen Manegg", wo nach der Überlieferung die Lieder der Handschrift gesammelt wurden, darüber verhandelt hatte. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, einen diplomatisch getreuen Abdruck der Handschrift herzustellen[136].

IX.

Lebensende.

In voller Rüstigkeit und Arbeitsfreude hatte Usteri seine 63 Jahre überschritten, als ihn ein Leiden, dessen Keime längst in ihm lagen, aufs Krankenlager warf. Einige Jahre nach der Augenentzündung von 1804 drang ein Freund, der um die Erhaltung der Sehkraft Usteris besorgt war, in ihn, sich von dem zufällig in Zürich anwesenden Augenarzt Jung-Stilling untersuchen zu lassen. Jung nahm eine sorgfältige Untersuchung vor, erkundigte sich genau über Usteris Lebensweise und riet ihm, die Augen möglichst zu schonen, dabei aber auf Stärkung des ganzen Körpers, namentlich der Muskeln, bedacht zu sein; um die Hauttätigkeit anzuregen, sollte er sich Sommer wie Winter von Kopf bis zu Fuß in feinen Flanell kleiden. Am gleichen Tage äußerte Jung einem Freunde gegenüber die Besorgnis, Usteri werde wohl früher oder später die Hautwassersucht bekommen, die Beschaffenheit seines Körpers, ja seiner Augen deute auf Veranlagung zu dieser Krankheit. Usteri konnte sich nicht zu der von Jung empfohlenen Kleidung entschließen; ein anhaltendes Gefühl der Gesundheit ließ die Befürchtung des Arztes vergessen. Man hoffte allgemein, er werde bei seiner einfachen und regelmäßigen Lebensweise und seinem heitern, schaffensfreudigen Charakter ein hohes Alter erreichen.

Aber schon der Winter 1825 brachte allerlei Unpäßlichkeiten. Der Tod von Adolf Heß, des hoffnungsvollen Sohnes seines Freundes David, im Sommer 1826 erschütterte ihn tief. Geschwollene Gliedmaßen, häufiger Schwindel und ein leichter

Schlaganfall waren ernste Vorboten einer schweren Krankheit. Dazu kam gegen das Ende des Sommers eine Erkältung, die er sich bei einem Ausfluge nach dem Kurorte Hütten, wo Heß weilte, zugezogen hatte und von der er sich nur scheinbar wieder erholte; denn gegen den Winter sah er auffallend übel aus, seine Sehkraft nahm ab, und er begann schwächer zu werden. Jung hatte richtig gesehen, Usteri litt an der Hautwassersucht. Seine Munterkeit und Geistesfrische litt nicht, im Gegenteil, je mehr er fühlte, daß seine Laufbahn bald ihr Ende erreicht haben werde, desto mehr nahm er noch einmal alle Kraft zur Vollendung seines Tagewerks zusammen. Die Kinderlieder wie der „Erggel im Steinhuus“ sind hauptsächlich im Winter 1826/27 entstanden. Noch immer besuchte er seine Gesellschaften und war voll guter Hoffnung, sodaß nur wenige in ihm den tötlich Kranken vermuteten. Manche schwere Stunde vergaß er im freundschaftlichen Verkehr, und die liebenswürdige Freundin Frau Marie von Escher, eine Schwester seines Basler Freundes Peter Vischer, mit der er schon einige Jahre brieflichen Verkehr unterhielt[1]), stand ihm helfend und tröstend zur Seite. Von Zeit zu Zeit schickt er ihr einen launigen Krankheitsbericht; bald freut er sich, daß er wieder ausgehen dürfe, bald klagt er über die unförmliche Verpackung, in die ihn der Arzt gewickelt, namentlich über die ihm ungewohnten langen Hosen. „Nun habe ich es wie der Esel, der sich nach und nach auch ans Säcke tragen gewöhnt; ich fange an, mich mit etwas weniger Mühe zu bewegen, aber eine tiefe Sehnsucht wird immer in meinem Herzen nach meinen kurzen, leichten Höschen zurückbleiben, die durch keinen, Achslen und Brust belästigenden Tragaparat drückend gemacht werden mußten, und man wird mich nie überreden können, daß nicht Freund Hain, wenn er wieder seine Hand nach mir ausstrecken sollte, mich nun weit leichter bey den langen, schlotternden Beinkleidern erwischen werde, als

bey dem nun abgedankten Kleidungsstück.“ Und wie die Freundin selbst krank wird, da tröstet er sie: „Wir müssen ein bequemes Sesselchen neben uns hinstellen, selbiges mit einem einladenden Polster belegen und die liebe Geduld bitten, daß sie sich neben uns hin setze und uns von dem freundlichen Frühling erzähle und seinen Wundern, die er überall bewirkt, bis dann der holde Knabe mit seinem blumenbekränzten Lockenköpfchen selber durch die zerrissenen Schneewolken zu uns herabblickt und hinter ihm der Himmel blau ist und erfreuend und warm“! Mit jedem warmen Sonnenstrahl erwacht Usteris Lebenshoffnung aufs neue; gegen den Frühling darf er sogar wieder ausgehen, freilich „wie ein Packtier mit ungewohnten Kleidungsstücken beladen, und habe willig Körper und alle Extremitäten hergehalten, wo immer dienstfertige Hände solche zu bekleiden Lust bezeugten. Also Ihr Wärmehalter zunächst, wollene Socken, — wollene Strümpfe — lange Hosen — ich glaube von Triple-Molton, darunter sollen nun gar noch Stiefeln kommen, ich glaube mit Seehund oder Eisbärfellen gefüttert — kurz, es ist ein wahrer Jammer, wie ich behängt bin; indessen muß ich freilich gestehen, etwas Bekleidung ist nötig, um das Defizit wenigstens scheinbar zu decken, das ich erlitten habe; denn ich sehe ziemlich — Schneider ziemlich — Windhunds — mäßig aus“. Noch ging er seinen Geschäften nach und besuchte auch den Kleinen Rat, wenn es ihm irgendwie möglich war; aber zu Hause ordnete er alles auf den Fall hin, daß er sterben sollte.

Im Frühjahr 1827 schien sich seine Gesundheit zusehends zu bessern; um so härter traf ihn der Tod seiner Freundin Frau von Escher. Mit dem Sommer ward sein Zustand wieder schwankend. „Mit meiner Gesundheit gehts wie mit dem Himmel; immer gleich und immer nicht recht“, schreibt er Heß am 10. Juni. „Man vertröstet mich jetzt mit gutem Wetter in Italien, ob und wann dieses über die Berge kommen möge —? das weiß Gott!

ich fange nach und nach an ungeduldig zu werden". Eine „dumpfe Trägheit und Schlaftendenz" stellte sich häufig ein. Um auf dem Lande Erholung zu finden, begab er sich Mitte Juni nach Rappers wil und gedachte hier in dem hübsch gelegenen Gasthof zum Pfauen den Sommer zuzubringen. Ein anmutigerer Ort, der so ganz Usteris Natur entsprach, hätte sich kaum finden lassen, als das altertümliche Städtchen, das, beherrscht von trotzigen Türmen des alten Grafensitzes, auf einer Landzunge in den Zürichsee hineinragt. Hier war auch der Schauplatz von Usteris düster-romantischen Ballade von der „armen Gräfin von Rapperswil". Hier hoffte er in ungestörter Muße einige angefangene literarische Arbeiten zu vollenden, so den „Erggel im Steinhuus" und das 23. Neujahrsblatt der Feuerwerker, das die Schlacht bei Näfels behandeln sollte. Er hoffte sogar zu diesem Zweck einen Ausflug ins Glarnerland machen zu können, um das Schlachtfeld bei Näfels eingehender zu studieren. Aber Fähigkeit und Lust zur Arbeit war dahin, alles blieb liegen. „Usteri hat uns allen Angst gemacht", schrieb Heß an Hegner am 22. Juni[2]), „nicht bloß, weil es schien, daß er uns ganz entrückt werden sollte, sondern weil das noch traurigere zu befürchten schien, „er möchte sich selbst überleben". Das traurigste aller Loose! jetzt aber beginne ich zu hoffen, er werde in dem schönen Rapperswil, wo er eine Sauerwasserkur trinken soll, sich ganz oder doch leidlich wieder erholen." Usteri glaubte selbst zeitweise an seine Besserung, „nicht zwar, daß ich Symptome verspürte, ob als eine baldige Herstellung vor der Thüre sey; denn ich plampe noch gewaltig auch auf ebener Straße daher, und die Munterkeit und Schnellkraft des Geistes sind noch gewaltig von einer widrigen Stumpfheit und Mattigkeit umfangen, aber ich hoffe, die eingetretene bessere Witterung werde auch wohlthätig auf mich einwirken." Noch unternahm er kleinere Spaziergänge; auf einem derselben überreichte eine

Bauernfrau dem armen Kranken voll Mitleid eine Rose. Der Pfarrer Tobler von Wald, der in seiner Gemeinde einen Gesangverein gegründet hatte, erfuhr von Usteris Aufenthalt in dem benachbarten Rapperswil und, ohne zu wissen, wie krank der Freund sei, glaubte er bestimmt, der sonst unermüdliche Wanderer werde ihn besuchen und mit ihm das „Hörnli", einen naheliegenden Berg mit schöner Aussicht, besteigen. Dort, angesichts der Alpenfirnen, sollte ein Chor den Sänger der Freude überraschen. Aber Usteri war bereits ganz kraftlos geworden und bedurfte der sorgsamsten Pflege. Der Gastwirt Heußi, ein gebildeter Mann, behandelte ihn mit zartester Aufmerksamkeit. Mit Mühe konnte sich der Kranke abends, wenn er aus dem Schlummer, in dem er manchmal fast den ganzen Tag über lag, nach der Linde vor dem Gasthofe schleppen, unter der er mit seiner Frau, seiner Schwester und einer Nichte den Thee trank und sich am Abendrot erfreute. Anfangs speiste er noch an der gemeinsamen Tafel, da ihn die Menge neuer Gäste zerstreute.

Eines Tages erschien ein deutscher Reisender bei dem Wirte; er erzählte, er habe in Griechenland „Freut euch des Lebens" in griechischer Sprache singen hören und freue sich nun, den Dichter des berühmten Liedes, von dessen Aufenthalt in Rapperswil er in Zürich vernommen, persönlich kennen zu lernen. Wie erstaunte er, als ihm Heußi den totkranken Mann vorstellte, der oben an der Tafel saß. Usteri war gerührt, daß sein liebstes Musenkind ihm den Fremden zugeschickt hatte als einen letzten Gruß. Die Unterhaltung dauerte nicht lange, Usteri war zu matt, um längere Zeit sprechen zu können.

David Heß, der den Freund fleißig besuchte, berichtet über die letzten Tage[8]): „Seine Kränklichkeit nahm täglich mehr überhand und mit ihr eine allgemeine Schwäche. Er mußte sich bald auf sein Zimmer beschränken, wo er zwar seine ihn

zuweilen besuchenden Verwandten und Freunde mit immer gleicher Herzlichkeit empfing, sogar noch in ihrem Kreise speiste, sich aber doch denselben nicht mehr so behaglich wie früher mitteilen konnte. Während dem Gespräch versank er gewöhnlich in einen Schlummer, welcher, wahrscheinlich durch den Druck des im Schädel angehäuften Wassers verursacht, ihn öfters und besonders alle Nachmittage in einen träumerischen Zustand versetzte, in welchem er sich seiner selbst nicht mehr deutlich bewußt war. Auch die Werkzeuge der Sinne versagten ihm ihren Dienst. Sein Gesicht war verdunkelt, und wenn er einem Freunde noch gerne mit eigener Hand hätte einschenken mögen, goß er den Wein neben das vor ihm stehende Glas".

Am 26. Juli ergriff er zum letzten Male die Feder, um an Heß zu schreiben: „Wie ungemein verbinden Sie mich, mein lieber Herr Heß! durch ihre vielen und sorgfältigen Bemerken und Nachrichten, die Sie mir mitzuteilen die Güte haben und besonders auch durch die Erlaubnis, daß ich jeder tiefergehende, beschwerlich fallende Antwort ausweichen solle, denn noch fühle ich mich wirklich ....". hier entsank ihm die Feder. Die wenigen Zeilen hatten ihn fast eine Stunde gekostet. Sein Augenlicht ward immer trüber, schon hatte der graue Star sein eines Auge ergriffen und drohte dem andern mit Erblindung.

Am 29. Juli, es war ein schöner Sommernachmittag, ward Usteri plötzlich durch einen leisen, ernsten Choralgesang aus seinem Schlummer geweckt. Er lauschte und blickte verwundert auf. „O wie schön", lispelte er und glaubte schon der Erdenschwere entrückt zu sein. Es war der Sängerverein Stäfa[4]), der von einem Ausfluge hieher gekommen war und in dem Gesellschaftssaale direkt unter Usteris Zimmer mit seinem Gesange die letzten Stunden des Sterbenden verschönte. Man hatte sich erkundigen lassen, ob ihm der Gesang beschwerlich falle, und wie die Männer hörten, welchen Genuß sie ihm

bereitet hätten, sangen sie noch eine halbe Stunde mit gedämpfter Stimme fort. Usteri blieb lange in sinnendes Träumen versunken, dann ließ er die Seinigen zu sich rufen, um mit ihnen den Thee zu trinken. Er ahnte, daß er sie zum letzten Male sehen werde; denn er nahm Abschied von ihnen und dankte ihnen gerührt für alle Liebe, die sie ihm erwiesen. „Es ist doch nichts schöneres als Liebe. Liebet einander!" sollen seine Worte gewesen sein. Bald darauf verlor er das Bewußtsein und versank in einen soporösen Zustand. „So möchte man meinen, es wäre um das Sterben ein Leichtes", meinte der Wirt, der den ruhig Schlummernden betrachtete. Nach 10 Uhr abends schied Usteri ruhig und sanft aus dem Leben.

Am folgenden Abend wurde seine Leiche eingeschifft, um in der nächtlichen Kühle nach Zürich gebracht zu werden. Die Nacht war schwül und gewitterhaft; die Schiffleute sprachen fleißig dem Weine zu und landeten betrunken in Küsnacht, so daß die Leiche, die noch in der Dunkelheit in der Stadt hätte eintreffen sollen, erst in der Morgenfrühe dort ankam[5]).

Zwei Tage darauf, am 1. August, wurde die Leiche des „vielgeliebten und viel beweinten" Mannes unter Beteiligung einer unzählbaren Menge aus allen Ständen nach dem Friedhofe zu St. Anna geleitet; in der Nähe von Magdalenas Grab hat Usteri seine Ruhestätte gefunden. „Kein prunkendes Denkmal, nur Blumen bezeichnen sein Grab."

„Daß du mich in der Künstlergesellschaft nicht angetroffen", schrieb Heß am 21. Oktober 1830 an Hegner, „hatte seinen Grund, denn ich war damals in Basel. Aber auch wenn ich hier bin, komme ich äußerst selten hin; jedesmal überfällt mich dort eine Art von Heimweh nach Usteri, und ich vermisse auch

den früheren traulichen Ton im Umgang unter den meisten neuen und fremden Gesichtern. Horner versteht es auch nicht, die Gesellschaft zu beleben, wie es Usteri tat. Da heißt es eben auch: „Es blüht eine Zeit und verwelkt!“

Heß fühlte wohl, daß mit Usteri, dem „kunstreichen, liebenswürdigen und gemeinnützigen Manne“, einer der letzten Vertreter jener beschaulich-gemütlichen Zeit vielseitigen Dilettantentums dahingeschieden war, in der das Leben so ruhig dahin floß, „gleich einem stillen Bache“.

Anhang.

---

1. Brief Heinrich Pestalozzis an Usteri, betreffend die Illustrationen zu Lienhard und Gertrud.

Insonders

Hochgeehrter Herr

Ich danke Ihnen mit warmem Herzen für Ihre Güte u: freue mich Ihrer Kunst

Der besoffene Lienhart ist vortreflich u: der Vogt u: Arner ebenso

Wenn ich wünschen dürfte = so were es nur. daß der Vogt etwas fetter u: schwacher vorgestellt werde

Er scheint noch in so vollen Krefften zu seyn u: das ist er im Buch nicht

Verzeihen Sie die Freyheit dieser Bemerkungen u: laßen Sie mich hierzesezzen es fordert mehr Kunst ihn zu zeichnen wie er ist als wie ich ihn wünschte.

ich wünsche das Kind auf dem Grabe seines Vatters beym Mondschein eben so wie Sie u. dann danke ich für den konftigen Theil

Die Hh. Vorgesezten wie Sie vor 12 Betel Bauren die ihre Hüte aufhaben auf den Knieen abbiten

Der Vogt nach sr. Krankheit an der Krükke da er sich gesund stellt u: ein Bauer der ihm lächelnd sagt er sey so ellend.

Wie Gertrud der Meyerin die Reine stuben des armen Rudis zeigt.

Das Portrait Helidors des Staats-Minister ähnlich mit Füeßlis Teufel

Sylvia = wie der Metzgerhund ihre Kleider verschrenzt = der Mezger in der Entfernung beym Wald

Terese, wie sie den vom Hund gebißenen Mann in einer armen stuben auf ihrem Schooß besorgt

Carl wie den einten Hund an der Hand hat u: dem anderen zurück ruft u: nach läuft dem armen Manne dem der Jäger den Hund angehezt, zu helfen.

— Den Arner im Kreis der Kinder die ihm danken — die Rikkenbergerin gibt ihm einen Bündel Baumwollengarn.

u: einmahl den Junker Glulpzi Bollenberger u. den Pfarrer, ratschlagend bey einander.

So bald ich kan kome ich nach Zürch u: freue mich Ihnen mündlich für ihre Güte zu danken

Nehmen Sie vollends nur diejenigen Scenen deren Darstellung Ihnen selbst intressant vor komt. Ich bitte Sie handlen Sie hierin vollkommen frey u: seyen Sie für immer des aufrichtigsten Danks sowie der wahren Hochachtung versichert mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Meines insonders Hochgeehrtesten
Herrn
gehorsamster Diener

d. 29. 8bre 89. Pestalozzi.

In Eil: —

Für den ersten Theil = wünschte ich keine andern Scenen als die so Sie selbst ausgewählt.

Original im Besitze der Zürcher. Kunstgesellschaft. 2 S. 8°. Der Brief wird angeführt in Israels Pestalozzibibliographie Bd. 1 [1]) (Monumenta Germaniae Paedagogica. Bd. XXV, S. 78) und mit kurzer Inhaltsangabe in Bd. 2 (Mon. Germ. Paed. Bd. XXIX, S. 34, No. 97).

2. Einladung zur Gründung der schweizerischen Künstlergesellschaft.

Orig. 2 S. 4° im Besitz der Zürcher. Kunstgesellschaft.

Verehrteste Herren u: Freunde!

Die verdankenswerthe Gefälligkeit mit welcher Sie uns schon mehrere Jahre nacheinander Ihre Kunstwerke zur Verschönerung unsrer Ausstellungen anzuvertrauen beliebten, — und deren wir

[1]) An den Maler F. M. Usteri (!)

uns hoffentlich auch dieß Jahr zu erfreüen haben werden, ist uns jedesmal in doppelter Rücksicht erwünscht; teils weil durch Ihre schöhnen Arbeiten der Kunstgenuß für uns u: andre ungemein erhöht wird, theils u. hauptsächlich, weil wir in dieser gütigen Mittheilung einen Beweis der Fortdauer Ihrer so schätzbaren Freundschaft zu erblicken glauben.

Vorzüglich erfreulich aber ist es uns, wenn durch diese Kunstanstalt veranlaaßt, einer oder mehrere aus Ihnen uns besuchen, und uns dadurch die Gelegenheit verschaffen neüe schätzbare Bekanntschaften zu machen, oder die Bande alter Freundschaft enger zu knüpfen.

Die Entfernung aber in der wir uns befinden, u: der dadurch entstehende, nicht unbeträchtliche Zeitverlust, ist — wie wir uns schmeicheln, die Hauptursache worum solche Anlääse nicht öfterer erscheinen, und unsre dießfällige Wünsche nur selten, und unvollständig erfüllt werden. Dieses erzeugte bey uns den Gedanken von einer Versammlung Schweizerischer Künstler und Kunstfreunde an einem bequemer gelegenen Ort, und wir fanden in dieser Idee soviel Reizendes u: Nutzenversprechendes, daß wir die Ausführungen derselben zu versuchen beschloßen, und Sie, vereehrteste Herren und Freunde, zu einer solchen freundschaftlichen Zusamenkunft nun mit diesem Schreiben förmlich einladen.

Der Ort, den wir in jeder Hinsicht dazu schicklich glauben, ist das ländlich gelegene Zofingen.

Die Zeit, — die ersten Tage des Junius*); d: h: daß man Sonntags, den 1. Junj, Abends in benannter Stadt eintreffen würde, den folgenden Tag daselbst zubrächte, u: am Dienstag sodann zu beliebiger Zeit, von einander scheiden würde.

Sollten Sie in dieser Idee soviel Gefälliges erblicken, als wir darinn finden, so ersuchen wir diejenigen aus Ihnen, welche uns mit ihrer Gegenwart zu erfreuen gedenken, gefälligst diesem Circulare Ihre Nahmen beyzufügen, damit wir nach Rückerhalt desselben, ob unser Gedanke hinlänglichen Beifall finde, u: in diesem Fall die nötigen Vorkehrungen in Zofingen treffen können.

Wir bemerken nur noch, daß wir annehmen auf die Unter-

*) Der Versammlungstag ist abgeändert u: auf den 27 May festgesetzt worden.

zeichneten, auch im Fall eintrettender schlechter Witterung, zählen zu dürfen; hoffentlich wird aber Mutter Natur ihre eifrigsten Verehrer mit hellen Tagen beglücken, sollten aber auch trübere Stunden eintreffen, so wird uns doch immer die Sonne der Freundschaft erwärmen, und unsre Herzen zur Fröhlichkeit stimmen.

Empfangen Sie, verehrteste Herren und Freunde! die Zusicherung unsrer wahren Hochschätzung und Ergebenheit

Zürich den 13. April 1806. Nahmens der Künstlergesellschaft

J. Martin Usterj
im Thalegg.
F. Hegi. Escher im Felsenhof
H. Füeßli.
Nüscheler
Meyer
Kolbe unter der Bedingung daß gefahren wird.
Mein Gaul hinkt und ich kann nicht gehen Landolt
Rahn.
Maurer.

Mit Vergnügen unterschreibe
P. Vischer Sohn in Basel
Marq:d Wocher-Fatio in Basel.
Steiner von Winterthur.
Birmann. in Basel.
Wilhelm Haas in Basel.
Huber
Usterj kommt
Lips kann, wann ☼

Wie gerne wollt ich betten und singen
Könnt ich nur mit nach Zofingen.
W[eith]

3. Fünf Briefe Ludwig Uhlands an David Heß über Usteris Schriften und Nachlaß.

Die Briefe befinden sich im Nachlasse Hessens (F. A. David Heß Nr. 32). Die Briefe von Heß an Uhland befinden sich, wie mir Herr Archivrat Dr. R. Krauß mitteilte, nicht mehr in Uhlands Nachlaß.

1. Tübingen, den 18. November 1830.

Um Ihnen, verehrtester Herr, über die Ankunft des Usteri-Manuskripts sogleich die gewünschte Gewißheit zu verschaffen, beeile ich mich, Sie zu benachrichtigen, daß solches gestern Abend unverletzt in meine Hände gekommen ist. Ich freue mich zum voraus des Genußes, den mir dessen Inhalt verschaffen wird. Alles weitere erspare ich, bis ich mich mit demselben bekannt gemacht und namentlich auch mit meinem Freunde Prof. Schwab

in Stuttgart, der im journalistischen Verkehre bekannter ist, als ich, und dessen Besuch ich in einiger Zeit erwarte, darüber Rücksprache genommen haben werde.

Lebhaft habe ich bedauert, daß mir bei meinem letzten Ausfluge in die Schweiz nicht das Vergnügen werden sollte, Sie in Zürich oder Basel persönlich zu treffen.

Mit der größten Verehrung

Ihr ganz ergebenster

L. Uhland.

P. S. Die Inlage an meinen Oheim ist sogleich besorgt worden.

2. Tübingen, d. 17. Februar 1831.

Sie empfangen hiebei, verehrtester Herr, mit meinem innigen Danke die Erzählungen vom Erker im Steinhause zurück. Ihre gütige Mittheilung hat mich mit einem Geiste bekannt gemacht, dessen Nähe mir überaus erquicklich war. Während in diesen Dichtungen das Kostüm einer vergangenen Zeit mit großer Treue wiedergegeben ist, so zeigt sich doch nirgends Manier, die in Werken solcher Art so selten vermieden wird; hier ist Wahrheit, Menschennatur, die in allen Zeiten gültig ist und unter der fremden Tracht nur umso überraschender hervorblickt. In der künstlerischen Komposition dieses Novellenkreises erkennt man sogleich den Mann, der Dichter und Zeichner zugleich war. Das Ganze, wie die einzelnen Erzählungen und Scenen, bildet durchaus malerische Gruppen, welche so anschaulich vor die Einbildungskraft treben; als lägen sie in ebensovielen Bilderblättern vor unserm Auge.

Wollen Sie mir seiner Zeit den Subscriptionsplan zugehen laßen, so kann ich meinen Freunden mit Überzeugung die Werke eines Schriftstellers empfehlen, dessen letztes Produkt mir alle Gewähr für die vorhergegangenen giebt. Ich kann damit nicht versichern, daß es mir möglich sein werde, der Buchhandlung eine irgend bedeutende Zahl von Subskribenten aus unserer Gegend, zumal unter gegenwärtigen Zeitumständen, zu verschaffen. Aber das sollte man doch meinen, daß Usteris gesammelter Nachlaß ein solider Verlagsartikel sey, solang der Sinn für feineres dichterisches Bilden nicht verloren ist.

Entschuldigen Sie, daß ich das Manuscript etwas lange behalten habe. Mein hiesiger Beruf nimmt mich aber noch immer einigermaaßen in Anspruch.

Mein Oncle wird die gewünschten Papiere mir noch vor Abgang der Post zustellen. Ein Schreiben an Herrn Prof. Orelli habe ich mir beizuschließen erlaubt, mit der Bitte, solches gelegenheitlich an die Adresse gelangen zu laßen; Eile hat es damit durchaus nicht.

Mit vorzüglicher Verehrung empfehle ich mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin

Ihr ergebenster
L. Uhland.

3. Tübingen, den 25. Dec. 1831.

Verehrtester Herr.!

Ihnen für die angenehme Ueberraschung zu danken, welche Sie mir durch die gütige Zusendung der Usterischen Dichtungen verschafft haben, wäre längst meine Schuldigkeit gewesen, wenn nicht der Beginn eines neuen akademischen Semesterkurses und unsre landständischen Wahlen, in die auch ich wieder verwickelt werden soll, diese letzte Zeit sehr unruhig gemacht hätten. Die äußere Ausstattung des Werkes ist eine sehr gefällige und was die Druckfehler betrifft, so habe ich doch schon bemerkt, daß Verfasser und Herausgeber auf diesen Punkt ängstlicher sind, als sie Ursache haben, indem die Leser sich im Zusammenhange Vieles selbst verbessern, ohne nur Anstoß gefunden zu haben. Je ungünstiger die Zeit für alle nicht-politische Litteratur geworden ist, um so erfreulicher, daß die Herausgabe dieser Dichtungen noch zu Stande kam. Meinen Freund Gustav Schwab erwarte ich in den nächsten Tagen bei mir und werde ihn durch Mittheilung meines Exemplars, wenn er nicht bereits das von Reimer erhalten hat, zu einer öffentlichen Würdigung dieser schönen Werke aufmuntern.

Was Sie von Usteris antiquarischen Collektaneen sagen, hat meine lebhafte Theilnahme erregt. Es ist so erfreuend, wenn das Werk eines langen, stillen Fleißes auf einmal unerwartet zu Tage tritt; wie traurig nun, wenn uns der Blick in die Werkstätte eröffnet wird, während der Meister von der unvollendeten Arbeit

bereits abgerufen ist. Werden diese werthvollen Materialien auf der Zürcher Bibliothek niedergelegt, wie es Ihre Absicht ist, so bin vielleicht auch ich einer von denjenigen, die davon Nutzen ziehen, wenigstens von den Poeticis. Schon seit einiger Zeit habe ich mir die Geschichte unsrer alten, volksmäßigen Balladendichtung zum Augenmerk für eine kleine literarische Arbeit gemacht und dafür sind eine Hauptquelle die fliegenden Blätter, auf denen vom Ende des 15ten bis Anfang des 17ten Jahrhunderts dergleichen alte Volkslieder gedruckt erschienen. Für die Schweiz vorzüglich bei Johann Schröter zu Basel um 1600. Daß Usteri vieles dieser Art gesammelt, kann ich aus verschiedenen Anzeigen schließen, in ihm selbst ist ja auch jede Stimme der alten Zeit wieder lebendig geworden.

Erlauben Sie, daß ich die kürzlich erschienene neue Auflage meiner Lieder hier anschließe, der ich einverleibt habe, was mir einzelne poetische Stimmungen der letzten Jahre gebracht.

Mit der aufrichtigsten Verehrung

Ihr ganz ergebenster
L. Uhland.

4. Tübingen, d. 30. Juni 1832.

Gar sehr bedarf ich Ihrer Nachsicht, verehrtester Herr! daß ich aus der kurzen Zeit, die ich Ihre gütigen Mittheilungen aus Usteris Nachlaß hätte behalten sollen, eine längere geworden ist. Immer wollte ich diese Blätter doch nicht wieder entlassen, ohne sie mit meinen eigenen Aufzeichnungen näher verglichen zu haben, und immer traten wieder Abhaltungen ein. Jetzt habe ich dieselben wirklich benützt und sende sie mit meinem innigen Danke zurück. Es ist sehr verdienstlich daß Usteri's Collektaneen auf einer öffentlichen Bibliothek niedergelegt werden, wo sie dem Studium unsrer ältern Liedergeschichte noch mannigfach förderlich werden können. Auch ich hoffe daraus künftig noch manche Belehrung zu schöpfen.

Mit dankbarer Verehrung.

Ihr ergebenster
L. Uhland

5. Tübingen, den 5. Apr. 1832

Hochverehrter Herr!

Für die gütigen Mittheilungen, die Sie mir schon unter dem 28ten Jan. machten, bin ich noch immer mit meinem innigen Danke in Rückstand. Es hat sich mir gegen den Schluß des Semesters Manches zusammengedrängt und ich benuze den ersten Tag der Ferien, das Versäumte nachzuholen.

Das schöne Lied, mit dem Sie mich erfreut haben, gehört allerdings zu denen, die ihre Melodie in sich tragen. Was mich betrifft, bin ich nie in der Musik unterrichtet worden, aber irgend etwas muß ich mir zu jedem Liede summen, nicht eigene Erfindung, doch aus dem was ich sonst gehört, für die Stimmung des Augenblicks herbeigerufen und variert, besonders volksmäßige Melodieen.

Usteri's Schriften sind, auch soweit sie in Zürcher Mundart verfaßt sind, in unsrer Gegend leicht verständlich. Meine Frau hat den Vikari ohne den mindesten Anstand mit großem Genuße gelesen.

Besonders dankbar bin ich Ihnen noch für die viele Mühe, die Sie sich genommen, das Verzeichnis der Usterischen Collektaneen für mich abzuschreiben. Es ist mir von großer Wichtigkeit, von dem Vorhandenseyn dieser reichen Sammlungen deren Gegenstand fast durchaus mit meinen eigenen Studien zutrifft, Kunde erhalten zu haben und durch Ihr zuvorkommendes Erbieten zur Einsicht derselben gelangen zu können. Von vorzüglichem Interesse wäre mir zunächst Nr. 4 der poet. Collektaneen: Cahier, enthaltend ältere und neuere deutsche Legenden, Romanzen, und Balladen; sodann unter den Verzeichnissen, welche überhaupt eine Übersicht des gesammten Vorraths zu geben scheinen: Nr. 10 d. e. Verzeichniß von einigen ältern und neuern Balladen und Romanzen.

Mit der aufrichtigsten Verehrung
Ihr ergebenster
L. Uhland.

Folgendes kleine Lied erlaube ich mir zum Austausch des Ihrigen beizusetzen:

Herbstlaub.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als dieses Laub war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir soviel Liebes überlebt.

Erklärung der Abkürzungen.

D I. (II. III.)	=	Dichtungen von J. M. Usteri, herausgeg. von D. Heß Bd. I. (II. III.).
Escher	=	Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1896: J. M. Usteris literarischer und künstlerischer Nachlaß von Dr. Conrad Escher.
F. A. (D. Heß)	=	Familien-Archiv (David Heß).
N.-Bl.	=	Neujahrsblatt.
Z. T. B.	=	Zürcher Taschenbuch.
A. D. B.	=	Allgemeine Deutsche Biographie.

Anmerkungen.

I.

Familie und Jugendjahre.

[1]) Die genealogischen Notizen verdanke ich dem Schriftchen: „Mitteilungen aus der Geschichte der Familie Usteri v. E[m.] U[steri] - F[äsi]" 8° 29 S., das 1901 als Gedenkschrift bei Anlaß der fünfhundertjährigen Erinnerungsfeier der Aufnahme der Familie ins Zürcherische Bürgerrecht erschien und hauptsächlich auf den Studien des Prof. theol. J. M. Usteri beruht.

[2]) Wie der Name sagt, scheint das Geschlecht von Uster (Kt. Zürich) zu stammen. Im 15. und 16. Jahrhundert begegnet die Schreibung „von Ustre" (neben Usterer, Ustrer und Uster) am häufigsten. Daraus entstand dann Ustri, Usteri.

[3]) Das Wappen führt auf weißem Grund oben einen halben roten Stern, unten ein halbes rotes Mühlerad.

[4]) Nagler, Künstler-Lexikon Bd. 19 S. 265.

[5]) Vgl. Schweiz. Archiv für Heraldik Bd. XVIII S. 62. Zur Veranschaulichung mag folgender Stammbaum dienen:

Johann Martin I. aus dem Neuenhof
1678—1756
Paulus Kaufherr im Neuenhof
1709—1757.

1. Johann Martin im Thalegg	2. Leonhardt Prof.	3. Paulus	4. Heinrich
1738-1790.	1744-1789	1746-1814	1752-1802
ux. Anna Magdalena Scheuchzer	|	letzter Amtm.	Stifter der
	Paulus	zu Stein a. Rh.	Künstlerges.

Joh. Martin	Paulus	Staatsmann
1763-1827	1768-1795	1768-1831
ux. Katharina Stocker.		

[6]) Winckelmanns Briefe an seine Zürcher-Freunde, neu herausgegeben v. H. Blümner, Freiburg und Tübingen 1882.

[7]) A. a. O. S. V.

[8]) Vgl. A. D. B. Nagler Bd. 21, 465.

[9]) Le Blanc, Catalogue etc. No. 62.

[10]) Leonhard hat eine in klopstockschem Geiste gehaltene Ode auf dieses Ereignis gedichtet, die im Drucke erschien unter dem Titel: „Auf die Eheliche Verbindung seines Bruders. [Vignette v. S. Geßner] Zürich Anno MDCCLIX".

[12]) N.-Bl. des Waisenhauses 1878 S. 12.

[11]) Es ließ sich nur noch das Taufdatum feststellen, nach den „Monatl. Nachrichten" vom Mai 1763. In Zürich herrschte jedoch noch die Sitte, daß die Taufe gleich am Tage nach der Geburt vollzogen wurde.

[13]) D[3]. III, 221.

[14]) N. Bl. der Musikgesellschaft 1790.

[15]) In seinem Werke: „Anleitung zu der Pflanzenkenntniß und derselben nützlichsten Anwendung." Zürich 1774 fol. S. 51. Über Schinz vgl. N. Bl. der Chorherren 1802.

[16]) Vgl. A. D. B. Bd. 39, 396 (O. Hunziker).

[17]) Bezeichnend ist dafür die Stelle aus einem Briefe an Prof. Eberhard in Halle: „Unaussprechlich freut mich, was Sie von meinen jungen Zürchern sagen. Mein Herz hängt an diesen Jünglingen wie an meinen eigenen Söhnen und ich würde mich zu Tode grämen, wenn meine Hoffnung zu ihnen mich täuschte und wir nicht von Seite des Verstandes sowohl und der erworbenen Kenntnisse, als auch von Seite des Herzens und einer nützlichen Geschäftigkeit, schöne Beispiele — wiewohl in verschiedenem Grade bekommen sollten!" (Kleine gesammelte Schriften v. D[r]. P. Usteri, Aarau 1832 S. 17.) Die Denkmünze, die ihm die Studierenden wie einst Bodmer widmeten, trägt die Worte: „Auctoritas juncta Comitati." (N. Bl. d. St.-Bibl. 1847.)

[18]) Johann Balthasar Bullinger 1713—1793 Maler u. Kupferstecher.

[19]) Exempl. in e. Sammelband der Stadtbibl. Zürich XVIII 661, 21a.

[20]) Vgl. Berner Kunstdenkmäler, herausgegeben vom kantonalen Verein zur Förderung des historischen Museums in Bern 2c. Bern, Wyß 1902, Bd. 1, Lfg. 1, No. 4. Sein Werk besteht zumeist aus Statuetten und Hoch-Reliefs in Rahmen (Porträts), die sorgfältig nach der Natur modelliert sind. Das Heroische gelingt ihm nicht. Im Intimen, wie es Chodowiecki und Freudenberger gepflegt, hat er sein bestes geleistet.

[21]) Dichtung und Wahrheit IV. Buch.

[22]) Vgl. Scherer, deutsche Literaturgeschichte S. 510.

[23]) Lessings Werke (Hempel) Bd. 9.

[24]) Neben Bodmer sei noch Joh. Heinrich Schinz (gest. 1800) erwähnt, damals einer der gründlichsten Kenner des Mittelalters, und der Seckelmeister Sal. Hirzel (1727—1818), um ihrer Quellenstudien auf

dem Gebiete des Mittelalters, während Bodmer mehr Anreger als Forscher war. Vgl. v. Wyß, Geschichte der schweiz. Historiographie S. 281 ff.

[25]) Vgl. N. Bl. der Stadt-Bibl. 1900.

[26]) Seit 1793 „Neues schweiz. Museum".

[27]) Entspricht heutzutage etwa einem Obergymnasium.

[28]) Geb. d. 27. Dez. 1764. Ward später Pfarrer von Zollikon, Mitgld. d. eng. Kirchenrates und Präsident der asketischen Gesellschaft. Er starb am 29. Oktbr. 1822. (Nach einem handschrftl. Nekrolog in Usteris Nachlaß.)

[29]) Er lebte 1752—1805. Vgl. N. Bl. d. Chorherren 1809.

[30]) Heß. D[3]. III, 229.

[31]) Wilhelm Schinz, der Vater war seit 1779 dort Pfarrer.

[32]) Sie waren 1769 erschienen.

[33]) So z. B.: L. 5, 39, Der „edle Bauer", mit dem malerischen Schlosse im Hintergrund. L. 5, 34, „Zeichen und Vorbedeutungen". L. 5, 39, „Schlacht am Morgarten". L. 5, 51, „Tod für den Herrn". L. 5, 54, „Arnold Winkelried". L. 5, 57, „Schlacht am Stoß". L. 5, 62, „Die Sitten der Unschuld 1417", wo badende Mädchen in den Heilquellen zu Baden von Zuschauern Kränze und Blumen erhalten; nur sind in diesem hübschen Bilde die Körper allzulang geraten. L. 5, 77, „Die Kappeler-Milchsuppe" 1531.

[34]) Sie enthielten Uebersetzungen aus Percy und dem Nibelungen-Lied.

[35]) Nach einer Bemerkung von Heß im Katalog zu den Zeichnungen.

II.

Reise durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich.

[1]) Die bis jetzt ungedruckten Briefe an die Schwestern sind im Besitz der Kunstgesellschaft Zürich. Eine Tagebuch über seine Reise hat Usteri nicht geführt.

[2]) Brief an Dorothea. Dresden, 24. Sept.: Von den sächsischen Mädchen hatten wir, in Absicht auf ihre Schönheit und ihren Verstand, gar hohe Begriffe, sollten sie auch nur das Sprüchwort:

„In Sachsen,
wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen"

und die bekannten Zeilen von eben diesen Mädchen:

„Sie können Bücher lesen,
Den Wieland und den Gleim,
Und ihr geziertes Wesen
Soll süß wie Honig sein ꝛc. ꝛc."

verursacht haben. Wir gaben also, sobald wir nach Leipzig kamen, genau auf sie acht. Vornehme Frauenzimmer sahen wir nun freilich wenige, ausgenommen wo hie und da eines über die Straße trippelte. Unter den Kammermädchen gibt es nun freilich hübsche Dinger und sie sind ganz hübsch gekleidet. — Aber im Ganzen genommen, verdient das Sprichwort einige Einschränkung, es müßte dann sein, daß zu der Zeit da dieses Sprichwort gemacht ward, die schönen Mädchen häufiger waren, oder, daß wir unglücklich genug waren, nur wenige von ihnen anzutreffen. — Unsere Vermutung ward auch in Dresden noch weit mehr bestärkt; denn da haben wir noch kein einziges hübsches Frauenzimmer gesehen, solange wir hier sind, und doch versichert man uns, daß es auch hier viele gebe.

[3]) D³. III, 237.

[4]) H. Wölfflin, Salomon Geßner, S. 113. Nach Wölfflin steht die Aussage in einem Briefe von Anton Graff an Geßner vom 8. Dez. 1783. In den mir von Dr. Geßner in Schaffhausen übersandten Briefen an Geßner fand sich das Schreiben indessen nicht mehr vor.

[5]) D³. III, S. 235.

[6]) Ziemlich scharf ist ein späteres Urteil über Claudius (Brief an Dorothea. Brüssel 19. Febr. 1784): „Was dein Urtheil in Absicht Claudius, so bin ich zum Teil deiner Meinung; Claudius affektiert gewiß viel, das er nicht ist; aber er muß; denn ein Schriftsteller ist bei uns das elendeste Handwerk von der Welt und es ist sicher, daß er Hunger stirbt, wenn er nur von seinen Schreiben leben muß und sich nicht durch etwas Neues den Beyfall des Publikums und mit ihm sein Brod erwirbt.

Die Dichtkunst tröscht bey uns nur Stroh,
Allein die Kunst zu schmeicheln, — Aehren —
Nun ist bey uns die Mode so —
Von Aehren, nicht von Stroh zu leben —

Und dan müssen die heutigen Autoren entweder was Neues erfinden oder Handwerker werden. Ich weiß nicht aus was für Ursachen Claudius das Schriftsteller Handwerk einer anderen Beschäftigung vorzog, genug, er zog es vor, und war glücklich. —

Entweder um die angefangenen Launen nicht einzuschläfern, oder um die Fremden die ihn besuchen, glauben zu machen, er sei der gleiche Mann, dessen Porträt seine Leser aus seinen Schriften von ihm machten, behält er seine angenommene Sprache, seine Naivität auch in seinem Privatleben bei; — sein rund abgeschnittenes Haar, gehört zu einem Mann, der sich keines Menschen wegen genieren will und will, daß sich kein Mensch seinetwegen geniere."

[7]) Lücke im Mskr.

[8]) Orthographie Usteris.

[9]) Fast vier Dezennien später (1822) kopierten zwei andere Zürcher Künstler, Franz Hegi und Ludwig Vogel, die Bilder der Handschrift für ihre Kostümstudien. (Vgl. N. Bl. d. Künstler-Ges. 1851, S. 7.)

III.

Im eigenen Hausstand. Die Gründung der Künstlergesellschaft.

[1]) Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau S. 217.

[2]) Alte Leute in Zürich erinnern sich ihrer, wie sie noch einige Jahre nach dem Tode ihres Mannes in den Straßen Zürich's zu sehen war: eine hohe schöne Gestalt in weißem Kleide und grünem Schleier. Eine der Eigentümlichkeiten der unglücklichen Frau soll gewesen sein, kostbare Spitzen in Kaffee zu tunken. Oft nahm sie Kinder mit sich, kaufte ihnen Naschwerk und gab ihnen zum Abschied ein paar tüchtige Ohrfeigen.

[3]) Meyer von Knonau a. a. O. S. 37. Trotzdem fehlte es nie an moralischen Eiferern, welche sich gegen das unschuldige Tanzvergnügen richteten. Sogar der Rousseaujünger J. H. Füßli gehörte dazu. Vgl. „Der Erinnerer, eine moralische Wochenschrift". 1765 Bd. I S. 377-382.

[4]) Vgl. Coxe, Briefe über den ..... Zustand der Schweiz. Übers. Zürich 1781 und 1791 B. 2 S. 16.

[5]) Helvet. Journal 2. Heft. Zürich 1802 S. 204. Über das gesellschftl. Leben Zürichs im 18. Jahrh. überhaupt: Finsler a. a. O. S. 216 ff.

[6]) Vgl. Finsler a. a. O. S. 62 ff.

[7]) Das genaue Datum ist unbekannt. Vgl. Gedenkblatt z. Feier des einhundertjährigen Bestandes der zürcherischen Künstlergesellschaft. Mit 6 Text-Vignetten und 12 Kunstbeilagen. Zürich 1887. (beruht hauptsächlich auf J. H. Meyers Aufzeichnungen).

[8]) Vgl. N.-Bl. der Künstlerges. 1823 [J. J. Horner].

[9]) Vgl. N.-Bl. d. Künstlerges. 1814 [J. J. Horner].

[10]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1828 [J. J. Horner]. Salomon Geßners Briefwechsel mit seinem Sohne. Zürich 1801.

[11]) Salomon Landolt, ein Charakterbild, nach dem Leben ausgemahlt von D. Heß Zürich 1821. Neudruck: Verein für Verbreitung guter Schriften, Zürich No. 21, 1896. Gottfried Keller, „Der Landvogt von Greifensee" in den Zürcher Novellen.

[12]) Ludwig Heß, Landschaftsmaler, von Joh. Heinrich Meyer Zürich

1800. Meyer v. Knonau, Ludwig Heß, der erste schweizerische Landschaftsmaler des Hochgebirges; Jahrbuch des schweizer. Alpenklubs B. 16.

[13]) J. H. Meyer Gedenkblätter S. 13.

[14]) Salomon Landolt S. 88—89.

[15]) Helv. Journal für Lit. und Kunst 1. Heft. Füßli & Co. 1802 S. 63: Die Künstlergesellschaft in Zürich.

[16]) Füßli allg. Künstlerlex. II. Teil 1808 S. 711 N.-Bl. der Künstlerges. 1818. A. D. B. 18,738.

[17]) Vgl. Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Bächtold. Berlin 1894. Einl. I—CVI. Goedeke, Grundr. VI² S. 498/99.

[18]) Sie erschien 1796, von Humphrey gestochen, in London.

[19]) Gedenkblätter S. 17.

IV.

Wissenschaftliche und künstlerische Arbeit bis zur Staatsumwälzung.

[1]) N.-Bl. der Stadtbibliothek 1848 S. 29.

[3]) Mehreres davon reproduziert bei Escher Taf. II.

[4]) Bächtold, Geschichte der deutsch. Literatur in der Schweiz S. 646.

[5]) Namentlich die Gesichter waren für den Kupferstecher eine wahre Crux.

[6]) Nach Hallers Schweizer-Chronik I. Cap. 3. Vgl. Escher S. 28 und Taf. III b. Der gleiche Gegenstand ist etwas verändert dargestellt in L 11, 39 und L 12, 52.

[7]) Rüscheler und Stückelberg, Glockensagen aus der Schweiz. Schweizerisches Archiv der Volkskunde III. Jahrg., S. 188.

[8]) Der Kommentar, den Usteri dazu gibt, abgdr. bei Escher. S. 31.

[9]) Sammlung der Kunstgesellschaft Zürich. O. 23—25.

[10]) D³. III, S. 252.

[11]) Engelmann, Chodowiecki No. 444—455.

[12]) S. den Brief im Anhang.

[13]) Engelmann 444.

[14]) Engelmann 447.

[15]) Engelmann 450.

[16]) Nur hie und da, in der frühesten Zeit hat er sich stark an Chodowiecki angelehnt. L. 6, 12: „Der Mönch vom grauen Orden“, in den Illustrationen zu den alt-engl. Balladen zeigt auffallende Ähnlichkeit

mit Chodowieckis Kupfer zu Bürgers Ballade „Bruder Graurock und der Pilgrim“.

[17]) S. u. S. 89.

[18]) D³. III, S. 249.

[20]) Charakteristisch dafür ist ein Brief, den er von Brüssel aus am 25. Dezember 1783 an Dorothea schrieb. Die Schwester hatte ihm von der Verlobung eines schwärmerischen Paares erzählt, und er antwortete: .....„Das zweite Paar wird gewiß nicht minder zärtlich seyn, Herr Schinz sieht einem Romanhelden so ähnlich wie ein Wassertropfen dem Andern, vermutlich Mademoiselle auch, sonst würde er nicht so sterblich in sie verliebt seyn. Ach! was wird das nicht für zärtliche Scenen absetzen, wen sie so beym Mondschein Arm in Arm geschlungen miteinander spazieren, und von Sympathie, von Herzensdrang, von Ahnung und von weiß Gott was mit einander schwazen und dann den lieben Mond anbellen à la Siegwart oder à la Werther, oder wie die Herren alle heißen. Mir ist ich sehe sie — Herr S. führt sie nach der nächtlichen Promenade nach Hause —; wie ihnen so bange wird, wenn sie von der reinen Gottesluft weg in Zürichs finstere Mauern zurückkehren. Anstatt der schmelzenden Stimme Philomenens, die ihnen das Wasser eimerweis aus den Augen treibt, stört der Hammer eines rüstigen Handwerkers ihre süßen Phantasien. Kein harmonisches Gelispel der schwankenden Aeste oder der plätschernden Wellen, vom fühlenden Mondschein erhellt, kein schwermutvolles Zirpen der einsamen Grille, kein melodisches Sumsen des Maykäfers oder des Heustöffels gibt ihren sanften Empfindungen neuen Schwung. — Alles ist hier so ganz unromantisch, wäre ganz unausstehlich, wenn nicht der liebe Mond auch da wäre. — Die Augen bald auf den geliebten Gegenstand, bald auf den Mond geheftet, wandeln sie so langsamen Schrittes den Fröschengraben hinauf, alle 5 Schritte seufzt entweder er oder sie oder achet oder ohet, daß jeder Stein mit — achen oder mit — ohen möchte, — und endlich sind sie bey der so lange befürchteten Hausthüre. — Welch zärtlicher Abschied! zwanzigmahl will sie die Thüre zu schließen und kann nicht, muß noch einmahl den lieben Herzensjungen und den lieben Mond sehen; — endlich geht die Thüre zu. — Herr S. steht noch eine Viertelstunde da, starr, sein Auge unbeweglich auf die Thüre geheftet und fängt endlich Jeremiaden über die arme Thüre an, die ihn verhindert, noch einmahl seinen Blick an dem holdesten Mädchen zu weiden, noch einmahl den Ambraduft ihres Atems einzuatmen, endlich dreht er sich langsam um — Thränen, wie noch kein Liebender weinte, sanfte, wehmutsvolle Thränen treufeln herab von dem Auge — und jeder Stein, auf den eine solche heiße Thräne fiel — — bleibt — was er war.“ —

[21]) D³. III. S. 249.

[22]) Als Motto stehen folgende Verse:

ha nel petto
Questo barbaro sospetto,
Che avelena ogni piacer,
che ha cent' occhi e pur travede,
che il mal finge, il ben non crede,
che dipruge nel sembiante
i delirj del pensier.

[23]) Je ein Exemplar in L. 41.

[24]) Whittington ward 1392 Aldermann und Sheriff zu London, 1397, 1398, 1406 und 1419 Lordmayor, 1416 Member of Parliament. † 1423. Vgl. Dictionnary of National Biography. Vol. LXI S. 153-157; die hier angeführte Literatur blieb mir leider zum größten Teil unzugänglich.

[25]) „Londons glory and Whittingtons renown, or a looking glass for the citizens of London; beeing a remarkable story, how Sir Richard Whittington ..... came to bee three times Lordmajor of London, and how his rise was by a cat."

[26]) Die „Stubenhitzen", ursprünglich freiwillige Beiträge zur Bestreitung der Heizkosten in den Zunfthäusern, waren schon damals einfach Geschenke an die verschiedenen Gesellschaften und Zünfte, die am 2. Januar durch die Bürgerkinder überreicht wurden. Als Gegengeschenk erhielten sie die sog. Neujahrsblätter. Die Sitte besteht heute noch. Vgl. Finsler N. Bl. des Waisenhauses 1880 S. 33.

[27]) Einer derselben schließt sich so eng an Salis-Seewis an, daß er einmal direkt Strophen aus dessen Herbstlied herübernimmt (No. 13 Herbstlied der Zürcherknaben).

[28]) Escher S. 43. Vielleicht rühren von Usteri noch No. 4 „Sechseläutenlied", No. 8 „Der Jahrmarkt" und No. 16 „Die Christnacht" her.

[29]) Vgl. N. Bl. des Waisenhauses 1887: Die Waffenübungen der Zürcherjugend.

[30]) Es ist das sogenannte „Platanengütli" an der Zürichbergstraße.

[31]) Eine andere Tradition, der Schneebeli in seiner Biographie Hans Georg Nägelis (Zürich 1873) folgt, ohne die Quelle zu nennen, meldet, Usteri habe das Lied 1791 für ein Freimaurer-Fest gedichtet. Dieser Annahme fehlt jede Begründung. Usteri gehörte nie der Loge an, und zudem war die zürcherische Loge 1786—1811 geschlossen. (Vgl. Schweizerische Musikztg. 1876 No. 9 S. 67.) Der Irrtum mag wohl daher rühren, daß das Lied 1795 schon in Böheims Freimaurerliedern abgedruckt wurde.

[32]) Auf die Streitfrage nach der Autorschaft der Melodie kann hier nicht eingetreten werden. Ich verweise auf den Aufsatz: „Freut euch des

Lebens" des † Prof. A. Schneider in Zürich in der „Schweiz. Musikztg. und Sängerblatt" 16. Jahrg. 1876 No. 9—12, der viel wertvolles Material bringt. Dazu W. Tappert ebenda 28. Jahrg. 1888 S. 84, 92, 100, mit der Replik Schneiders auf S. 108. Eine sorgfältige Untersuchung über das Lied gibt Friedländer: „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert." Bd. II S. 373 ff und S. 577 ff.

Schneider sieht in dem Musiker Isaak Hirzel (1756—1833) den Komponisten, gestützt auf eine Stelle bei David Heß, Salomon Landolt, ein Charakterbild 1820 S. 259: „Als Musikus Hirzel einen Sommer bei ihm (Landolt) auf seinem Gute zubrachte, ließ letzterer sich oft, wenn er an seiner Staffelei arbeitete, von demselben auf der Flöte vorspielen. Vorzüglich gerne hörte er ein kleines Stück, welches Hirzel, den ersten Teil aus dem Anfang eines Flöten-Conzertes von Graf, den zweiten aus einem Andern von Borghi, zusammengesetzt hatte. — Um Landolts Vergnügen an dieser lieblichen Melodie zu erhöhen, legte Martin Usteri derselben den Text seines Liedes „Freut euch des Lebens" unter, welches er für ein kleines Fest der Künstlergesellschaft gedichtet." — Heß ist ein sehr zuverlässiger Berichterstatter und seine Angaben beruhen, wie die in seinem Nachlasse liegenden Materialien zu „Salomon Landolt" lehren, auf sorgfältigster Prüfung. Er hatte das Manuskript auch Usteri zur Durchsicht übergeben, der manches verbesserte, diese Stelle aber unangetastet ließ. (Brief an Heß vom 23. April 1820.) Auch Nägeli hat dagegen keine Einsprache erhoben. Immerhin darf man nicht außer Acht lassen, daß Heß zur Zeit der Entstehung des Liedes in Holland war, daher nicht als Augenzeuge gelten kann. Nägeli hat sich, so viel ich weiß, nur einmal über das Lied ausgesprochen in einem Briefe an J. J. Horner vom 16. Juli 1794: „Vor 14 Tagen hatten wir Gesellschaften des Musiksaales unsere jährliche Seepartie ...... Als wir am Abend bei lieblichem Mondschein, von hundert kleinen Schiffchen umtanzt, heimwärts gleiteten, wurde da noch zum Beschluß das „Freut euch des Lebens" mit Begleitung der Blasinstrumente abgesungen. Kaum war's Lied am Ende, als ein tausendfaches Bravorufen und Händeklatschen und Jauchzen aus den Schiffen und von den nahen Ufern erscholl. Dies war um so überraschender, da während der Musik alles ganz stille war, und man nichts als das Plätschern der Ruder hörte. Wir auf dem königlichen Schiffe wurden dadurch ganz besonders erfreut; denn Jeder betrachtete sich selbst als den Urheber des Vergnügens."

[83]) Ebenso kann an F. von Köpkens Beruf zur Freude erinnert werden. (Göttinger Musenalmanach 1790 S. 99):

1. Zu des Lebens Freuden
Schuf uns die Natur,
Aber Gram und Leiden
Schaffen wir uns nur.

7. Ungepflückt vom Stile
Blühn und duften still
Dem der Blümchen viele,
Der sie pflücken will.
8. Wer sie sucht, dem sprießen
Sie auf jeder Bahn,
Bieten ihren süßen
Vollen Kelch ihm an.
9. Doch die Meisten sehen
Dornen nur, und scheu
Fliehen sie und gehen
Ihrem Glück vorbey.

[34]) E. Rambert, Mélanges 1890 S. 246.

[35]) Freut éuch des Lebéns; pflückét die Rosé; und läßt das Veilchen unbemérkt.

[36]) Z. B. Karl Spazier und später A. Henne in der Rezension der Dichtungen Usteris (Schweizer-Blätter 1832 No. 4.)

[37]) Briefe von Goethes Mutter. Schriften d. Goethe-Ges. Bd. 4 S. 9. — 1807 schreibt sie (S. 327): „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen" ꝛc. Vgl. noch ebda. S. 152, 23.

[38]) Einige angeführt bei Friedländer a. a. O. S. 375.

[39]) 16 Str. Hs. in Usteris Nachlaß No. 83.

[40]) Die Melodie wurde mancherorts, wie später die Arien aus Webers „Freischütz" förmlich totgesungen. Voll Mißachtung klagt schon 1801 Karl Spazier (Friedländer S. 375) über das von Millionen Kehlen in ganz Deutschland unendlich oft durchgeschriene Lied, vor dessen Rückerinnerung jedem Kunstfreund gegenwärtig graue.

[41]) Vgl. die hübsche Anekdote in der „Neuen Zürcher-Zeitung" vom 26. Oktober 1887.

[42]) Meyer von Knonau (Lebenserinnerungen S. 249) hält dies für ein Zeichen der liberalen Gesinnung jener Tage: „Mehrere Aeußerungen Usteris liefern übrigens Beweise von der Veränderung der menschlichen Ansichten während der Zeit eines halben Jahrhunderts und von der Milde, mit welcher man einst Aeußerungen beurteilte, die gefährlicher klangen als sie gemeint waren. In den neunziger Jahren hörte ich Reinhard, den jüngeren Bürgermeister Wyß und viele andere angesehene Männer, unter diesen auch Geistliche, Usteris: „Wo hört sich Weisheit besser?" und mit diesem Liede die Strophe singen:

„„Die Herren Theologen — nur leise sagt man das —
Docieren und beweisen, sie wissen selbst nicht was.
Ich denk bei ihrem „Glaubet", und das nicht ohne Grund:
Zuviel, zuviel, zuviel, zuviel, zuviel ist ungesund" "!

Das Lied war in Jedermanns Munde, und Usteri wurde in das Konsistorium seiner Kirche, in den Erziehungsrath und zum Vorsteher der Bürgerschule gewählt."

[43]) Dieses Lied hatte, wie uns J. H. Meyer erzählt (a. a. O. S. 44) eine eigentümliche Wirkung: „Mit Thyrsusstäben in der einen, den vollen

Becher in der andern Hand, stürzte hüpfend die begeisterte Schaar zum Tempel der Freude hinaus ins Freye, — um in den Hainen des Bacchus einen — Pflaumenbaum zu setzen."

V.

Die Revolutionsjahre und ihre Folgen 1790—1804.

[1]) Jakob Heß, Postdirektor, Gemahl der Schwester Dorothea. Die Reisebriefe von Paulus sind im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.

[2]) Vgl. D. Heß, J. C. Schweizer, herausgeg. v. J. Baechtold, Berlin 1884.

[3]) Paulus hat das Fest in einem hübschen kolorierten Bildchen dargestellt (O. 25).

[4]) Offenbar war nur ein Teil des Vermögens am Geschäfte beteiligt.

[5]) Vgl. N. Bl. der Stadtbibl. 1829 S. 9.

[6]) Ohne Zweifel bezieht sich auf dieses Ereignis, was D. Heß, ohne die Namen zu nennen, in seiner Biographie Landolts erzählt (S. 223-24): „Sein (Landolts) Eifer für die musterhafte Haltung seiner Jäger, bewährte sich bei allen Gelegenheiten. Als eine Abteilung derselben im Jahre 1792 zur Grenzbedeckung nach Basel verlegt wurde, bewog er einen seiner jüngeren Freunde, auf den er sich ganz verlassen konnte, als Freywilliger mitzuziehen, um die Jäger beständig im Auge zu behalten. Nach Verfluß von drey Monathen sollte jene erste Abteilung von einer andern abgelöst werden, und die Verwandten des Freywilligen wünschten diesen wieder an seine gewöhnlichen Geschäfte zurückkehren zu sehen. Landolt suchte das zu hindern, und da er vernahm, daß ein Bruder desselben zufällig nach Basel reise und besorgte, dieses geschehe blos, um seinen Freund zur Heimkehr zu bereden, setzte er sich sogleich zu Pferde und ritt (11. Sept.) in einem Tage nach Basel, wo jener Bruder, von einer andern Seite her und eine Stunde früher, das Ziel seiner Reise erreicht hatte. Schon war die Dämmerung eingetreten und das St. Alban-Thor geschlossen. Landolt begehrte, wegen wichtiger Geschäfte eingelassen zu werden. Nun traf es sich aber, daß der Freywillige, welcher von seines Bruders Ankunft noch nicht unterrichtet war, sich gerade an diesem Thore auf der Wache befand und Landolten an der Stimme erkannte. Dieser begann nun seine Unterhandlung über Wall und Graben und ließ nicht ab, bis ihm der Freund versprochen hatte, in Basel zu bleiben und daselbst auch noch über die gute Aufführung der neuankommenden Jäger zu wachen. Durch dieses Versprechen zufrieden gestellt, ritt Landolt schon am dritten Tage wieder heim." —

Paulus Usteri gehörte wie Martin zu den besten Freunden Landolts und war mit Leib und Seele dessen Jägerkorps zugetan. Ein kleines Ölporträt im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft zeigt ihn in der Jägeruniform.

[7]) N. Bl. d. Stadtbibl. 1829 S. 13. Von Paulus Usteri befindet sich unter Mscr. Usteri No. 91 ein Tagebuch aus dem Jahre 1795 mit wenigen kurzen, aber interessanten Notizen.

[8]) Abgedr. Escher S. 4. — Das Gedicht wurde mit einer hübschen Umrahmung für Freunde des Verstorbenen in Kupfer gestochen.

[9]) Von unbekannter Hand geschrieben findet sich unter Mscr. Usteri No. 79 folgendes etwas schwülstiges Gedicht auf Paulus' Tod:

Das Vaterland beym
Tod
Herrn Paulus Usteris.

Früh ist's für mich dahin, Dein hoffnungsvolles Leben
Und Dein war diese Welt nicht werth.
Nach höheren Kreisen zielte Dein Bestreben
Und Deinen Wunsch hat Gott erhört.
Jetzt wirkt Dein rascher Geist in neuen, höhern Sphären;
Die Hülle abgelegt, schwang er sich schnell empor.
Befreyung von dem Leib wird deine Kraft vermehren,
Und nun als Genius gehst Du mit Glanz hervor.

Den 17ten Oktober 1795

[10]) Meyer von Knonau, Lebenserinnerungen S. 109.

[11]) Strickler, die helvetische Revolution 1798 Frauenfeld 1888 S. 24.

[12]) In seinem Tagebuch, in dem er kurz die Tagesereignisse notiert hat, nennt er sich ironisch-bescheiden „meine Wenigkeit" neben dem Schulmeister.

[13]) Unter dem Drucke der Verhältnisse hatte der große Rat am 3. Febr. beschloßen, eine allgemeine Landeskommission einzuberufen, die aus 100 Mitgld. (56 v. Lande, 44 v. d. Stadt) bestehen und über die vorzunehmenden Veränderungen beraten sollte. Vgl. P. Rütsche, der Kt. Zürich z. Zt. der Helvetik (1798—1803) Zürich 1900 S. 27.

[14]) Vgl. Luginbühl, Philipp Albert Stapfer, Basel 1888 S. 296.

[15]) Heß D. III S. 243.

[16]) Heß D. III S. 242.

[17]) Mitteilungen aus der Geschichte der Familie Usteri S. 21.

[18]) Heß D. III S. 259.

[19]) Bericht Usteris an den großen Convent im Jahr 1804: „Ueberhaupt schien der Curatel Unbekanntheit unserer Anstalt eines der sichersten Mittel zu seyn, und dieses glückte auch insoweit, daß selbst in jenen Tagen,

wo der Patriotismus, um der Oligarchie den letzten Herzstoß zu geben, mit Meißel und Farbentopf in den Straßen umherzog und jedes heraldische Denkmal bis auf die Thurmspitzen vertilgte, die Wappen, welche in der Wasserkirche aufbewahrt wurden, unübertüncht blieben, und man selbst die von Pinseln verfolgten Asperschen Löwen in diesen Tempel retten konnte und da ein ungestörtes Asyl fanden." N. Bl. d. Stadtbibl. 1848 S. 117.

[20]) Wortspiel: die helvet. Konstitution wurde von dem Basler Peter Ochs ausgearbeitet.

[21]) Skizze in L 13, 37, reproduziert bei Escher, Taf. III d.

[22]) Abgedr. bei Escher S. 11.

[23]) u. [24]) Die bekannten Minister der helvetischen Regierung.

[25]) N. Z. Z. 1847 No. 12, abgedr. im N.-Bl. der Stadtbibl. 1894 S. 24.

[26]) Vgl. Z. T. B. 1897 S 46.

[27]) Auszüge daraus im N.-Bl. der Stadtbibl. 1899.

[28]) In L 29, wo auch die getuschten Skizzen aufbewahrt sind.

[29]) Die Behandlung der Landschaft zeigt Ähnlichkeit mit J. H. Meyers Radierung „Knyre ob Stans".

[30]) Vgl. R. M. Werner, das Vater-Unser als gottesdienstliche Zeitlyrik. Vierteljahrsschr. f. Literaturgesch. Bd. V 1892 S. 1 ff. S. 49 wird Usteris U.-V. beschrieben.

[31]) J. G. Meusel, Archiv für Künstler und Kunstliebhaber. Dresden 1804 Bd. I, 3 S. 38.

[32]) Bei einem Antiquar in Zürich sah ich ein Unser-Vater in kolorierten Stichen, die in Haltung und sogar in Äußerlichkeiten Ähnlichkeit mit Usteris Darstellungen zeigten. Leider ließ sich weder Stecher noch Verleger ermitteln, da der Stichrand abgeschnitten war.

[33]) Eine hübsche Anekdote, die sich auf das Bild bezieht, mag hier erwähnt werden. Wilhelm Meyer erzählt in seinen Jugenderinnerungen (Z. T. B. 1879 S. 100): „Einige Monate später (nach dem Bombardement) sagte uns die liebe Tante, als sie uns zu Bette gelegt hatte, wie die Stadt in großer Gefahr gewesen wäre, wenn nicht der liebe Gott einen Engel gesandt hätte, der die Granaten von der Stadt abgewendet habe. Diesen Engel werde sie uns Morgen zeigen. Darauf freute ich mich denn sehr und stellte mir ihn vor, wie er zu Fuß durch Stadelhofen spaziere und mit seinen Flügeln Parade mache und war dann am folgenden Tage sehr enttäuscht, daß es der Engel auf dem Neujahrsstück der Hülfsgesellschaft (!) war, welcher mit seiner Ägide über den Thürmen der Stadt schwebt."

[34]) Über Neuhofer vgl. Goedeke Grundr. Bd. VII § 299 S. 170—71, und A. D. B.

[35]) Neuhofer schrieb dazu einen weitschweifigen, 80 Seiten langen Kommentar.

[36]) Zeichn. in L 13 und L 29. Auch zum „Dankspalm“ schrieb Neuhofer einen Begleittext.

VI.

Der Ratsherr und Künstlerfreund.

[1]) S. 246.

[2]) Ebda. S. 247.

[3]) Ebda. S. 249.

[4]) „Fröhlich kreist der Zeiten Lauf, Setzt man Rosenbrillen auf“, lehrt Usteri.

[5]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1889, S. 21. Heß gibt hier einem Briefe an Wagner eine launige Schilderung dieses Sittenumschwunges.

[6]) Heß, D. III. S. 255.

[7]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1887 S. 19.

[8]) Ebda. S. 23.

[9]) Helvet. Journal 1802.

[10]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1859 S. 4. Schweiz. Künstlerlex. Bd. I S. 136 ff.

[11]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1889 S. 25. Vgl. auch sein „Kunstgespräch in der Alphütte“ Alpenrosen 1822.

[12]) J. H. Meyer berichtet über ein solch mechanisches Wunderwerk, das auf der Ausstellung von 1804 zu sehen war, sehr launig: „Hyons Horn im Oberon und Orpheus Saitenspiel unter den Tieren und Bäumen des Waldes, brachten kaum eine so magische Wirkung hervor, wie das Gerelle dieser Maschine, sobald es der Laune des jeweiligen Saalinspektors gefiel, dieselbe in Bewegung zu setzen. Niemand hatte mehr Aug für das an den Wänden umher aufgehängte mannigfaltige Schöne, sondern wurde lauter Ohr. Alles geriet erst in Staunen, dann in Bewegung. Jünglinge und Mädchen, ernste Männer und fromme Matronen drängten sich durcheinander und sammelten sich endlich in vielfachen Kreisen um das lebendig gewordene Kunststück herum, um unter klapperndem Geräusch verborgener Räder, den Hufschmid, den Schneider, die fegende Magd zu bewundern, während die betrübten Künstler in den Ecken des Saales umherstanden.“ Der witzige Usteri hat sogar diesem Monstrum ein poetisches Denkmal geschaffen.

1. Des Künstlers Hände wanden
Uns einen bunten Kranz,
Und Herz und Aug empfanden
Der Schönheit reinen Glanz.

Doch wahrlich die oberste Stelle
Gebührt Dir, geistige Relle;
Denn scholl Dein Geklapper, im Nu
Stürzt Altes und Junges Dir zu.
3. „Seht des Urbiners Adel;
Den Hirt auf weichem Klee;
Die Zauberkraft der Nadel;
Und dort die wilde See!"
Sie Staunen, doch klappert die Relle
Verläßt man die schäumende Welle,
Und Engel und Nadel und Port
Fegt lustig die Wischerin fort.

[13]) Heß (D. III S. 246) nennt ihn nicht. Es dürfte indessen wohl der Ratsherr Peter Vischer aus Basel gemeint sein.

[14]) Samuel Gottlieb Hünerwadel, geb. 1771 gest. 1848 als Professor der Theologie und Pfarrer an der Heilig-Geist-Kirche in Bern, war bis 1809 Pfarrer in Zofingen. Vgl. Berner Taschenbuch 1855 S. 218—221.

[15]) J. H. Meyers Beschreibung dieser Fahrt wurde als Manuskript gedruckt unter dem Titel: Erste Fahrt der schweizerischen Künstlergesellschaft nach Zofingen 1805 [!] ꝛc. Zürich, getruckt in diesem Jahr 8° 12 SS.

[16]) Mskr. im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.

[17]) Briefe Usteris an Heß F. A. D. Heß 32, an Hegner im Nachlaß desselben No. 210 (Stadtbibl. Winterthur).

[18]) So schreibt Hegner an J. G. Müller am 2. März 1809 (N.-Bl. d. Stadtbibl. Winterthur 1893-94 S. 37): „Usteri in Zürich sammelt Künstlerlieder, wozu ich ihm auch einige Beiträge habe liefern müssen; es gibt eine Prachtedition mit Vignetten, aber der Text ist Kraut und Rüben. Schon hat es Händel deßwegen absetzen wollen, wegen Pastor Obliviosus [?], der soeben Lieder eingeschickt hat, die Heß im Beckenhof unter aller Kritik findet, denen jedoch Usteri mit Zurückziehung der Seinigen Platz machen will. O genus irritabile vatum!"

[19]) Usteri an Hegner (Febr. 1809): „Wenn nur die Lieferungen von Bern nicht so lange ausblieben. Ich erwarte von dort eine gewaltige Cardinalspastete, die doch billigerweise in die Mitte der Tafel zu stehen kommen sollte, aber durch ihr Ausbleiben das Arrangements des Ganzen sehr verzögert."

[20]) Usteri hatte das so angeordnet, um, wie er sagt, „unsern Freunden nicht altbackene Waaren aufzutischen, da ohnehin das eint und andere Gedicht einen guten Magen erfordert, auch wenn es neugebacken kredenzt wird" (Brief an Hegner 22. Oktbr. 1809). Am 10. Mai 1810 übersendet er Heß ein Prachtexemplar mit ganz neuen, von ihm auf das sorgfältigste ausgemalten Vignetten geschmückt: „Mitkommend bin ich so frei, Ihnen ein längst für Sie bestimmtes Exemplar der Künstlerlieder zu übersenden. Auch hier haben sich einige Umstände vereinigt, um meine Absicht etwas Besseres zu geben zu vereiteln. Also auch hier eine Hoffnung vereitelt, — wenigstens nur so so erfüllt! Nehmen Sie dessen ungeachtet diese

kleine Gabe gütig und mit ihrer gewohnten freundschaftlichen Nachsicht auf, und berücksichtigen Sie blos den Willen." —

[21]) „Die Künstlerlieder", heißt es im Vorwort, „mußten für eine harmlose Gesellschaft, die keine Ansprüche auf musikalische Kenntnisse und Fertigkeiten machte, blos mit solchen Melodien versehen werden, die sich leicht und fast nur aus dem Gehör singen lassen." Diese bestehen daher meist nur aus „Reminiszenzen anderer Singweisen".

[22]) Vgl. Ludin, der schweiz. Almanach „Alpenrosen" und seine Vorgänger (1708—1830) Diss. Zürich 1902.

[23]) Ludin S. 33.

[24]) Ludin S. 38.

[25]) Brief unter Mskr. Usteri No. 42.

[26]) S. Einleitung S. XXVI. No. 28.

[27]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1889 S. 42. Der Nachlaß bestand aus 24 Gouachebildern, 2 Bänden Handzeichnungen und 2 Bänden Radierungen. Unter den Subskribenten waren die Kaiserin von Rußland und der Erbprinz von Hessen; Mme de Staël interessierte sich wenigstens dafür. (Vgl. Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister, publ. par P. Usteri et E. Ritter. Paris 1903 S. 223.

VII.

Unter Freunden und zu Hause.

[1]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1889 S. 10.

[2]) Im helvetischen Almanach 1802.

[3]) Vgl. o. S. 85.

[4]) S. u. Abschn. VIII, 3.

[5]) Vgl. o. S. 87.

[6]) N.-Bl. d. Künstlerges 1890 S. 19.

[7]) Vgl. Escher S. 13.

[8]) Ebda. S. 5.

[9]) Mskr. Usteri 93.

[10]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1890 S. 15.

[11]) Geilfus, Ulrich Hegner zum Frieden im Hauskäppchen, Z. T. B. 1888 S. 28.

[12]) Waser, Ulrich Hegner S. 124.

[13]) Vgl. Sammlung Bernerischer Biographien 1884 Bd. I S. 177-186 (von F. von Fischer) N.-Bl. d. Künstlerges. 1889 S. 4 ff.

[14]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1889 S. 5.

[15]) Mskr. Usteri Nr. 43 u. F. A. David Heß 32. Herr C. L. Friedrich von Fischer, der jetzige Besitzer von Wagners Nachlaß, hatte die Liebenswürdigkeit, in demselben nach Briefen Usteris zu suchen; es fand sich jedoch nichts mehr vor.

[16]) 1764—1830, seit 1810 in Zürich ansäßig. Im F. A. David Heß ein handschr. Nekrolog auf Ebel. Vgl. A. D. B.

[17]) Vgl. A. Frey, J. G. v. Salis-Seewis 1889 S. 271.

[18]) W. Hosäus, aus Matthissons Album. Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde. Dessau 1890 Bd. V, S. 685.

[19]) „.... auch bitte ich Sie besonders unsern herrlichen Ratsherrn Usteri im Thalegg bei den Hoheiten einzuführen, und ihn zu bitten, sein herrliches Gedicht, Klage der Frau Zwingli und andere seiner Geistesschätze diesen auserwählten herrlichen Geistern vorzulesen und zu zeigen. Ich beneide Sie Alle, köstliche Tage in dieser Gesellschaft zu verleben." Brief von Ebel an Heß 15. Aug. 1817 (F.-A. David Heß).

[20]) Über Hegi vgl. N.-Bl. d. Künstlerges. 1851 A. D. B. und Appenzeller, H. Der Kupferstecher Franz Hegi. Zürich 1906. (Vollst. Verz. f. Kupferstiche.)

[21]) N.-Bl. d. Künstlerges. 1881 und 1882 (Sal. Vögelin).

[22]) Lebenserinnerungen S. 247.

[23]) Heß erzählt in seinen handschr. Nachträgen zur Landoltschen Biographie folgende hübsche Anekdote: „Einmal als Landolt in hohem Alter mit seinen Freunden bei Martin Usteri eine Mahlzeit eingenommen hatte, äußerte er den Wunsch, daß sie nun allsamt, sowie sie am Tische säßen, mit einander sterben könnten. Und als die Gäste ihn betroffen ansahen, fügte er scherzhaft hinzu: „Der Chueri (Konrad, Usteris Bedienter) würde donnermäßig erschrecken, wenn er hereinkäme und uns Alle mausetot fände. Aber bevor er die Leute zusammenriefe, würde er ganz gewiß erst die sämmtlichen Weinresten austrinken."

[24]) In seinen Bemerkungen zur Biographie Landolts (Brief an Heß 23. April 1820) macht Usteri noch besonders darauf aufmerksam.

[25]) Prof. Albert Mousson (1805—1890) berichtet in seinen Lebens erinnerungen (Z. T. B. 1895 S. 15) von einer längeren Krankheit, die ihn 1815 ans Bett fesselte: „Meine langen Tage auf dem Ruhebette wurden mir durch zwei Dinge angenehm verkürzt, die offenbar an gute Saiten meines geistigen Wesens anschlugen. Martin Usteri, der sinnige, liebenswürdige Dichter hatte Mitleid mit mir und erkannte bald meine Freude an Bildern. Er schickte mir dann während Monaten zur Wiedererneuerung nach 14 Tagen, Chroniken und Bilderbücher aller Art, an denen Auge und Hand sich im Nachzeichnen üben konnten. Dem verdanke ich es, daß ich am Ende ohne eigentliche Studien Tiere und Menschen in etwas richtigem Verhältniß der Glieder und Stellungen wiedergeben konnte."

[26]) Z. B. für den Landammann Reinhard.

[27]) S. Einleitung S. XXIV No. 40.

[28]) Am 15. Februar. Er erhielt den Schild No. 54. Vgl. Festschrift zur Feier des CCCCC jährigen Bestandes der Gesellschaft der Schildner zum Schneggen. Zürich 1900 S. 242.

[29]) D.[3] III S. 259.

[30]) Heß D.[3] III S. 257.

[31]) D.[3] III, 254.

[32]) Am eingehendsten behandelt Usteris Privatleben Nüscheler in seiner handschr. Biographie.

[33]) Waser, Ulrich Hegner S. 180.

VIII.

Auf der Höhe des Schaffens.

[1]) Durch die metrische Form seltsam von den übrigen abstechend ist nur das „Lied für Schützen auf das Freischießen in Zürich im Juli 1821". Es sind Strophen von je drei vierhebigen daktylischen Zeilen mit Auftakt, von denen die erste und dritte durch einen stumpfen Reim verbunden sind, während die zweite, mit klingendem Ausgange, reimlos bleibt:

„Willkommen, ihr Schützen, von Nah' und von Fern,
Was führt uns zusammen zur fröhlichen Stätte?
Der Freundschaft, des Ruhmes helleuchtender Stern."

[2]) 1805: Über die Kunstausstellung in Zürich im May 1805 S. 165.

[3]) Von der Schweizergränze, den 19. Septbr. 1805, von R . . . . d (Reichhard). Neuer teutscher Merkur vom Jahre 1805 III. Bd. S. 233.

[4]) H. Waser, Ulrich Hegner S. 123.

[5]) Vgl. Dictionnary of National Biogr. Bd. 42 S. 321 ff.

[6]) Sant Oswaldes Leben. Ein Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, herausgegeben von Ludwig Ettmüller, Zürich 1835.

[7]) Vgl. Stadler-Ginal Heiligenlexikon Bd. IV S. 632. Reliquien von Oswald liegen in der Stiftskirche in Solothurn, die Stadt Zug verehrt ihn als ihren Schutzpatron, und er erscheint hier am Ende des 16. Jahrhunderts als der Held eines Osterfestspieles. (Bächtold, Gesch. der deutsch. Lit. in der Schweiz S. 389 und Anm. S. 110—11.)

[8]) Als Quelle führt Usteri Gottfried von Viterbos „Pantheon" an.

[9]) Z. T. B. 1879 S. 206.

[10]) Auf Grund dieser Kollektaneen (Mskr. 63) ruht die Abhandlg. von H. Runge, Pilatus und St. Dominik. Mitth. der antiqu. Gesellschaft Zürich Bd. XII Heft 4.

[11]) Vgl. P. Martin Gander O. S. B. Der Pilatus. Alte und neue Welt Bd. 23. 1889 S. 653.

[12]) Die Sage findet sich bei Tschudi Bd. I S. 146 und in Etterlins-Chronik S. 7. Über den histor. Struth Winkelried vgl. A.D.B. 43, 443 (Oechsli)

[13]) S. o. S. 63 f.

[14]) S. Vögelin, das alte Zürich[2] Bd. II S. 257. Usteri hat seinem Gedichte ein reizendes, sorgfältig ausgemaltes Miniaturbildchen beigefügt.

[15]) Des Knaben Wunderhorn (Hempel I, 281):

„Es reit der Graf von Falkenstein
Wohl über die breite Haide.
Was sieht er an dem Wege stehn? rc.

Uhland deutsche Volkslieder 124:

A: Jk sag minen herrn van Falkensten
to finer Borg op rieden,
en schild förte he beneben sik her,
blank swerd an finer sieden

B: So rait der jung von Falkenstain,
uf . . wolt er riten,
den schilt den schob er neben sich,
das schwert als an der siten.

3. Do er über die haidi trabt rc. . . . .

Die angeführten Lieder kannte Usteri jedenfalls. B befindet sich in einer St. Galler Pap.-Hs. aus dem Besitze Tschudis, die Usteri exzerpierte; A wurde zuerst abgedr. im deutschen Museum 1785.

[16]) Sie findet sich z. B.: im alten Tellenlied (Tobler I, 3), Zug der Berner ins Waatland rc. (T I, 39), Von dem Strit vor Granson (T. II, 56), Zug nach Waldshut (T. II, 49)

[17]) D.[3] I, VII.

[18]) S. Grimm, deutsche Sagen No. 513. Illustr. Schweiz, Jahrg. 1874 S. 47—57: Die Alttoggenburg und ihre Idda-Legende v. E. Götzinger.

[19]) Ausgabe von 1538 Fol. Bl. 6.

[20]) Escher S. 15.

[21]) Reinhold Köhler, Anzeiger für deutsches Altertum 1883 Bd. 9, S. 403.

[22]) Escher S. 5.

[23]) Escher S. 16.

[24]) Escher S. 21.

[25]) Ges. Schriften Bd. V.

[26]) Socin, Schriftsprache und Dialekt im Deutschen 1888 S. 441.

[27]) Vgl. Götzinger in der Einleitung zu Hebels allemannischen Gedichten (Aarau 1873) S. XXV u. ff. Dazu P. Suter, die Zürchermundart in J. M. Usteris Dialektgedichten, Einleitung.

[28]) Socin a. a. O.

[29]) Götzinger a. a O. S. XXVI.

[30]) Goedeke Grundr. VI[2] S. 488 ff. A.D.B. X, 321 (Bächtold) M. Estermann, Gedichte der alten Pfarrei Hochdorf, Luzern 1871 S. 73—81. Suter a. a. O. Seine Gedichte erschienen gesammelt 1801, 1813[2].

[31]) Vgl. Volkslieder und Gedichte von G. J. Kuhn, herausgegeben von F. A. Ottiker, Aarau 1879 S. I-XXVIII. Goedeke Grundriß[2] VI S. 491. A. D. B. 17, 339.

[32]) Volkslieder und Gedichte von J. G. Kuhn, Bern 1806, S. VI: „Von meinen Volksliedern waren die meisten schon verfertigt, ehe ich die lieblichen, originellen allemannischen Gedichte von Hebel zu Gesichte bekam, für die ich hier dem vortrefflichen Herrn Verfasser laut meinen Dank sage.

[33]) Vgl. Schweizerischer Beobachter 1807 S. 83.

[34]) Suter a. a. O. S. 6. Lubin, die Alpenrosen S. 159.

[35]) Lubin, die Alpenrosen S. 161.

[36]) In dem Aufsatze „Die deutschen Mundarten". Prometheus 1808, Heft 1 S. 73. Wieder abgedruckt Alpenrosen 1812 S. 246.

[37]) Ottiker, a. a. O. S. XV.

[38]) Alpenrosen 1811 S. 70, ff.

[39]) Alpenrosen 1815.

[40]) Lubin a. a. O. S. 161.

[41]) Z. T. B. 1879 S. 203.

[42]) Lebenserinnerungen S. 502.

[43]) Wenigstens heißt es bei der unter [41]) erwähnten Briefstelle, daß jene Aeußerungen, „zumeist im Anschluß an eine Studie von Meyer v. Knonau über die Mundart" getan seien. Formell wie inhaltlich entspricht der Aufsatz ganz Meyers Art.

[44]) Bd. I S. 660.

[45]) Vgl. dazu auch Kuhn im „Schweiz. Beobachter" 1807 S. 87.

[46]) „Sennelied" und „Berglied".

[47]) Alpenrosen 1823 S. 1.

[48]) Suter a. a. O. S. 12.

[49]) Suter a. a. O. §§ 15, 21, 87, 166 u. ff.

[50]) Suter S. 137 und §§ 27, 33, 54, 73.

[51]) Drei weitere Proben aus Usteris Dialekthss. bei Suter S. 139.

[52]) F. A. David Heß 32.

[53]) Z. T. B. 1889 S. 44.

[54]) Vgl. den Brief an Hegner, Z. T. B. 1889 S . .

[55]) Sie umfaßt die Verse D.[3] I. S. 85—141, 5.

[56]) N. Bl. d. Künstlerges. 1889 S. 30.

[57]) D[3]. I. S. 5—7.

[58]) a. a. O. S. 13.

[59]) Der Name ist von Heß ergänzt, Usteri hat an dessen Stelle jeweilen drei Sternchen gesetzt.

[60]) Vgl. Suter a. a. O. S. 14.

[61]) Ebda.

[62]) s. Einleitung S. XXVII No. 52. Ueber Cramer vgl. die schöne Charakteristik von Gottfr. Keller in seinem Gedichte „Ein Festzug in Zürich". (Ges.-Werke Bd. X). Dazu Andenken an Heinrich Cramer, Zürich 1886. Druck von Fr. Schultheß.

[63]) Finsler, a. a. O. S. 131.

[64]) D. I. S. 161 wird ein aussichtsreicher Berg, die „Hochwacht" in der Nähe des Dorfes erwähnt; es ist wohl kein anderer als die „Lägern-Hochwacht" ca. 2½ St. nordwestl. von Zürich. Dann ist zu berücksichtigen, daß der Vikari vom Uetliberg bei Zürich aus wohl den Berg, aber nicht das Dorf sehen kann (D. I. S. 196), daß dieses in wenig Stunden von der Hauptstadt aus erreichbar ist ꝛc

[65]) Mélanges S. 244.

[66]) Volkslieder von J. G. Kuhn, herausgegeben von F. A. Ottiker, Aarau 1879 S. XXVI.

[67]) Waser, Ulrich Hegner S. 271.

[68]) Waser, Ulrich Hegner S. 123.

[69]) Z. B. D.[3] I. S. 127 „Und du Frühligsroos! — du bisches! — stahst da verlege"; S. 128 „Du drehst di nah ere liechte Verbüügig rechts um und hüpfst zue der Thür uus", S. 190 „O myn arme Vikari, du hast da währli e dummi, dummi Sottise gmacht!" ꝛc. ꝛc.

[70]) Geschichte der Deutschen Dichtung[5], Bd. 5, S. 82.

[71]) Hat er doch mehrere Almanachprodukte dieser Art illustriert. S. o. S. 202, 207 ff.

[72]) N.-Bl. d. Stadtbibl. Winterthur 1893—94 S. 34.

[73]) Vgl. A D. B. (Fränkel) Goedeke[1] Bd. III § 332 S. 734—740, Spindlers Dramen S. 885.

[74]) Der Briefwechsel Usteris mit Frau v. Escher in F. A. D. Heß 32. Der undatierte Brief lautet:

„Sie haben mir, liebe Frau Escher, von dem Schauspiel erzählt, welches dieses Frühjahr in Basel aufgeführt wurde und nach einer Erzählung von mir bearbeitet ist. Ich habe Dasselbe unlängst von dem Verfasser — Herr Spindler, Jur: Licent: in Baden-Baden, bey Webermeister Seckler (zuverläßig im Dachkämmerchen) erhalten, mit einer gar weihrauchigen Epistel und der Anfrage, ob er mir dieses Werklein dedizieren dürfte? Dieses werde ich mir nun verbitten, den Weihrauch habe ich aber nolens volens einatmen müssen; Sie werden mich aber deßwegen um

keine Linie aufgeblasener finden; den glücklicher Weise hat das Aufsteigen der Dünste in den Kopf die ehrliche Erklärung des Autors wieder ziemlich nieder gedrückt: „er wage es sich an mich zu wenden, um durch meinen vielvermögenden Einfluß — einen Verleger zu finden". — Dieser Verleger wird sich nun vielleicht finden, aber nicht durch meinen Einfluß, — und — nur vielleicht; den Hr. Hagenbach wird dem armen Autor höchst ein so jüdisches Geboth auf sein Geisteskind thun, daß dieser, alles wohlberechnet, finden dürfte, er zahle ihm gerade noch etwas weniger, als er vom Krämer für Papier erhalten könne und so sein Manuskript zurückziehen.

Ich mag also den Druck nicht abwarten, weil er so problematisch ist, sondern sende Ihnen die Handschrift, weil ich vermuten möchte, es könnte Sie interessieren diese Arbeit zu kennen, um der Frau His auch ein Wörtchen darüber schreiben zu können. Irre ich mich aber, so senden Sie mir das Schauspiel nur ungelesen wieder zurück, das kann den Verfasser nicht kränken, weil er nichts davon weiß, und sich mit der aus Basel erhaltenen Nachricht ferner gütlich tun wird: „sein Stück habe das Glück gehabt, daselbst zweimal aufeinander aufgeführt zu werden und vor einem zahlreichen Publikum Beyfall zu erringen, — welche Freude ihm durch keinen entgegengesetzten Bericht zu verkümmern gedenkt — (um à la Schinz zu enden) Derjenige, welcher die Ehre hat, Sie mit seiner vollkommensten Ergebenheit zu versichern

U.

[75]) In moderner Zeit ist es der erwähnte Karl Spindler, in dessen Novelle vom „Blümchen Wunderhold" die Zürcher Breitopffahrt erscheint; die Episode ist auch dramatisiert worden von dem Elsäßer Spacht (Fischart oder der Zürcher Hirsbrei, ein Singspiel) und, nach Usteris Erzählung, 1840 von Heinrich Cramer.

[76]) Baechtold, Mitt. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich 1880 Bd. XLIV S. 93 ff. Nach den Wickschen Annalen war Zur Linden Grempler und nicht Seiler.

[77]) Beschreibung der Hs. in der Ausgabe von Wendeler S. 5. Es sind 18 alte Blätter mit den Schriftzügen des 16. Jahrhunderts. Ein altes, beschriebenes Pergamentblatt dient als Umschlag; auf der Innenseite des Vorderdeckels ist als Bibliothekzeichen ein Wappen eingeklebt, worüber von etwas jüngerer Hand geschrieben steht: Ex libris Conradi Grebellij Tig. Helvetij Ao. cIↄIↄcXXXIII. auf dem ersten Blatte der Hs. stehen die „Namen der Herren vnd gsellen, die am 20. Junij 1576 jnn ein schiff gsessen vnd eins Tags von Zürich gen Straszburg gfaren sind mit eim warmen Hirs". Auf Bl. 2 folgt sodann die „Abgschrift der briefen, die min lieber bruder Thomas Zur Linden an mich nach Bremen gschrieben hatt."

[78]) N. Bl. d. Künstlerges. 1890 S. 13.

[79]) Das folgende nach Heß' Angaben in D. II. S. 3 ff. und seine Notizen F. A. D. Heß 31.

[80]) Es herrschte früher der Brauch, daß man Freunde und Verwandte, welche die Bäder zu Baden im Aargau besuchten, mit einem mehr oder weniger kostspieligen Geschenk bedachte. Auch literarische Arbeiten wurden als „Badschenke" verwendet.

[81]) David Heß hat nach dem Entwurfe, der ebenfalls in den Schriftzügen des 15. Jahrhunderts vorliegt, noch 3 Seiten ergänzt, die Fabel von „Der Welt Lohn" und Usteris Zeichnungen vom Steinhauserker beigefügt. Mehr konnte er nicht finden; wie er vermutet, hat Usteris Frau die letzten Seiten aus dem Entwurfe herausgerissen, so daß der Zyklus Fragment blieb. Am 7. Aug. 1828 schreibt er an Hegner: „Ich . . . entdeckte mit Schrecken, daß die Letzte, von welcher er mir selbst gesagt, sie sei vollendet und nur noch nicht aus der Kladde ins Reine geschrieben, abhanden gekommen. Ich ließ Alles durchsuchen, aber keine Spur mehr davon. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß seine immer halb wahnsinnige Frau in Rapperswil, wo er diese Arbeit ganz vollenden wollte, und es nicht mehr vermochte, nach ihrer Art in seinen Papieren gewühlt, aufs Geratewohl ein paar Bogen herausgerissen und, der Himmel weiß wozu, verwendet hat."

[82]) Gesta Romanorum Cap. CXXIX. Usteri kannte jedenfalls die Fabel Ulrich Boners, die er in Bodmers Fablen aus den Zeiten der Minnesinger Zürich 1757 S. 247 fand. Ein Königssohn prüft seine drei Freunde, indem er ein totes Schwein in einen Sack steckt, zu jedem der Freunde geht und vorgibt, er habe einen Menschen getötet und sei deshalb in Lebensgefahr. Zwei wenden sich von ihm ab; der dritte, auf den er am wenigsten gehalten, will sein Leben für ihn geben.

[83]) S. d. Brief im Anhang.

[84]) Ges. Schriften Bd. V S. 231.

[85]) Aquatintabll. nach Lips, Hegi, Usteri, Vogel, Volmar rc.

[86]) S. die Sage in Vogels Memorabilia Tigurina Bd. III Zürich 1853 S. 691. Zwei dieser Bilder erschienen als Illustrationen zu einem Aufsatze v. J. R. Wyß d. j. 1822 in den „Alpenrosen".

[87]) Unter dem Bilde steht: Die Grafen von Werdenberg waren in das Appenzellerland eingefallen; an diesem Tag lag der Alt von Ramschwag, der dies alles angericht hatt in großer Krankheit und sah noch, wie es im Appenzeller Gebirg allenthalben brann, daran er schuldig war, und nahm sein Wehtag schwerlich zu, daß er die göttlich Rach merkt und hatt ihn fast geruwen und starb jämerlich.

[88]) Darunter eine Widmung in Distichen: „In das Stammbuch des Fräulein von E. Verlobter von Erlach

[89]) N. Bl d. Künstlerges. 1882 S. 23.

[90]) Appenzeller, Franz Hegi, 1146.

[91]) Zweites Heft 1802 S. 178.

[92]) Escher S. 45.

[93]) Bd. I 2. Stück 1806 S. 309.

[94]) S. o. S. 101.

[95]) Er lobt dann das 1. 2. 4. 5. und letzte Blatt. „Am meisten gefehlt hat aber der Verfasser im 8. Blatte, wo er doch seine Erfindungsgabe am besten hätte zeigen können: Beide, Mann und Frau liegen hier auf dem Krankenbette und die betagte Großmutter versieht dabei den Dienst einer Wärterin. Wie viel anziehender, zum Herzen sprechender wäre es gewesen, nur einen von den Ehegatten, besonders den Ernährer der Familie, auf das Krankenlager zu werfen, und neben dem Vater die trostlose Gattin und das nun bald verwaiste Kind vorzustellen. Die Geschäftigkeit der guten Alten in nächtlicher Stunde hätte dadurch nichts von ihrer Bedeutung verloren". Allerdings hätte eine pathetische Rührszene, wie sie Meusel wünscht, dem Geschmacke des Publikums besser entsprochen, als Usteris schlichte Darstellung.

[96]) Lips stach sie in kleinerem Format für die „Alruna" 1805, deren Herausgeber, E. Müller, einen weitschweifigen Text dazu schrieb. Sogar in Wien wurde die „Muttertreu" nachgestochen. In ganz kleinem Format ließ endlich ein biederer Zürcher Zuckerbäcker die Darstellungen in Aquatinta ätzen als sinnige Ausschmückung für seine Bonbonsdüten.

[97]) „Lieblicher und schicklicher als mit diesen kleinen Gemälden kann man das Wohnzimmer einer jungen Mutter gewiß nicht ausschmücken". Helvetisches Journal 3. Heft 1804 S. 370.

[98]) Wie die „Rückkehr zur Spindel", so liegt auch dieser Zyklus in L. 15 nur in farbigen Skizzen mit Bemerkungen Usteris vor. Beide Bilderfolgen wurden auch von F. Hegi in Aquatinta geäzt. (Appenzeller, F. Hegi, 797—816).

[99]) Appenzeller, Franz Hegi, 778.

[100]) Nach J. Horner (Geschichte der Zürcherischen Neujahrsblätter) ist der Vater der Verlobten Johann Anton Herbst von Bern (1702—1753), der Bräutigam Johann Rudolf Stettler (1731—1825).

[101]) N. Bl. d. Künstlerges. 1882.

[102]) Diese beiden Darstellungen bei Appenzeller, Franz Hegi, 1109 und 1077.

[103]) Beschreibung bei Escher S. 35.

[104]) Escher, Tafel III.

[105]) Vgl. J. J. Hottinger, das Wiedererwachen der wissenschaftlichen Bestrebungen in der Schweiz während der Mediations- und Restaurations-Periode. Zürich 1858 S. 16, ff. G. von Wyß, Geschichte der Historio-

graphie in der Schweiz, Zürich 1895 S. 312 ff. Die Schweiz im 19. Jahrhundert, herausgegeben von P. Seippel. Bd. II S. 271 ff. (Meyer von Knonau).

[106]) S. Bächtold, Mitt. d. Antiq. Gesellsch. in Zürich Bd. XLIV, S. 103.

[107]) Am 6. Dez. 1814 schreibt H. Meyer aus Weimar an J. J. Horner: „In diesen Tagen war Graf Brühl aus Berlin hier, er sagte, er komme von Zürich, sey mit alt Obm. Füßli bei Vogel gewesen und habe mit Usteri Verhältnisse angeknüpft über Costumes, weil er als Nachfolger I[ffland]s in der Direktion des Theaters echt deutsche Stücke geben lassen soll." (Mskr. J. J. Horner 32.)

[108]) Nach dem Mskr. auf der Stadtbibl.

[109]) Zemp, die schweizerischen Bilderchroniken Zürich 1897 4°. S. 166 (Usteris Kopien L. 24, 3.)

[110]) Vgl. G. v. Wyß, Geschichte der schweizerischen Historiographie S. 230.

[111]) So schreibt Heß am 8. Dez. 1815 an Usteri: „Im Vertrauen auf Ihre Güte und Nachsicht wage ich es, mein verehrtester Herr und Freund, Sie zu beschweren mit der Bitte, den beyfolgenden geschichtlichen Abschnitt durchmustern zu wollen, den ich meiner Badenerspielerey überbinden möchte. Es finden sich ohne Zweifel darin eine Menge fehlerhafter Angaben, falsche Jahrzahlen ꝛc. Haben Sie die Gefälligkeit, Alles Unrichtige durchzustreichen und zu ergänzen, und so flüchtig, als es Ihnen beliebt alle ? nur mit einem Worte auszufüllen. Sie werden durch diese Bemühungen höchlich verpflichten ihren treu ergebensten D. H." In der Anmerkung auf S. 105 seiner Badenfahrt (Zürich 1818) schreibt Heß: „Wer kennt nicht des geistvollen Herrn Rathshr. Martin Usteris in den Alpenrosen vom Jahrgang 1811 eingerückten kleinen allerliebsten Roman: „Zeit bringt Rosen", dessen Schauplatz Baden ist? Diesem meinem hochverehrten Freunde verdanke ich die wichtigsten literarischen Hülfsmittel zur Bearbeitung dieses Buches."

[112]) Zemp, a. a. O. S. 44.

[113]) Das letztere ist der Grund, warum Heß den Aufsatz nicht unter die „Dichtungen" aufnahm. Er schreibt darüber an Hegner am 30. April 1830 (Z. T. B. 1889 S. 66: „Soll ich dieses Stück aufnehmen oder nicht? Das Ding ist höchst originell, und doch sträubt sich mein Gefühl dagegen, weil in den Citationen allzu derbe Ausdrücke vorkommen. Es sind allerdings nicht Usteris eigene Worte, sondern diejenigen grober Satyriker und theologischer Eiferer der Vorzeit, allein U. führt sie doch an. Nun sage ich von ihm und im Allgemeinen mit Recht: „Seine Muse blieb immer keusch und rein", aber an diesem Aufsatz könnte sich doch — zumal manches zarte, edle, weibliche Gemüt stoßen. Wir Männer sehen nur auf den Effekt im Ganzen und mißbilligen selbst scharfe und harte Drücker nicht,

wenn sie denselben erhöhen und sind eben nicht heikel in der Wahl der Ausdrücke. Aber auch unter den Männern gibt es heikle Naturen. Deswegen sträubt sich mein Gefühl dagegen, diesen Aufsatz in die Sammlung aufzunehmen, so sehr er mir sonst dienen könnte, um einen Raum auszufüllen und möglichste Gleichheit in die Abteilung von 4 Bänden zu bringen." Hegner antwortete darauf am 24. Mai 1830: „Hier, mein Lieber, den Aufsatz von U. zurück. An Geist fehlt's demselben nicht und die freien Ausdrücke hie und da würden mir den Druck weniger bedenklich machen als der allzu locale und temporäre Geschmack, der schon heutzutage nicht mehr recht Eingang finden könnte, weil er alte Moden berührt; denn alte Moden und was sie berührt, ist bei den Weltmenschen aus dem Bösen, sie wollen gar nichts mehr davon hören. — Seiner Zeit hat der Spaß wohl manche gute Wirkung gehabt." — Hegner möchte dann dem Aufsatz gern ein Plätzchen als „Komplement eines schwächeren Bandes" gönnen.

[114]) s. Hottinger a. a. O. S. 25.

[115]) Appenzeller 979, 980.

[116]) Die Briefe von Wagner und Ithen befinden sich unter Mskr. 31 im Nachlaß.

[117]) Heß gibt diese und die folgenden Notizen in seinem Vorwort zu einem Katalog der Usterischen Sammlung, der leider nicht mehr vorhanden ist. (F. A. David Heß 32).

[118]) s. Z. T. B. 1869 S. 46, ff.

[119]) Er ließ u. a. dessen Totentanz in Bern kopieren. Brief an Hegner 16. März 1822: „Ich lege demselben [dem Totentanz v. Merian] den Totentanz von Manuel bey, den ich vor mehreren Jahren in Bern kopieren ließ." (Nachl. Ulrich Hegners No. 210.)

[120]) s. Einleitung S. V. Nr. 10.

[121]) s. Woltmann, Holbein und seine Zeit, Leipzig 1874, Bd. I S. 138. Die Briefe Usteris an May von Büren auf der Bürgerbibl. Luzern.

[122]) s. F. Vetter im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1889, Bd. 22 S. 43 und Tafel I und I a.

[123]) s. N.-Bl. d. Stadtbibl. 1877 S. 9 und 10. In den 20er u. 30er Jahren versteigerte der Bücherantiquar Wüst an der Frankengasse in Zürich Glasgemälde, die besten Stücke zu 1—1½ fl.

[124]) s. Thurgauische Beiträge 25 S. 38.

[125]) Katalog No. 4—8. Der Katalog von Usteris Sammlung erschien unter dem Titel: Ausstellung von Glasgemälden aus dem Nachlaß des Dichters J. M. Usteri (1763. † 1827) aus Schloß Gröditzberg in Schlesien, zurückerworben im April 1894. Zürich, Druck von Ulrich & Comp. im Berichthaus 1894 [von J. R. Rahn und H. Zeller-Werdmüller]. Vgl. dazu: Die Glasgemälde-Ausstellung im Fraumünsterkreuzgang in Zürich,

von H. Angst, Zürcher Post 1894, Nr. 134, 135, 137 und 138. Allgm. Schweizerzeitung 1894, Beilage zu Nr. 138.

[126]) Kat.-Nr. 24—29.

[127]) Kat.-Nr. 10—21.

[128]) Kat.-Nr. 9.

[129]) Nach einer Notiz in den kunsthistorischen Kollektaneen L 48, Nr. 51 S. 34. Ihren Zustand i. J. 1804 schildert er in L 46, Nr. 4 S. 33. Abbildungen in d. Mitt. d. antiq. Ges. Zürich, Bd. II Heft 1. Z. T. B. 1894; Beschreibg. Mitt. Bd. XXIII S. 244, ff. Die Lichtpausen, die Usteri anfertigte, im Besitz der antiq. Gesellsch. Zürich. Vgl. noch Mitt. d. antiq. Gesellsch. Bd. XXVI S. 185.

[130]) Wie heikel Usteri in diesem Punkte war, zeigt ein Brief an Laßberg (23. Mai 1819): „... bey der Beschaffenheit der vorliegenden Stücke schien es mir ganz überflüssig, Sie mit einer Anfrage zu belästigen. Die historischen Vorstellungen aus dem neuen Testament sind aus den letzten Zeiten der Glasmalerey, freilich noch in Farben, aber von so gegemeiner Kunst, daß ich sie nicht geschenkt annehmen möchte."

[131]) Vgl. Tobler, schweiz. Volkslieder Bd. I S. VIII.

[132]) Von dem sog. kleinen Sempacherliede (Liliencron I, 118) gibt Usteri eine Abschrift der von W. Steiner überlieferten Hdschr., jedoch mit einigen abweichenden Lesarten, ohne deren Quelle zu nennen. Uhland hat sie in seine Volkslieder aufgenommen (161). Ebensowenig nennt er die Quelle der nur in seiner Kopie erhaltenen Version des Liedes von der Schlacht bei Näfels (Liliencron I, 145), die an manchen Stellen einen bessern Text gibt, als die in Werner Steiners Liederbuch enthaltene Hs.

[133]) Die Briefe Usteris an Laßberg wurden mir von der Freiin Hildegard von Laßberg in der liebenswürdigsten Weise zur Verfügung gestellt.

[134]) 4 Bde. 1820—1846.

[135]) Usteri gibt in einem Briefe an Laßberg vom 28. Februar 1819 einen Auszug des Schreibens: „Zufälligerweise hat eben jezt eine Forderung unseres Stadtrats an die französische Regierung statt, die eine ganz erwünschte Gelegenheit darbietet, den Wunsch, den wir E. HochWG: äußern, anzubringen und die zugleich große Hoffnung gibt, denselben zu erreichen. Graf Talleyrand hat nemlich vor mehreren Jahren um die Gefälligkeit angesucht, daß seiner Regierung der auf unserer Stadtbibliothek vorhandene schöne Codex der Troubadours Provençaux zur Copiatur anvertraut werden möchte: es geschah, aber jezt will Niemand mehr wissen, wohin dieses Kleinod gekommen sey. Wir haben ein Rezepisse des Ministeriums des Innern, welches damals Fouché verwaltete, und höchst wahrscheinlich ist unsere Handschrift mit demselben nach Böhmen ausgewandert: nun bittet uns die französische Regierung

ein neues, großes, nicht im Buchhandel befindliches Kupferwerk an. Die Idee fiel mir sogleich bey, ob es nicht möglich wäre, die Manessische Sammlung als Ersatz zu erhalten; wahrscheinlich scheint es mir nicht; indessen wird der Stadtrat diesen Wunsch äußern, und kann, auf den Fall, daß er nicht erhältlich wäre, die Bitte beifügen, daß man, nebst obbemeldetem, angebotenem Kupferwerk, nur den Manessischen Codex auf 1½ Jahr zum Abschreiben anvertraue, welches uns unter diesen Umständen nicht abgeschlagen werden kann. Sobald wir ihn erhalten, wird gewiß sich der hiesige Stadtrat ein Vergnügen daraus machen, Ihnen denselben mitzuteilen."

[136]) G. F. Benecke schreibt am 1. Mai 1823 an Laßberg: „Vor einiger Zeit machte man in Zürich große Anstalten zu einer neuen Ausgabe der Pariserhandschrift der Minnesinger. Es sollte auch eine getreue Copie der Bilder beigefügt, die Bodmersche Ausgabe durchaus berichtigt und ergänzt werden Hat sich alles dies zerschlagen?" und am 1. Jan. 1825: „Das Unternehmen der Schweizer, den Pariser Codex samt seinen Bildern vollständig und treu abdrucken zu lassen, scheint aufgegeben zu sein, wahrscheinlich schrecken die Kosten des Unternehmens von der Ausführung ab" (Briefe von G. Fr. Benecke, Jakob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Johann A. Schmeller und K. H. G. von Meusebach an Joseph, Freiherrn von Laßberg 1818—1849. Nach Franz Pfeiffers Anordnung herausgeg. von J. M. Wagner. Wien 1868 S. 4 und 5. Ueber weitere, ungefähr gleichzeitige Bemühungen, die Pariserhs. zu erlangen, vgl. Von der Hagen, Minnesinger I, XV und J. Grimm, Monatsberichte 1845, 3. April S. 109, ff. (Kl. Schr. 5, 359, ff.)

IX.

Lebensende.

[1]) S. o. S. 190.

[2]) Z. T.-B. 1889 S. 35.

[3]) D.[3] III S. 262.

[4]) Nach Heß soll es der Sängerverein von Wald gewesen sein. Herr Prof. Meyer von Knonau teilte mir jedoch gütigst mit: „Nach mündlicher Auskunft von Oberschreiber Tobler war es nicht Pfarrer Tobler von Wald, sondern Pfarrer Tobler von Stäfa, der mit seinen Sängern nach Rapperswil kam."

[5]) David Heß hat diese nächtliche Totenfahrt geschildert (F. A. David Heß 32):

Die Leichenfahrt.

30—31 Juli 1827.

Mitternacht! — Schwer und drückend hängt das Gewölke wie eine einzige, große schwarze Decke aus der schwülen Luft herab, von zuckenden

Blitzen zerrissen, und breitet sich aus über die Wellen des bewegten Sees. Schauerliches Tosen in der Höhe und in der Tiefe, vermischt mit dem Grollen dumpfrollenden Donners. Durch die Risse der Wolkendecke blicken einzelne Sterne und tritt hervor des Halbmonds nebelumflorte Sichel, trübes Licht verbreitend; bald aber verschwinden wieder Sterne und Mond, und das Dunkel waltet von Neuem. Einzelne Regengüsse stürzen herab und peitschen das Schaumgezisch der Brandung, versiegen dann plötzlich, und eisern starrt wieder die heiße gewitterschwangere Luft. Nun erhebt sich die Windsbraut; sie wühlt in den Wogen und ist schon wieder verstummt. Woher kam sie, wohin ging sie?

Und wie der stille Mond jetzt wieder hervortritt, auf den Wolkensäumen weilt und die grau bemoosten Thürme der alten Rappersvilla beleuchtet, taucht das Fahrzeug auf und nieder, und der eintönige Ruderschlag unterbricht allein das tiefe Schweigen.

Was trägt der Nachen in ungewohnter Geisterstunde? es ist ein langer, schmaler Kasten von weißem duftenden Tannenholz, bedeckt mit schwarzem Tuche, auf dem ein schneeweißes Kreuz im falben Schimmer der Blitze leuchtet.

Ist es vielleicht ein Raub, der dahin geführt wird? Ja wohl ein Raub, den der unerbittliche Tod an dem schönsten Leben vollbracht hat! Sie bringen, die Schiffer der nächtlichen Woge, sie bringen die abgestreifte leblose Hülle des edeln, heiteren Sängers der Freude. Das Lämpchen ist erloschen, die Rose verblüht! — Usteri, auch Du bist heim gegangen, und was von Deiner sichtbaren Gestalt noch übrig blieb, soll der heimatlichen Erde wieder gegeben werden, Staub dem Staube! Blitze folgen auf Blitze, und schäumender zürnen die Wogen. Eilet ihr Schiffer, und bringet die heilige Ladung an Bord der sicheren Erde! Aber sie treiben ihr Handwerk wie seelenlose Werkzeuge und ahnen nicht, welche kostbaren Ueberreste ihren rohen Händen anvertraut sind. Die elenden Wichte! — nicht einmal einen Rosenkranz beten sie für die Ruhe der abgeschiedenen Seele, was kümmert sie die Leiche eines Ketzers? Nun trinken sie sogar des mitgenommenen sauren Weines so viel, daß sie zu taumeln beginnen und die erschlafften Arme das Ruder kaum zu führen vermögen. Der stille Zug der Leiche auf dem Gewässer artet sogar noch in ein groteskes Bild aus. Paulus, das wäre für Dich eine Szene zum malen! Und siehst Du sie nicht von Deiner Wolke, auf der Du vielleicht dem Bruder entgegenschwebst, den lang Vermißten zu empfangen? Könnte Martin mit seinen blaßen Lippen noch lächeln, der Freund des Scherzes würde selbst noch auf die Trunknen deuten und launig sprechen: „Wie machen die Lümmel so dumme Gesichter!“

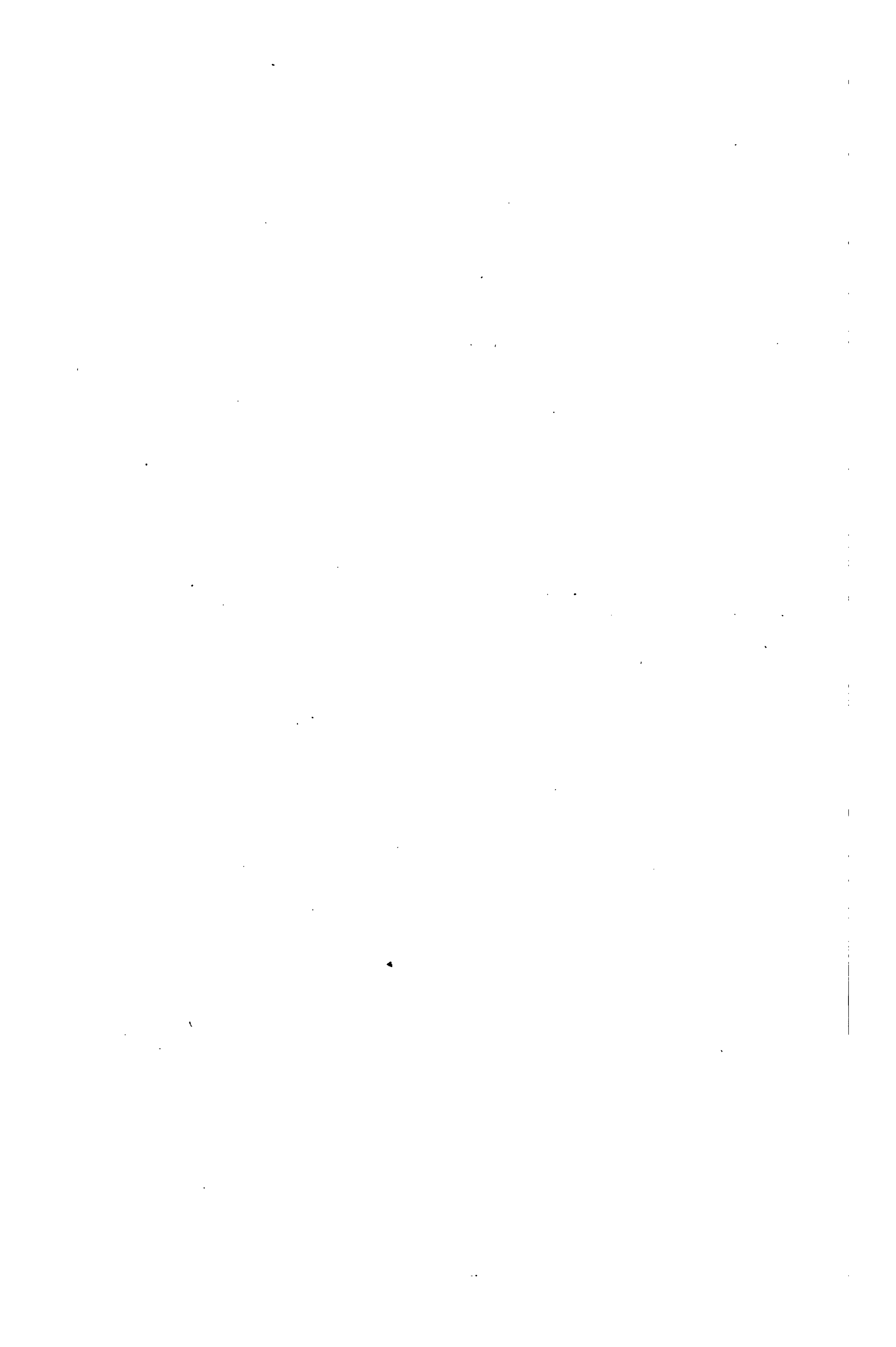
Aber sie landen in Küsnacht, verschlafen den Rausch und lassen den Schlummerer schaukeln an des Ufers unruhiger Brandung, bis der Morgen

dämmert. Dann erst treibt sie die Gier nach dem Lohne von hinnen, und endlich ist die Leiche geborgen im Hause, das der Meister nicht mehr lebend betreten sollte. In thränenloser Verzweiflung staunt die verschleierte Wittwe, stumm wie das Grab, das ihn verschlingen soll, der die Ulme der flatternden Rebe war, und aufgelöst in Wehmut sehen die Geschwister den Stab ihres Alters in der Totenkammer liegen. Freunde kommen und gehen, und Alle seufzen und sprechen: „Viel zu früh bist Du hingegangen, Du Einziger! Ja, einzig warst Du, und einzig wirst Du bleiben! Das Schöne weilt auf der Erde nur wie ein Wanderer in der Fremde verweilet: jetzt bist Du zurückgekehrt in andere, bessere Welten, welchen Du entstammtest. Fahre wohl, Geliebter des Volkes und mehr noch Geliebter der Freunde!“

Register.

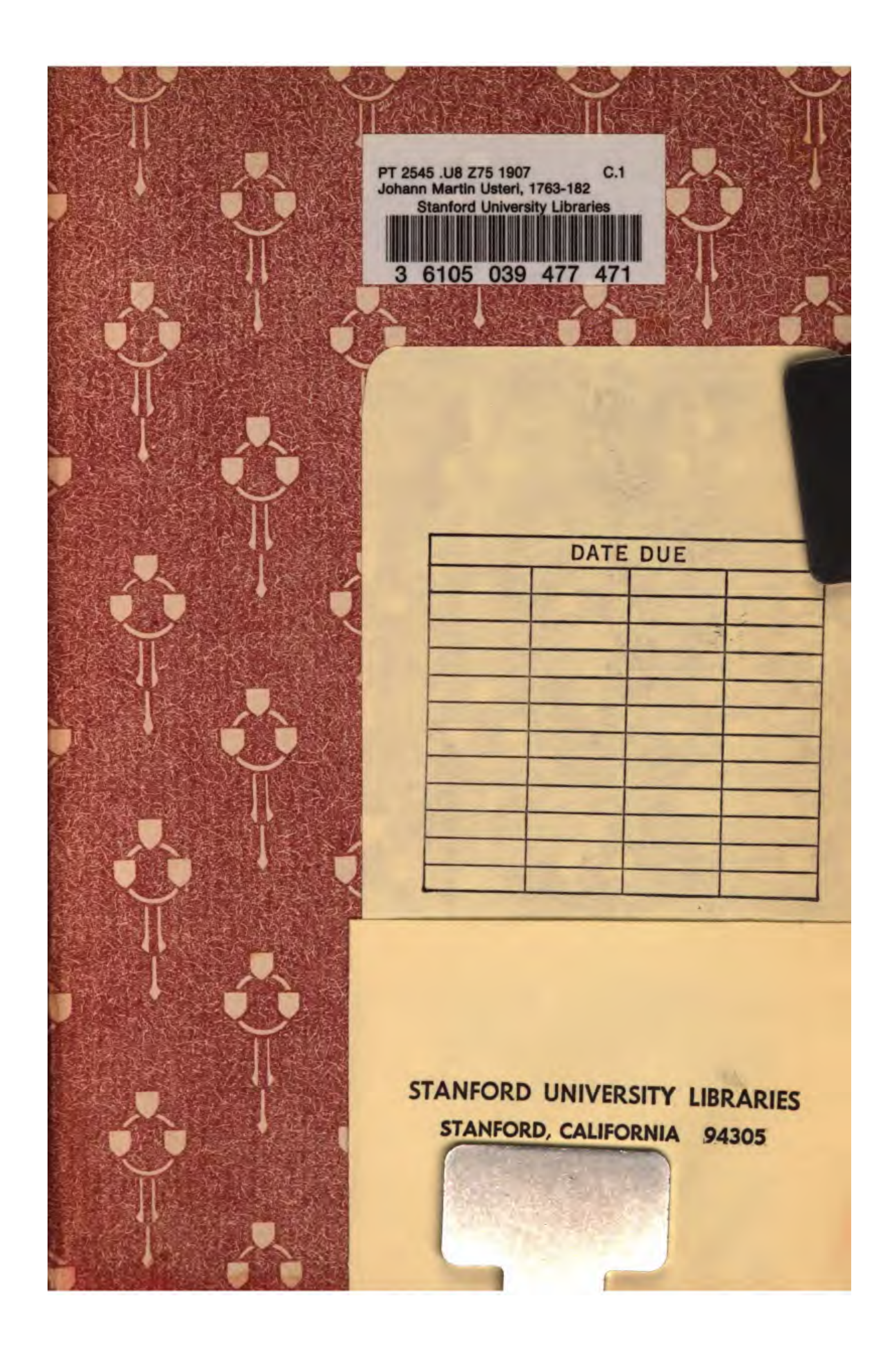
Berichtigung.

S. **IV** nach Zeile 4 ist zu ergänzen:
8 an Freiherr Joseph von Laßberg 1818—1821. Privatbesitz.
S. **XVIII** ist zu ergänzen:
1827 10 S. [Vorgeschichte der Schlacht bei Näfels].









PT 2545 .U8 Z75 1907 C.1
Johann Martin Usteri, 1763-182
Stanford University Libraries
3 6105 039 477 471
DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305